Der
Schöne Geist,
oder
Compendiöse Bibliothek
des
Wissenswürdigsten
aus dem
Gebiet der schönen Wissenschaften.

Heft II — IV.

Ladenpreis 18 ggl.

Eisenach und Halle,
bey Johann Jacob Gebauer,
1795.

Theoretischer Theil.

Theorie der schönen Künste überhaupt *).

A. Ueber Schönheit und Geschmack.

a. Nach Kant **).

1.

Der Geschmack ist das Vermögen der Beurtheilung des Schönen. (Kant S. 3.)

2.

Um zu unterscheiden, ob etwas schön sey, oder nicht, beziehen wir die Vorstellung nicht durch den

 Ver-

*) Was wir mit Eberhard (siehe Theorie der schönen K. und W. von J. A. Eberhard, dritte Aufl. S. 32.) theoretische Aesthetik nennen könnten, zur Unterscheidung von der practischen Aesth. welche die Regeln der Vollkommenheiten der besondern Arten der schönen Werke enthält.

**) Kritik der Urtheilskraft von Immanuel Kant. Berlin 1790. S. 476.

Darstellung und Erläuterung der Kantischen Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. Von Friedr. Wilh. Dan. Snell. Manheim 1791. S. 246.

Resultate der philosophirenden Vernunft über die Natur des Vergnügens, der Schönheit und des Erhabenen. Leipzig 1793. S. 248. (Von Dreves.)

Verstand auf das Object zur Erkenntniß, sondern durch die Einbildungskraft (vielleicht mit dem Verstande verbunden) auf das Subject und das Gefühl der Lust oder Unlust desselben. (Kr. S. 3. und 4.)

3.

Geschmacksurtheile sind also ästhetisch — nicht logisch, wo wir nach Begriffen des Verstandes ein Object beurtheilen, um uns Kenntniß davon zu verschaffen; (obgleich ein und derselbe Gegenstand sowohl ästhetisch als logisch beurtheilt werden kann. Beziehen wir z. B. die Vorstellung vom Aufgang der Sonne bloß auf unser Subject, so entsteht ein Wohlgefallen, und dieses Urtheil ist ästhetisch. Urtheilten wir aber über die Größe der Sonne, über Beschaffenheit der Atmosphäre u. s. w. so wäre dies Urtheil ein logisches.) (Snell ꝛc. S. 36.)

Anmerkung.

Aesthetisch in weiterer Bedeutung bezeichnet das Gefühl überhaupt, also auch das Gefühl des Angenehmen und Guten; in engerer Bedeutung aber das Gefühl des Schönen als solches. (Resultate ꝛc. S. 173.)

4.

Bey Geschmacksurtheilen kommt es auf vier Hauptpuncte an, die als Eigenschaften des Schönen zu untersuchen sind:

A. „Das Wohlgefallen, welches das Geschmacksurtheil bestimmt, (das Wohlgefallen am Schönen) ist ganz ohne Interesse. „(S. 5.)„

a) Beweis und Erläuterung.

Interesse heißt das Wohlgefallen, was wir mit der Existenz eines Gegenstandes verbinden, (wo wir wünschen: daß er dasey). Bey Beurtheilung des Schönen ist aber nicht die Frage: ob uns an der

Existenz der Sache gelegen sey, oder auch nur gelegen seyn könne? sondern (was sie, da sie einmal da ist, für Eindruck auf uns macht? und) wie wir sie in der bloßen Betrachtung (Anschauung und Reflexion) beurtheilen? Ich kann einen Pallast schön finden, und dennoch seine Existenz nicht wünschen; wenn ich etwa dabey, wie Rousseau, an die Eitelkeit der Großen denke, welche den Schweiß der Unterthanen zu entbehrlichen Dingen verwenden. (Eben so kann ich ein Gedicht schön finden, das mein moralisches Gefühl empört, und wo ich deswegen wünschen muß, daß es nicht dasey.) So lange nun dieses Geschmacksurtheil ganz uninteressirt ist, heißt es rein; so bald sich aber ein Verlangen nach dem Gegenstande einmischt, und um dessen willen (wenigstens zum Theil) wohlgefällt, so ist es unrein. Wer also über Schönheit urtheilen will, muß in Ansehung der Existenz der Sache gleichgültig seyn.

b) Vergleichung der drey specifischen Arten des Wohlgefallens. (Kant S. 14. Snell S. 44.)

Das Sinnlich-Angenehme	Das Sittlich-Gute	Das Schöne
1) macht uns Vergnügen;	1) wird geschätzt;	1) gefällt;
2) das Wohlgefallen daran entsteht durch Reitze der Sinnlichkeit, oder ein Interesse der Sinne;	2) das Wohlgefallen daran entsteht aus Begriffen der practischen Vernunft, und wirkt ein reines Interesse;	2) das Wohlgefallen ist ohne Interesse, und entsteht aus bloßer Contemplation ohne Begriffe;
3) es gilt für Menschen und Thiere;	3) es gilt für jedes vernünftige Wesen;	3) es gilt für Menschen, oder sinnlich vernünftige Wesen;

4) es bezieht sich auf Neigungen;	4) es bezieht sich auf Achtung;	4) es bezieht sich auf Gunst; (denn Gunst ist das einzige freye Wohlgefallen.)
5) das Interesse aus Neigungen kann ohne freye Wahl nach Geschmack seyn. (Wie z. B. bey Stillung des Hungers.)	5) das Interesse für Tugend aus Achtung läßt ebenfalls keine freye Wahl nach Geschmack, was wir thun wollen.	5) Das Wohlgefallen an Schönheit ist frey, und wir können die Gegenstände nach unserm Geschmack als schön beurtheilen.

c) Aus diesem ersten Momente (Hauptpuncte) gefolgerte Erklärung.

Geschmack ist das Beurtheilungsvermögen eines Gegenstandes, oder einer Vorstellungsart durch ein Wohlgefallen oder Mißfallen, ohne alles Interesse. Der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt Schön.

B) „Das Schöne ist das, was ohne Begriffe, „als Object eines allgemeinen Wohlgefal„lens vorgestellt wird — oder das reine Wohl„gefallen am Schönen ist allgemein ohne Be„griff „ (S. 17.)

a) Beweis und Erläuterung.

Anmerkung. Wir glauben hier zweckmäßig zu handeln, wenn wir über diese Kantische Behauptung: daß das Schöne ohne Begriffe als Object eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt werde, die Erläuterung von zwey verschiedenen Männern neben einander stellten; wovon der erste (der Verfasser der Resultate rc. der sich auf Reinholds Erklärung beruft) zunächst den Satz:

Satz: daß das Schöne ohne Begriff gefalle; der andere (Snell in seiner Darstellung 2c.) den: daß es Object eines allgemeinen Wohlgefallens sey; zu erläutern und zu beweisen versucht.

„Was ohne Begriff als Object eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird: diese Worte sollen hier nichts anders bezeichnen, als: Was nicht durch den Begriff, den man davon hat, sondern nur durchs Gefühl gefällt. Schön ist keinesweges das, was blos durch die Empfindung vergnügt, das ist angenehm; auch nicht das, was durch den Begriff allein geschätzt wird, das ist gut. — Ganz unrichtig würde man aber jenes angegebene Merkmal des Schönen verstehen, wenn man glaubte, daß wir von dem Object des Schönen keinen Begriff haben müßten. — In dem Begriff des Objects liegt nicht der Character der Schönheit, nicht der Grund des Vergnügens, welches das schöne Object uns gewähret, sondern das Wohlgefallen ist in dem Gefühle gegründet, das der Eindruck des schönen Gegenstandes auf uns macht, welches Gefühl aber zugleich unserm Verstande Beschäfftigung giebt. Die Form des schönen Gegenstandes muß so beschaffen seyn, daß der Eindruck derselben nicht blos unsere Sinnlichkeit stark und leicht beschäfftige, sondern auch die Handlungsweise unsers Verstandes in ein starkes und leichtes Spiel der Beschäfftigung setze. Das geistige Vergnügen, das die Betrachtung der Schönheit begleitet, wird nicht aus den Begriffen — z. B. seiner Nützlichkeit — sondern blos aus der Form des Gegenstandes, aus seiner Figur geschöpft. Daher kommt es auch, daß das Schöne ein Object eines allgemeinen Wohlgefallens ist; denn der Verstand ist in allen Menschen an ein und dasselbe Gesetz gebunden. Wenn also das Object so beschaffen ist, daß es uns nicht nur ein

ein sinnliches, sondern auch ein Gefühl von der Thätigkeit unsers Verstandes verschafft: so muß es auf alle Menschen gleich wirken, die das Gefühl von der Thätigkeit des Verstandes entwickelt haben. In Ansehung des Angenehmen bescheidet sich ein jeder, daß sein Urtheil, welches er auf ein Privatgefühl gründet, und wodurch er von einem Gegenstande sagt, daß er ihm gefalle, sich auch blos auf seine Person einschränke. Wer aber etwas für schön ausgiebt, der muthet andern eben dasselbe Wohlgefallen zu; er urtheilt nicht blos für sich, sondern für jedermann, und spricht alsdann von der Schönheit, als wäre sie eine Eigenschaft der Dinge.„ (Resultate ꝛc. S. 179. u. f.)

„Die Antwort auf die Frage: was der Grund dieser subjectiven Allgemeingültigkeit sey? läßt sich in folgende kurze Sätze zusammenfassen:

Was allgemein von allen Menschen angenommen werden soll, muß so beschaffen seyn, daß es sich allgemein mittheilen läßt;

Die Empfindungen der Sinne können nicht allgemein mitgetheilt werden, weil die sinnlichen Organe so sehr verschieden sind;

Aber die Einsichten des Verstandes, und alles was sich auf Erkenntniß bezieht, kann allgemein mitgetheilt werden;

Bey ästhetischen Urtheilen ist nun zwar keine Erkenntniß aus Begriffen, aber doch eine gewisse freye Thätigkeit der Erkenntnißkräfte anzutreffen;

Diese Thätigkeit bey Reflexionsurtheilen bestehet darin, daß erstlich die Einbildungskraft das Mannigfaltige der Anschauung zusammenfaßt, und zweytens der Verstand dasselbe zu einer Vorstellung vereinigt;

Durch dieses freye Spiel der Erkenntnißkräfte in ästhetischen Urtheilen wird keine Erkenntniß bewirkt,

wirkt, aber die Erkenntnißkräfte werden doch übereinstimmend beschäfftigt;

Dieser Zustand wird bey jedem Menschen, der ästhetisch urtheilt, vorausgesetzt;

Daher beruhet das ästhetische Urtheil auf einem Gemüthszustande, welcher einer allgemeinen Mittheilung fähig ist, oder welcher als die Bedingung des Urtheils bey jedem Menschen angesehen werden kann, und ist in sofern subjectiv allgemeingültig.

Und daraus wird endlich offenbar, wie diese Harmonie der Einbildungskraft und des Verstandes in ihrer freyen Wirksamkeit ein Gefühl der Lust bey jedem bewirke, der ein Urtheil über Schönheit fället; so wie im Gegentheil die Empfindung der Disharmonie ein Gefühl der Unlust bewirkt. Die ästhetische Beurtheilung gehet also vor dem Gefühl der Lust her, und ist der Grund derselben. (Darstellung ꝛc. S. 52. u. f.)

b) Das Schöne verglichen mit dem Angenehmen und Guten. (Kritik ꝛc. S. 15. Darstellung ꝛc. S. 55.)

1) Bey dem Angenehmen beruhet das Wohlgefallen auf keinen Begriffen, sondern auf dem Reize der Sinne;	1) Bey dem Guten beruhet es entweder auf Begriffen der empirischen Vernunft, wie bey dem Nützlichen; oder der reinen Vernunft, wie bey dem schlechthin Guten;	1) Bey dem Schönen beruhet es auf keinen Begriffen, beziehet sich aber doch auf das Erkenntnißvermögen, und beruhet auf Uebereinstimmung der Einbildungskraft und des Verstandes in ihrer freyen Thätigkeit;

2) ist weder objectiv noch subjectiv allgemeingültig.	2) ist objectiv und subjectiv allgemeingültiv, weil es auf Begriffen beruht.	2) ist nicht objectiv allgemeingültig, weil es auf keinen Begriffen beruht; aber subjectiv.

c) Aus diesem zweyten Momente gefolgert ist also Schön, was ohne Begriffe allgemein gefällt. (Kritik S. 32.)

C) „Das Geschmacksurtheil hat nichts als die „Form der Zweckmäßigkeit eines Gegen„standes oder Vorstellungsart zum Grun„de.„ (Kr. S. 84.)

a) Beweis und Erläuterung.

Bey ästhetischen Urtheilen wird eine Zweckmäßigkeit ohne bestimmten Zweck gedacht. Sollten wir dabey die Vorstellung eines Zwecks von dem schönen Gegenstande haben; so müßte dieser Zweck entweder ein subjectiver oder ein objectiver Zweck seyn. Ein subjectiver Zweck ist, wenn der Gegenstand um des Angenehmen willen, das er uns verschafft, uns interessant wird, so wie bey dem Sinnengeschmack. Wir haben aber bey der Betrachtung eines schönen Gegenstandes die Vorstellung eines subjectiven Zwecks nicht nöthig, um ihn für schön zu halten. Es ist ein freyes Wohlgefallen, das durch keine vorhergehende Vorstellung von einer gewissen Absicht, wozu dies Ding zu unserm Nutzen oder Vergnügen zu brauchen wäre, bestimmt wird. Ein objectiver Zweck ist die Vorstellung von der absoluten Vollkommenheit eines Gegenstandes, welche auf einem Begriff beruhen muß. Schön ist aber, was ohne Begriff als Gegenstand eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird.

Dennoch müssen wir uns eine Zweckmäßigkeit vorstellen, ob wir gleich an keinen bestimmten Zweck denken. Dies beruhet auf folgenden Puncten:

a) Wir beurtheilen in der Erfahrung gewisse Gegenstände als schön oder häßlich;

b) Diese Gegenstände geben Veranlassung, daß bey ihrer Betrachtung die Einbildungskraft und der Verstand in eine freye Beschäfftigung gesetzt werden, wobey sie entweder zweckmäßig zusammenstimmen, oder nicht;

c) Durch Selbsttäuschung legen wir das, was wir in unserm Gemüthe empfinden, dem Gegenstande selbst bey, und halten die Schönheit für eine eigenthümliche Beschaffenheit desselben. Wenn wir z. B. eine Rose betrachten; so wird durch den Stoff, welchen diese Anschauung zu unsrer Vorstellung liefert, eine gewisse freye Uebereinstimmung der Erkenntnißkräfte bewirkt; und weil diese Uebereinstimmung für uns zweckmäßig ist, so empfinden wir Wohlgefallen an den Gegenständen;

d) Also ist die Schönheit des Gegenstandes nichts anders, als die Empfindung der Zweckmäßigkeit ohne Zweck, die in unsern Gemüthskräften durch Betrachtung der Gegenstände veranlaßt wurde, und kann formale Zweckmäßigkeit heißen, um sie von der andern Art derselben, wo ein materialer Zweck vorhanden ist, zu unterscheiden. Woraus also erhellt, daß die Geschmacksurtheile auf einem subjectiven Princip a priori, nemlich dem der formalen Zweckmäßigkeit beruhen; weil sich bey allen Menschen die Bedingungen finden, unter welchen die Erkenntnißkräfte harmonisch zusammenstimmen können. (Darstellung S. 56. u. f.)

b) Vergleichung mit dem Angenehmen und Guten.

Das Sinnlich-angenehme ist immer mit einem subjectiven Zwecke oder Reize verbunden, woraus ein Gefühl der Lust entsteht. Wegen dieses Gefühls setzen wir angenehme Gegenstände als zweckmäßig für unsern Sinnengeschmack an, und haben also den Reiz als Zweck vor Augen, um dessen willen wir sie auf unser Subject beziehen. Das Geschmacksurtheil darf aber, wenn es rein seyn soll, von keinem Reize der Sinnlichkeit abhängen — obgleich in der Natur häufig mit schönen Gegenständen Reize verbunden sind.

Anmerk. Zur ersten Cultur eines Geschmacks ist es vielleicht zuträglich, auch in schönen Künsten Reize zu gebrauchen, um das Gemüth desto leichter für die Schönheit zu interessiren. Aber die Schönheit wird durch diese Reize nicht erhöht, und an Reinheit der ästhetischen Urtheile geht so viel verlohren, als an sinnlichem Wohlgefallen gewonnen wird. (Darstellung ꝛc. S. 62.) Der Geschmack ist noch barbarisch, so lange er die Beymischung der Reize und Rührungen zum Wohlgefallen bedarf, oder gar diese zum Maaßstabe seines Beyfalls macht. (Kritik S. 38.)

Wenn wir objective Zweckmäßigkeit an einem Dinge beurtheilen wollen, so muß stets der Begriff von einem Zwecke vorausgehn. Dieses findet sowohl bey äußerer Zweckmäßigkeit, oder dem Nützlichen, als der innern, oder der Vollkommenheit eines Dinges statt. Nur bey dem Urtheil über Schönheit haben wir keinen Begriff von einem Zwecke nöthig.

Anmerkung. 1) Unrichtig ist daher die Definition: Schönheit ist eine verworrene Vorstellung der Vollkommenheit; denn alle Begriffe, sie mögen verworren oder deutlich gedacht wer-

werden, gehören für den Verstand, oder das Vermögen der Erkenntniß. Das ästhetische Urtheil setzt aber keine Begriffe voraus, sondern entsteht nur aus dem Gefühle der Zweckmäßigkeit in der Einstimmung der Einbildungskraft und des Verstandes. Sonst wird zwischen gut und schön kein specifischer Unterschied seyn, und wir müßten das Geschmacksurtheil für ein verwornes Erkenntnißurtheil halten. Jedes Erkenntnißurtheil kann aber einmal deutlich gemacht werden, wenigstens ist dies objectiv möglich, so schwer es auch bey manchen Subjecten seyn mag: allein die Urtheile des Geschmacks lassen sich nie auf Begriffe zurückbringen, und zwey Menschen von etwas gebildetem Geschmack werden die Schönheit auf einerley Art beurtheilen, wenn auch ihr Verstand sehr verschieden ist. (Kr. S. 44.)

Anm. 2) Nimmt man bey Beurtheilung der Schönheit nebenher auf gewisse Zwecke Rücksicht: so ist die Schönheit keine freye mehr (pulchritudo vaga), sondern eine anhängende, (pulchr. adhaerens) und das Geschmacksurtheil wird unrein. (Krit. S. 48. Darstellung ꝛc. S. 64. u. f.)

c) Aus diesem dritten Momente gefolgerte Erklärung.

Das Schöne besteht also in der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, ohne daß wir uns einen bestimmten Zweck vorstellen; oder, Schönheit ist Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, so fern sie ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird. (Kr. S. 60.)

D) „Das Schöne hat eine nothwendige Beziehung aufs Wohlgefallen, oder, das Wohlgefallen am Schönen ist nothwendig. (Kr. S. 61.)

a) Beweis und Erläuterung.

Es ist hier von keiner apodictischen Nothwendigkeit die Rede, welche blos aus Begriffen des Verstandes hergeleitet werden kann. Wenn ich eine Sache für schön halte, so kann ich mein Urtheil durch keine Begriffe beweisen. Auch kann der Grund nicht in der Erfahrung liegen, daß dasjenige, was mir gefällt, nothwendig gefallen müsse. Aus allen Erfahrungen von gewissen Eigenschaften der Dinge kann ich nicht mehr folgern, als daß ich dieselbe sehr oft an ihnen wahrgenommen habe, aber nicht, daß sie diese Eigenschaften immer und für jedermann nothwendig an sich haben müssen. Also beruht die Nothwendigkeit des Wohlgefallens am Schönen auf keinem objectiven, sondern auf einem subjectiven Princip, welches dem Wohlgefallen vorhergehen muß, und sich a priori bey allen Menschen findet, aber nicht auf Begriffe zurückgeführt werden kann, sondern nur in einem Gefühl besteht.

Jeder Mensch hat die bey der Beurtheilung des Schönen einwirkenden Erkenntnißkräfte, und wir können voraussetzen, daß sie unter gewissen Umständen bey jedem Menschen zusammenstimmen, und sich in einem freyen Spiele beschäfftigen werden, wodurch ein Gefühl der Lust bey ihnen, wie bey uns, entsteht. Wenn ich nun sage: dieses Ding ist schön; so folgere ich nach den subjectiven Principien, daß es auch nothwendig für andere schön seyn werde, wofern mein Geschmacksurtheil richtig ist; (Darstellung ꝛc. S. 74. u. f.) — denn jeder vernünftige Mann wird sich gern bescheiden, daß sein ästhetisches Urtheil eben so wohl zuweilen unrichtig seyn könne, wie die logischen Urtheile. (S. 48.)

Anmerk. Diese allgemeine subjective Bedingung der ästhetischen Urtheile, wodurch wir die Wirkung aus dem freyen Spiele der Erkenntnißkräfte ver-

verstehen, kann man den Gemeinsinn nennen. Dieser ist vom gemeinen Verstande, den man zuweilen auch Gemeinsinn (sensus communis) nennt, wesentlich verschieden, weil der Verstand nur nach Begriffen, nicht nach bloßen Gefühlen urtheilen kann. Er ist vielmehr ein Gefühl von der nothwendigen Uebereinstimmung der Einbildungskraft und des Verstandes bey der Betrachtung gewisser Gegenstände. Und da wir diese Uebereinstimmung und das daraus entstehende Gefühl als einen Gemeinsinn bey jedem Menschen voraussetzen können; so halten wir das Wohlgefallen in ästhetischen Urtheilen mit Recht für nothwendig. (Kritik ꝛc. S. 63. Darstellung ꝛc. S. 75.)

b) Vergleichung des Schönen mit dem Angenehmen und Guten.

Das Sinnlichangenehme gefällt nicht nothwendig; weil unsere Sinne vorher die Receptivität haben müssen, um von gewissen Eindrücken angenehm afficirt zu werden. — Das Wohlgefallen, welches nothwendig aus der Befolgung der Vernunftgesetze folgt, beruht auf Begriffen der reinen practischen Vernunft, die dem freyhandelnden Wesen zur Regel dienen, wie es handeln soll. — Die ästhetische Nothwendigkeit aber folgt aus keinen Begriffen, und es geht keine Bestimmung des Willens zu Handlungen vorher, sondern nur ein Gefühl von freyer Wirksamkeit der Erkenntnißkräfte. (S. 76.)

Anmerk. Man kann diese Nothwendigkeit eine exemplarische nennen; denn unser einzelnes ästhetisches Urtheil über Schönheit eines Dinges ist nur als ein Exempel zu einer uns unbekannten Regel anzusehen. (Kritik S. 66.)

c) Schön ist also (nach diesem vierten Moment gefolgert) was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird. (Kritik S. 67.)

5.

Alles läuft also auf den Begriff des Geschmacks hinaus: daß er ein Beurtheilungsvermögen eines Gegenstandes in Beziehung auf die freye Gesetzmäßigkeit der Einbildungskraft ist. — Soll aber in Geschmacksurtheilen die Einbildungskraft betrachtet werden in ihrer Freyheit; so wird sie hier nicht reproductiv genommen, (wo sie den Gesetzen der Association unterworfen ist,) sondern productiv (selbstthätig, als Urheberin willkührlicher Formen möglicher Anschauungen.) Freylich ist nun die Einbildungskraft, bey der Auffassung eines Gegenstandes an eine bestimmte Form dieses Gegenstandes gebunden, und hat in so fern kein freyes Spiel; (wie sie es im Dichten hat;) aber es läßt sich doch begreifen, daß ihr der Gegenstand gerade eine Form geben könne, die eine solche Zusammensetzung des Mannigfaltigen enthält, wie sie die Einbildungskraft, wenn sie sich selbst frey überlassen wäre, übereinstimmend mit der Verstandes-Gesetzmäßigkeit überhaupt entwerfen würde. Daß aber die Einbildungskraft frey, und doch von selbst gesetzmäßig seyn sollte, wäre ein Widerspruch. Der Verstand allein giebt das Gesetz. Wenn aber die Einbildungskraft nach einem bestimmten Gesetz zu verfahren genöthigt wird; so wird ihr Product, der Form nach, durch Begriffe bestimmt, und dann ist das Wohlgefallen daran nicht Wohlgefallen am Schönen, sondern am Guten. Es wird also erfordert eine Gesetzmäßigkeit ohne bestimmtes Gesetz, und eine subjective Uebereinstimmung der Einbildungskraft, ohne eine objective, wo die Vorstellung auf einen be-

bestimmten Begriff von einem Gegenstande bezogen wird. (Kritik rc. S. 68.)

6.

Man könnte Schönheit nun so definiren: sie ist diejenige Form eines durch Sinnlichkeit uns vorgestellten Gegenstandes, durch die derselbe unserm Geiste ein uneigennütziges Wohlgefallen gewährt. (Schönheit ist in der Form des Gegenstandes, nicht in einer Beschaffenheit unsrer Empfindung gegründet. Dies hieße das Vergnügen an der Schönheit mit der Schönheit selbst verwechseln. — Schönheit ist Form eines durch Sinnlichkeit vorgestellten Gegenstandes, und in der engsten Bedeutung nur die Form sichtbarer Gegenstände; wovon sie metaphorisch auf andere übergetragen worden ist. In einer engern Bedeutung wird sie den Gegenständen des Gehörs, aber auch nur der Melodie und Harmonie beygelegt. Einzelne Töne vergnügen, Schönheit gefällt; sie gewährt intellectuelles Vergnügen. Auch ist das Wort Schönheit auf Gegenstände der Phantasie, z. B. auf Gedichte übergetragen worden; denn Phantasie ist eine Modification der Sinnlichkeit. — Die Form des sinnlich vorgestellten Gegenstandes muß nicht bloß durch den Eindruck Vergnügen gewähren, sondern auch die Thätigkeit des Verstandes wecken, und ein uneigennütziges, ein allein aus der Beschäfftigung unsrer Denkkraft geschöpftes Vergnügen gewähren. Resultate rc. S. 184. u. f.)

---

b. Erklärung anderer Philosophen über Schönheit *).

(Ein Beytrag zur Geschichte der verschiedenen Meinungen über die Natur des Schönen.)

1.

Wolf [a]). Schön ist, was uns gefällt. — Die Schönheit besteht in der Vollkommenheit, und was diese Vollkommenheit bewirkt, ist auch geschickt, uns Vergnügen zu machen. — Man unterscheide wahre Schönheit von der bloß anscheinenden. Jene entsteht aus einer wirklichen, diese aus einer vermeinten Vollkommenheit.

Anmerkung.

Hier ist Schönheit mit dem Vergnügen, das sie erweckt, und mit der Vollkommenheit verwechselt.

2.

Crousaz [b]). Es ist einerley zu sagen: dieser Gegenstand ist schön; oder: er hat meinen Beyfall, und macht mir Vergnügen. — Es giebt fünf Merkmale des Schönen: **Mannigfaltigkeit**, **Einheit**, (Beziehung aller Theile auf einen einzigen Zweck?) **Regelmäßigkeit** (ähnliche Zusammenstellung der Theile), **Ordnung** (Abstuffung der Theile, in dem Uebergange von einem zum andern), **Proportion** (angenehme Vereinigung der Mannigfaltigkeit, Regelmäßigkeit und Ordnung).

3.

*) Resultate ꝛc. S. 71. u. f.
a) Psychol. empirica.
b) Traité du Beau. Amst. 1714

3.

Hutcheson c). Schön nennt man, was ein Gegenstand der Erkenntniß für den innern Sinn des Schönen ist. Dieser Sinn ist weder Sinnlichkeit, noch Verstand, noch Vernunft, sondern ein beygelegter sechster Sinn; ein Vermögen, wodurch wir die schönen Gegenstände unterscheiden, eben so, wie wir durch den Sinn des Gesichts Begriffe von Farben und Figuren erlangen. — Unsere Seele verhält sich beym Vergnügen und Mißvergnügen leidend; die Gegenstände rühren uns nicht so wie wir wollen. Daß sie uns so rühren, das ist Einrichtung der menschlichen, und unsrer individuellen Natur. — Vielleicht giebt es keinen Gegenstand, dessen Erkenntniß uns nicht mehr oder weniger Veranlassung zum Vergnügen oder Mißvergnügen würde, das sich uns denn aufdringt. — Bey Vorstellungen, die von den Sinnen herrühren, entsteht das sie begleitende Vergnügen von der Ordnung oder Unordnung, der beobachteten oder vernachlässigten Symmetrie, von dem Natürlichen oder Abenteuerlichen, das man in den Gegenständen gewahr wird; nicht von den einfachen Vorstellungen der Farbe, des Schalls, der Ausdehnung, für sich betrachtet. — Innerliche Sinne nenne ich die Bestimmungen der Seele, durch welche sie bey Betrachtung gewisser Formen oder Vorstellungen Vergnügen oder Mißvergnügen empfinden. Und eben so haben wir einen innern Sinn des Schönen, der bey allen Menschen, die keinen ganz stumpfen Verstand haben, angetroffen wird. Das Vergnügen, welches der innere Sinn uns gewährt, ist von der Erkenntniß der Ursachen verschieden, und ist nothwendig, weil wir es nicht nach Willkühr abändern können.

c) An Enquiry into the Original of our Ideas of Beauty and Virtue. London 1753. Deutsch Frankf. und Leipzig 1762.

Ein unangenehmer Gegenstand scheint uns deswegen nicht schön, weil er uns nützlich ist, und ein schöner deswegen nicht häßlich, weil er uns Schaden thut. Das Wohlgefallen am Schönen ist also auch uninteressirt. Hutcheson und seine Anhänger unterscheiden bey körperlichen Dingen noch ein absolutes und ein relatives Schöne. Unter der absoluten Schönheit verstehen sie nur diejenige, die gewissen Gegenständen an sich selbst zukommt, ohne daß man sie mit etwas anderm, wovon sie Nachahmung wären, vergleichen könnte, z. B. die Schönheit in den Werken der Natur, und in gewissen künstlichen Formen, Figuren, Körpern und Flächen. Relative Schönheit hingegen legen sie solchen Gegenständen bey, die man gemeiniglich als Nachahmungen und Bilder von andern ansieht. Die relat. Schönheit, sagen sie, besteht in der Aehnlichkeit, welche sich zwischen Vorbild und Nachbild findet; so daß also im Nachbilde Schönheit seyn kann, wenn auch in dem nachgeahmten Vorbilde nicht die mindeste Schönheit zu finden ist. Uebrigens halten sie für die Haupteigenschaft schöner Gegenstände: Einförmigkeit in der Mannigfaltigkeit.

Anmerk. Hiernach wäre der Geschmack ein von den übrigen Grundvermögen des Gemüths (von der Sinnlichkeit, dem Verstande und der Vernunft) unabhängiges Vermögen, Schönheit und Häßlichkeit durch ein Gefühl wahrzunehmen.

4.

Der Pater Andre d) theilt das Schöne in vier Arten: 1) in das sichtbare Schöne, 2) das Schöne in den Sitten, 3) in den Werken des Geistes, und 4) in das musicalische Schöne; und bringt jede dieser Arten unter drey Gesichtspuncte. Er nimmt an, daß man in jeder Art des Schönen 1) ein wesentliches,

d) Essai sur le Beau. Par. 1741. Deutsch, Altenburg 1757.

ches, absolutes und von aller, selbst göttlicher, Willkühr unabhängiges Schöne finde; 2) ein natürliches, von der Einrichtung des Schöpfers, nicht aber von menschlichen Meinungen und Vorstellungsarten abhängiges Schöne; 3) ein künstliches, zum Theil willkührliches, doch von den ewigen Gesetzen des wesentlichen Schönen immer in gewisser Maaße abhängiges Schöne. Das wesentliche Schöne setzt er in die Regelmäßigkeit, Ordnung, Proportion und Symmetrie, wie sie in den Werken der Natur beobachtet sind. In den Werken der Künste giebt es ein wesentliches Schöne, das in der Ordnung besteht, und ein willkührliches, das in der freyen vom Künstler abhängigen Anwendung der Gesetze der Ordnung besteht — in der Wahl einer solchen Ordnung; ein Schönes des Systems, wobey aber der Künstler die Linie des wesentlichen Schönen nicht überschreiten darf. Das willkührliche Schöne ist entweder ein Schönes des Genies, das sich auf die Kenntniß des wesentlichen Schönen; oder des Geschmacks, das sich auf Werke der Natur und der Meister in der Kunst; oder der bloßen Willkühr, das sich auf nichts gründet, und daher nicht zugelassen werden darf.

Das wesentliche Schöne in den Sitten, in den Werken des Geistes, und in der Musik, gründet sich auf die Wahrnehmung der Ordnung, der Regelmäßigkeit, Proportion, angemessene Richtigkeit, Schicklichkeit und Uebereinstimmung, wodurch die moralischen, intellectuellen und harmonischen Werke Einheit erhalten. Das natürliche Schöne ist in den Sitten: die Beobachtung des wesentlichen Schönen in unserm Betragen nach Maaßgabe des Platzes, den wir unter den Dingen in der Natur einnehmen; in den Werken des Geistes: getreue Nachahmung der Natur; in der Harmonie: die Befolgung der Gesetze der Natur, in der Einrichtung der tönenden

Körper, und unsers Gehörs. Das künstliche Schöne besteht darin, daß man sich nach dem herrschenden Geschmack, Gebräuchen und Meinungen der Menschen bequeme, — ohne Verletzung des wesentlichen und natürlichen Schönen.

Anmerk. Andre hat keine eigentliche Definition von Schönheit gegeben, und Vollkommenheit mit Schönheit verwechselt.

5.

Hogarth e) nennt Schönheit die durch äußere Sinne wahrgenommene Vollkommenheit an äußern Gegenständen; und behauptet, daß die Vollkommenheit an den sichtbaren Gegenständen in der Form ihres äußern Umrisses bestehe; und da jeder Contour sich in Linien auflösen lasse, so sey der Contour in den so genannten Wellenlinien zu suchen, — oder in der Gattung krummer und gewundener Linien, welche zwischen den ganz geraden und ganz gekrümmten das Mittel halten, und deren Krümmung also nicht zu merklich ist.

Anmerk. Hier ist also nur eine Art, nicht die Gattung der Schönheit erklärt.

6.

Burke f) versteht unter Geschmack diejenige Fähigkeit oder Fähigkeiten der Seele, auf welche die Werke der Einbildungskraft und der schönen Künste ihre Eindrücke machen, und von welchen sie beurtheilt werden; und unter Schönheit diejenige Eigenschaft der Dinge, durch welche sie Liebe, oder eine der Liebe ähnliche Leidenschaft erregen. Er unterscheidet aber Liebe, als das Vergnügen, welches der Seele das An-

e) Analysis of Beauty, verdeutscht von C. Mylius. Berlin 1750.

f) A philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime etc. Verd. von Ch. Garve. Riga 1773.

Anschauen des Schönen in jeder Gattung macht, von Begierde, oder der sinnlichen Lust, dem heftigen Bestreben der Seele, dasjenige zu besitzen, was ihr nicht als schön, sondern aus ganz andern Ursachen gefällt — ob sich gleich Begierde mit Liebe zuweilen vermischen kann. — Vollkommenheit ist nicht die Quelle der Schönheit. Mit dem Begriff von Schönheit bey dem andern Geschlecht ist fast immer der Begriff von Schwäche und Unvollkommenheit verbunden; Schönheit im Unglück (das leidende schöne Weib) hat viel Anziehung; nicht die großen bewundernswürdigen Tugenden, sondern die sanften nehmen das Herz am meisten ein. Ein Ansehn von Festigkeit und Stärke ist der Schönheit ausnehmend nachtheilig, ein Schein von Delicatesse und selbst von Schwächlichkeit (ohne Kränklichkeit) ist ihr beynahe wesentlich. — In Absicht der Ausdehnung ist schön, was vergleichungsweise klein ist. (In den meisten Sprachen werden Dinge, die man liebt, mit verkleinernden Beywörtern belegt.) — Fast immer findet sich als Eigenschaft schöner Gegenstände Glätte. — So wie vollkommen schöne Körper nicht aus winklichten Theilen zusammengesetzt sind: so gehen auch ihre Theile nicht lange in einerley geraden Linien fort, sondern verändern ihre Richtung durch immer fortgehende, aber unmerkliche Abweichung von der ersten Linie. — Die Schönheit wirkt durch eine Nachlassung aller festen Theile unsers körperlichen Baues; durch eine Art von Erschlaffung, in welcher (wenn sie anders nicht zu weit von dem natürlichen Ton unsrer Fibern abweicht,) der Grund alles positiven Vergnügens zu liegen scheint.

Anmerk. Burke hat also eine bloß empirische Exposition des Schönen angestellt.

7.

Home g). Diejenige Annehmlichkeit, die wir Schönheit nennen, kommt eigentlich nur den sichtbaren Gegenständen (Gegenst. des Gesichts) zu. Diese sind aber am meisten zusammengesetzt. Die von der Schönheit erregten Bewegungen haben den gemeinschaftlichen Character, daß sie sanft und munter sind. — Es giebt eine eigene Schönheit, die man an Gegenständen wahrnimmt, wenn man sie besonders, und in keinem Verhältniß mit andern betrachtet; und eine Schönheit des Verhältnisses. Die erste wird bloß durch die Sinne empfunden; die Empfindung der andern erfordert Betrachtung und Nachdenken: jene liegt in dem Gegenstande allein; diese ist in Dingen, in so fern sie als Mittel zu einem guten Zweck oder Vorsatze betrachtet werden. Die Schönheit der Wirkung wird aber durch einen leichten Uebergang der Begriffe auf die Ursache versetzt; darum wird uns ein Gegenstand, dem eigene Schönheit mangelt, durch seine Nutzbarkeit schön. — Beide Schönheiten in Einem Gegenstande vereinigt, verschaffen uns ein vorzügliches Vergnügen. — Der Grund, warum ein Gegenstand durch seine Figur als schön gefällt, läßt sich nicht erforschen. Wahrscheinlich ist der Mensch ursprünglich mit einem Geschmacke für diese Beschaffenheiten geschaffen. Dies wird dadurch bestätigt, daß dieser Geschmack nicht zufällig, sondern allgemein bey allen Menschen ist.

Simplicität ist deswegen schön, weil sie die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zusammenfaßt, und einen vollständigen Eindruck macht, der gleichsam mit einem Schlage trifft. — Die Schönheit kann nicht gedacht werden ohne ein Wesen, das sie sich vorstellt, und derselbe Körper, der dem Menschen schön scheint, kann

g) Elements of Criticism. In der deutschen Uebers. von Meinhard. B. I. Cap. 3.

kann vielleicht einem andern Wesen häßlich scheinen. Schönheit ist also keine ursprüngliche Eigenschaft. Aber durch die Einrichtung unsrer Natur stellen wir uns Schönheit, eben so wie Farbe, als Dinge vor, die dem Gegenstande zukommen, und als ursprüngliche Eigenschaften. —

Anmerk. 1) Ursprüngliche Eigenschaften (in der Materie) sind solche, die in dem Gegenstande selbst vorhanden sind, und in ihnen fortdauren, wir mögen sie uns vorstellen oder nicht, wie z. B. Ausdehnung. Abgeleitete hingegen sind solche, die ihr Daseyn eben so sehr dem Geiste, der sie vorstellt, als dem Gegenstande selbst zu danken haben, wie z. B. Wärme.

Anmerk. 2) Daß Home zwar sehr brauchbare Beobachtungen geliefert, aber den Begriff seines Gegenstandes nicht genug analysirt habe; darüber vergleiche die Allgem. deutsche Bibl. B. 2. St. 2.

8.

Mengs h). Da die Vollkommenheit mit der Menschlichkeit nicht übereinstimmen kann, und von dem Menschen nichts wirklich begriffen wird, als was unter die Sinne fällt: so hat ihm Gott einen sichtlichen Begriff der Vollkommenheit eingepräget; und dies ist es, was wir Schönheit nennen. — Die Vollkommenheit begreift in sich alle löbliche Kräfte. Diese können sich in keiner Materie finden, welche, so lange sie Materie ist, unvollkommen seyn muß. Wir haben also eine Art von Vollkommenheit, nach dem menschlichen Begriffe eingerichtet, die wir Schönheit nennen — ein Gleichniß der Vollkommenheit; und wie in dem sichtlichen mathematischen Puncte der unsichtbare (gedachte) wirklich ist, so ist auch in der

h) Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Mahlerey. Zürich 1762 und 71.

Schönheit, obschon eben so unsichtbar, die Vollkommenheit. — Die Schönheit ist die Seele der Materie, und die Seele der Gestalten; was keine Schönheit hat, ist todt für uns. Diese Schönheit hat eine entzückende Kraft, und weil sie geistig ist, so reget sie des Menschen Seele, vermehrt gleichsam ihre Macht, und läßt sie vergessen, daß sie in einem so engen Puncte eingeschlossen ist. — Die vollkommne Schönheit findet sich nicht in der Natur. Könnte die Seele des Menschen in seiner Gestaltung frey wirken, so würde er vollkommen schön seyn. — Die Kunst kann die Natur in der Schönheit übertreffen.

9.

Winkelmann [i]). — Das Schöne ist von weiterm Umfange, als die Schönheit; diese geht eigentlich die Bildung an, und ist die höchste Absicht der Kunst; jenes erstreckt sich auf alles, was gedacht, entworfen und ausgearbeitet werden kann. — Die Fähigkeit, das Schöne zu empfinden, ist allen vernünftigen Geschöpfen, nur in sehr verschiedenem Maaße gegeben, und kann durch Ausbildung vollkommen werden. — Der Vorwurf des Gefühls des Schönen ist nicht, was Trieb und Freundschaft anpreisen, sondern was der innere feinere Sinn, welcher von allen Absichten geläutert seyn soll, um des Schönen selbst willen empfindet. — Der äußere Sinn muß richtig, der innere muß fertig, zart und bildlich seyn. Fertig und schnell; weil die ersten Eindrücke die stärksten sind, und vor der Ueberlegung hergehen; was wir durch diese empfinden, ist schwächer. Zart mehr als heftig; weil das Schöne in der Harmonie der Theile besteht, deren Vollkommenheit ein sanftes Steigen und Sinken ist, die folglich auf unsere Empfindung gleichmäßig wirket, und dieselbe mit einem sanften Zuge

i) Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst rc. Dresden 1771.

Zuge führet, nicht plötzlich fortreißt. (Alle heftige Empfindung geht über das Mittelbare hinweg zum Unmittelbaren; da das Gefühl hingegen gerührt werden soll, wie ein schöner Tag entsteht durch Anmeldung einer lieblichen Morgenröthe. Die heftige Empfindung ist dem Genusse nachtheilig, denn sie ist zu kurz, und führt mit einem male dahin, was sie stuffenweise fühlen sollte.) Bildlich; welche Eigenschaft in einer lebhaften Bildung des betrachteten Schönen besteht.

10.

Diderot k). — Schön an sich selbst, und außer mir, ist alles, was so beschaffen ist, daß es in meinem Verstande Begriffe von Verhältnissen erwecken kann; und schön in Beziehung auf mich, alles, was diese Begriffe in mir wirklich erweckt. (Wovon aber die Eigenschaften, die sich auf die Sinne des Geschmacks und Geruchs beziehen, ausgenommen werden.) — Man muß einen Unterschied zwischen den Formen in den Gegenständen selbst, und zwischen den Begriffen davon in unserm Verstande machen. Unser Verstand bringt nichts in die Gegenstände hinein, und nimmt nichts davon weg. Ob es nun gleich kein absolutes Schöne giebt, so kann dennoch in Beziehung auf uns ein doppeltes Schöne unterschieden werden: ein reelles in den Gegenständen selbst, und ein wahrgenommenes in unserer Vorstellung davon. —

Verhältniß ist eine Wirkung des Verstandes, wenn er ein Ding oder eine Eigenschaft in so fern betrachtet, als dieses Ding oder diese Eigenschaft das Daseyn eines andern Dinges oder Eigenschaft voraussetzt. Hieraus folgt: daß, obgleich das Verhältniß eigentlich nur eine Vorstellung des Verstandes ist, es

k) Traité du Beau. Deutsch in seinen philosophischen Werken, Leipzig 1774.

es gleichwohl seinen Grund in den Dingen selbst habe. Daher man die Verhältnisse in reelle und wahrgenommene eintheilen kann. Es giebt aber noch eine dritte Art von Verhältnissen, die der menschliche Verstand erst in die Dinge hinein zu legen scheint, die man intellectuelle oder eingebildete nennen kann. Bey Beurtheilung des Schönen ist die Rede von reellen Verhältnissen; wo es aber nicht nöthig ist, daß man sie bestimmt anzugeben wisse. — Sieht man auf die Verhältnisse in den Sitten, so hat man das moralische Schöne; in den Werken der Natur, das natürliche, u. s. w.

11.

Shaftesbury [l]) behauptete, daß Schönheit diejenige Eigenschaft eines Gegenstandes wäre, durch welche ein vorgesetzter Endzweck sicher erreicht werden könne; und daß die Schönheit in eben dem Verhältnisse höher steige, als der vorgesetzte Endzweck vollkommen erreicht werde. So wäre z. B. der schönste Mensch derjenige, dessen wohlproportionirte Glieder zur Vollbringung aller thierischen Verrichtungen auf die vortheilhafteste Art zusammenstimmten.

12.

Sulzer [m]) nennt Schönheit das auf **Einheit zurückgebrachte Mannigfaltige.** Alle schöne Gegenstände, sagt er, stellen eine Menge von Ideen auf einmal dar, die durch das Band der Einheit so mit einander verbunden sind, daß der Geist dadurch im Stande ist, sie zu entwickeln, und alles Verschiedene, das in dem Gegenstande liegt, auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunct zurück zu führen. Das Schöne er-

l) Characteristics of Men etc. Der neueste Abdruck, Basel 1790.

m) Vermischte philos. Schriften; Abhandl. über den Ursprung der angenehmen Empfindungen.

erweckt also nicht anders Vergnügen, als vermittelst des wirksamen Principiums in der Seele *).

13.

Mendelsohn n) unterscheidet zwischen dem Vergnügen an Vollkommenheit, und dem Vergnügen an Schönheit. Das Einerley im Mannigfaltigen ist ein Eigenthum der schönen Gegenstände; und dies muß ohne Mühe in die Sinne fallen, die Seele muß mit Gemächlichkeit genießen können, wenn sie Schönheit fühlen soll. Die Sinne sollen begeistert seyn, und von ihnen soll sich die Lust auf die müßige Vernunft ausbreiten. Und darum ist das Vergnügen an Schönheit, an der Einheit im Mannigfaltigen, bloß unserm Unvermögen zuzuschreiben — und der Schöpfer kann kein Wohlgefallen am Schönen haben. **Vollkommenheit** gewährt auch Mannigfaltigkeit; aber kein **Einerley** im Mannigfaltigen, keine **Leichtigkeit** der Beschäfftigung. Sie erfordert vernünftigen Zusammenhang, Uebereinstimmung, Einhelligkeit. Aus einem gemeinschaftlichen Endzwecke soll sich begreifen lassen, warum das Mannigfaltige so, und nicht anders neben einander ist **).

14.

Herder o) — **Schönheit** hat von **Schauen**, von **Schein** den Namen, und am leichtesten wird sie auch nur durch Schauen, durch **schönen Schein** erkannt und geschätzt. — Wir haben einen Sinn, der Theile neben

*) Vergleiche darüber den **Teutschen Mercur**, Jahrg. 1788. November.

n) Philos. Schriften B. I. in den Briefen über die Empfindungen S. 28. u. f.

) Auch über diese die Schönheit zu sehr herabwürdigende Meinung vergleiche den **Teutschen Mercur, Jahrg. 1788. October.

o) **Plastik**, oder einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt, aus Pygmalions bildendem Traume. Riga 1778.

neben einander, einen andern, der sie nach einander, einen dritten, der sie in einander erfasset; Gesicht, Gehör und Gefühl; also drey Sinne für drey Gattungen der Schönheit. — Alle Reiz- und Schönheitslinien sind nicht selbstständig, sondern beziehen sich auf Leben. Nur die Bedeutung innerer Vollkommenheit ist Schönheit. — Schönheit ist nur immer Durchschein, Form, sinnlicher Ausdruck der Vollkommenheit zum Zwecke — wallendes Leben.

15.

Hemsterhuis p). — Die Seele beurtheilt das als schön, wovon sie sich in dem möglichst kürzesten Zeitraum einen Begriff machen kann; sie will in der kürzesten Zeit eine große Anzahl von Begriffen haben. Das, was wir groß, erhaben, geschmackvoll nennen, sind große Ganze, deren Theile so künstlich zusammengesetzt sind, daß die Seele sie in einem Augenblick und ohne Mühe mit einander verbinden kann. Giebt der Künstler einer Figur Handlung und Leidenschaft, so wird eine Anzahl von Begriffen concentrirt. — In Ansehung des Schönen ist es möglich die Natur zu übertreffen. — Aber das Schöne hat in sich selbst keine Realität. Der häßliche Gegenstand mit dem schönen verglichen erregt desto größern Eckel; aber bey wiederholtem öftern Vergleich mißfällt der häßliche, und gefällt der schöne Gegenstand, immer weniger *).

16.

Moritz q). — Das Schöne, oder das Edle in äußerer Gestalt, gefällt ohne Rücksicht auf Nutzen. Zwar

p) Vermischte philos. Schriften, gesammelt und übersetzt von Blankenburg. Leipz. 1782. Th. 1. Abhandlung über die Bildhauerey.

*) Vergleiche Allg. Deutsche Bibliothek B. 54. St. 1.

q) Ueber die bildende Nachahmung des Schönen. Braunschweig 1788.

Zwar lassen sich die Bestimmungen, schön und nützlich, mit einander vereinigen; dann muß aber keine der andern Abbruch thun, sonst vernichten sie sich beide, und das Object hat keinen Werth. — Das Schöne muß als ein für sich bestehendes Ganze in unsere Sinne fallen, oder von der Einbildungskraft umfaßt werden. Es kann nicht erkannt, sondern muß hervorgebracht oder empfunden werden. — Der Geschmack, oder die Empfindungsfähigkeit fürs Schöne, nimmt die Stelle der schaffenden Kraft bey denen an, die nicht selbst ein Ganzes auf einmal hervorzubringen im Stande sind. — Das Wesen des Schönen besteht in der Vollendung; darum ist ein Kunstwerk, das nicht vollendet ist, (dessen Begriff nemlich nicht ein vollständiges Ganze ausmacht,) nur etwas unnützes *).

17.

Camper r) unterscheidet das poetisch Schöne von dem physisch Schönen, und beides vom mechanisch Schönen. Das poetische Schöne habe mit der Dichtkunst einerley Regeln; das physische Schöne betreffe die Gestalt der Dinge; das mechanische Schöne sey schwer zu erlernen. — Das Schöne ist nicht in allen Kunstwerken auf gleiche Art kenntlich. Will man aber auf einen guten Geschmack Anspruch machen; so muß man das gedichtete, und das natürliche eben so wohl, wie das mechanisch Schöne fühlen. — Bisweilen ist Schön eine gewisse Uebereinkunft und ein Verhältniß der zusammenhängenden Theile zu einander **).

18.

*) Vergleiche die Allg. Lit. Zeitung. Jahrg. 1789. N. 154.

r) Peter Camper über den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge verschiedener Gegenstände ꝛc. nach des Verfassers Tode herausgegeben von seinem Sohne, und übersetzt von S. Th. Sömmering 1792. — 3ter Theil.

**) Vergl. die Allg. Lit. Zeit. Jahrg. 1792. N. 314.

18.

Alison erklärt den Geschmack durch die Fähigkeit, das Schöne und Erhabene zu fühlen. Er weiset dem Erhabenen gleichen Rang mit dem Schönen an, und leugnet die unmittelbare Wirkung sinnlicher Schönheit. In seiner ganzen Untersuchung über die Natur des Geschmacks geht er von dem Grundsatz aus: daß Materie nur in so fern ein Gegenstand für den Geschmack sey, als sie Eigenschaften ausdrücke, welche Empfindungen des Schönen und Erhabenen in uns erzeugten. Schöne Gegenstände, sagt er, erzeugen ganze Reihen angenehmer Vorstellungen, deren Bewußtseyn das Wesentliche einer schönen Empfindung ausmacht *).

19.

Eberhard nennt schön, was den deutlichern Sinnen Vergnügen macht; mit der Anmerkung: Das Wort schön wird oft in sehr weiter Bedeutung für alles, was auch den undeutlichern Sinnen angenehm ist, gebraucht. Dieser Sprachgebrauch ist aber fehlerhaft; die Regeln der Künste, welche das Vergnügen der undeutlichern Sinne zur Absicht haben, können nicht zur Aesthetik gehören. Die engere Bedeutung schränkt es also auf die Gegenstände der deutlichern Sinne, des Gehörs und Gesichts ein. Noch mehr wird der Begriff eingeschränkt, wenn er dem Erhabenen und bloß Angenehmen entgegengesetzt wird. Am engsten wird das Wort genommen, wenn es bloß den Gegenständen des Gesichts und insonderheit einer gewissen Art angenehmer Linien beygelegt wird **).

20.

*) Anmerk. Von Alisons Versuche, verdeutscht und mit Anmerkungen und Abhandlungen begleitet von K. H. Heydenreich, werden wir zu einer andern Zeit einen vollständigen Auszug liefern.

**) Theorie der schönen Künste und Wissenschaften von Johann August Eberhard. Dritte Auflage, Halle 1790. — §. 6. —

20.

Adelung theilt das Schöne in das absolute, conventionelle und relative Schöne. Das absolute Schöne wäre dasjenige, was zu allen Zeiten und unter allen Umständen Wohlgefallen, und dessen Gegensatz Mißfallen erweckte. Das conventionelle Schöne ist das, was die cultivirtesten Classen einer Nation für schön halten. Das relative das, was durch Zeit, Ort, Anwendung und Absicht bestimmt wird; z. B. ein auch noch so witziger Gedanke würde in einer feierlichen Rede nicht schön seyn. — Zu den nothwendigen Eigenschaften des guten Geschmacks rechnet er: Richtigkeit, (Kenntniß und Beurtheilung des Schönen;) Ausdehnung, (nicht einseitig bloß eine oder die andere Art des Schönen zu empfinden;) Geschwindigkeit, (alles Schöne schnell und leicht zu empfinden;) Feinheit, (auch die kleinsten und verborgensten Schönheiten zu entdecken und zu empfinden.) *).

*) Ueber den deutschen Styl, B. I. S. 378. u. f. und B. II. S. 386. u. f.

Theorie der schönen Künste insonderheit.

Erster Abschnitt.

Redekunst.

B. *) Theorie der Schreibart,

oder:

Ueber die allgemeinen Eigenschaften der schönen Schreibart **).

Vorerinnerung.

Quintilian mit den meisten ältern Rhetorikern, nehmen nur drey Eigenschaften des schönen Styls an: oratio sit emendata, dilucida et ornata. Adelung rech-

*) Bezieht sich auf A. Declamation im I. Heft.

**) Ueber den deutschen Styl, von Joh. Christ. Adelung. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage, Berlin bey Voß und Sohn. Erster Band 1789. S. 534. 2ter B. 1790. S. 448. Verglichen mit dem

Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften, von Joh. Joachim Eschenburg. Neue umgearbeitete Ausg. Berl. und Stettin. S. 380.

rechnet (außer dem Gebrauche der Schriftsprache) folgende Eigenschaften dazu: 1) Sprachrichtigkeit; 2) Reinigkeit; 3) Klarheit und Deutlichkeit; 4) Angemessenheit; 5) Präcision und Kürze; 6) Würde; 7) Wohlklang; 8) Lebhaftigkeit; 9) Mannigfaltigkeit; 10) Neuheit; 11) Einheit. Wir folgen in diesem Auszuge Adelungen, doch so, daß wir Sprachrichtigkeit und Sprachreinigkeit in Einem Capitel zusammenfassen.

I.

Sprachrichtigkeit und Sprachreinigkeit.

(Vergl. Eschenburg S. 280. und Adelung S. 62 — 121 des ersten B.)

1.

Sprachrichtig ist, was den Regeln in der Sprache gemäß ist, die sich theils auf Analogie (Sprachähnlichkeit — übereinstimmiges Verfahren in ähnlichen Fällen) theils und vorzüglich auf Sprachgebrauch gründen.

2.

Dieser Sprachgebrauch wird am sichersten aus Schriften solcher Schriftsteller erlernt, welche, und in wiefern sie der Sprache der cultivirtesten Classen einer Nation gemäß schreiben.

3.

Rein ist, was nicht mit fremdartigen Theilen vermischt ist.

4.

Man vermeide also in der Sprache, so viel nur möglich ist, veraltete, provinzielle, ausländische und sprachwidrig gebildete neue Wörter, Bedeutungen und Formen, also: **Archaismen, Provinzialismen, Latinismen, Gallicismen und Neologismen.**

Anmerkung.

Die ältern Sprachlehrer nannten alle Verletzungen des Sprachgebrauchs, in Ansehung des Baues und der Biegung der Wörter, mit Einschluß aller veralteten, provinziellen und ausländischen Wörter und Formen, Barbarismen, und alle Fehler gegen den Syntax Solöcismen.

II.

Klarheit und Deutlichkeit.

(S. Eschenburg S. 283. und Adelung S. 123. u. f.)

1.

Man muß so schreiben, daß man verstanden werde. (So klar, daß der Sinn der Rede hell durchscheine; so deutlich, daß sie leicht gedeutet werden könne.)

2.

Dahin gehört Anwesenheit eines gewissen Verstandes (daß die Rede nicht ohne Sinn sey); Vollständigkeit des Verstandes (nichts auszulassen was dazu dient, um mit Wohlgefallen verstanden zu werden); Einheit (nichts einzumischen, was den Vorstellungen, die man jetzt erwecken will, entgegen sey); und Leichtigkeit (so weit es möglich ist dahin zu arbeiten, daß man ohne Mühe und Anstrengung, von denen Lesern, für welche man schreibt, verstanden werde).

3.

Man vermeide also die entgegengesetzten Fehler: Unverständlichkeit, Dunkelheit, Zweydeutigkeit (Vieldeutigkeit).

4.

4.

Unverständlichkeit entspringt entweder a) aus gänzlicher Gedankenleere des Schriftstellers; (was man eigentlich Nonsense, Unsinn nennt.) oder b) aus Verworrenheit der Begriffe, wenn der Schriftsteller selbst nicht alles gehörig durchdacht und geordnet hat; oder c) aus zu gesuchtem Schmuck der Rede, Gebrauch von nicht passenden figürlichen Redensarten, — besonders wenn die Vergleichung zu weit entlegen ist — d) aus übertriebener Liebe zum Neuen und Unerwarteten. Z. B. Eine Tugend, die bewacht werden muß, ist der Wache nicht werth! sagt ein Schriftsteller von der Keuschheit sehr neu, aber nur halb wahr.

5.

Dunkelheit der Rede rührt theils a) von einzelnen Wörtern her, theils b) von unrichtiger Verbindung der Worte und falscher Interpunction, theils c) von fehlerhafter Anordnung der Sachen (des Gedankens selbst).

a) In Ansehung der einzelnen Wörter gehören dahin:

1) Wenig bekannte Wörter; z. B. veraltete, ausländische 2c. wie auch Kunstwörter da, wo man nicht für Kunstverständige Leser schreibt.
2) Der Gebrauch gewöhnlicher Wörter in ungewöhnlichen Bedeutungen — ohne diese ungewöhnlichen Bedeutungen gehörig zu bestimmen;
3) Gebrauch eines Wortes bald in dieser, bald in einer andern Bedeutung;
4) Ungeschickter Gebrauch des Participii. Z. B. „Ohne Geschichte der Künste und Wissenschaften gleicht die Weltgeschichte dem Polyphem, desjenigen Gliedes beraubt, aus welchem die Seele am hellsten hervorstrahlt.„

b) In Ansehung der Stellung und Verbindung der Wörter gehören dahin:

1) Die ungeschickte Veränderung der gewöhnlichen Wortfolge; z. B. „Der Himmel gab zu seiner Führerin dem Menschen die Vernunft.„

2) Zu lange Perioden, besonders wenn zusammen gehörige Wörter durch allzulange Zwischensätze getrennt werden;

3) Zu großes Bestreben nach Kürze und Gedrungenheit;

4) Härte in einander geschobener Genitive; z. B. „Das Tagebuch einer 1775. zu Untersuchung der von Californien aus weiter gegen Norden gehenden Küsten geschehenen Reise des zweyten Steuermannes.„

6.

Zweydeutig sind gewisse Wörter an sich, (z. B. „Luther verfolgte die Wahrheit„) andere werden es durch unschickliche Stellung. Dahin gehören die gleichlautenden Casus, (z. B. „Die Tugend liebt die Gottheit.„) und die relativen Wörter. (z. B. „Salomo, der Sohn Davids, welcher den Tempel baute.„) Oft liegt auch die Zweydeutigkeit in der Einkleidung des Gedankens selbst: z. B. „wollte der Himmel uns einen Wunsch gewähren, so sollte kein Auge den Verlust des andern (Auges?) beweinen.„

III.

Angemessenheit.

(S. Adelung über d. d. St. S. 163. u. f. B. I.)

1.

Angemessen nennt man überhaupt, wenn das Zufällige einer Sache mit dem Wesen derselben übereinstimmt.

stimmt. Angemessenheit der Schreibart (des Styles) besteht also in der genauesten Uebereinstimmung der Ausdrücke sowohl mit der allgemeinen Absicht der Sprache, als auch mit den jedesmaligen besondern Absichten des Schreibenden (oder Sprechenden). Man kahn dazu rechnen Ueblichkeit, Schicklichkeit und Bestimmtheit.

Anmerkung.

Man nennt dieß auch sonst die Wahrheit der Rede.

2.

Man wähle für jede Vorstellung auch den Ausdruck, den sie am leichtesten und richtigsten erwecken kann; und das sind immer die üblichsten Wörter. Gegen die Ueblichkeit wird gefehlt

a) durch willkührliche ungewöhnliche Orthographie;

b) wenn man ohne Noth und ohne gehörige Erklärung von der gewöhnlichen und allgemein verständlichen Bedeutung der Wörter abgeht; oder

c) statt der einmal gangbaren guten Wörter neue braucht, die den Begriff nicht so anschaulich und bestimmt ausdrücken;

d) wenn man besonders in dem Gebrauch der sogenannten verborum sollemnium, d. i. solcher Wörter, welche der Sprachgebrauch für gewisse Begriffe gleichsam geheiligt hat, willkührliche Abänderungen macht. Z. B. „Die Lage (nicht Stellung) der Sachen.„

3.

Schicklichkeit oder Congruenz des Styles ist diejenige Eigenschaft, nach welcher die einzelnen Vorstellungen und ihre Ausdrücke sowohl dem Gegenstande, als auch den jedesmaligen Umständen und Absichten des Schreibenden genau angemessen sind.

a) Man verbinde also nicht fremdartige Begriffe mit einander, welche kein Ganzes ausmachen können; (z. B. „Dann will ich Milch und Blumen auf dein Grab streuen.„)

b) Behaupte die Würde des Gegenstandes; z. B. mische nichts Comisches in eine feierliche Rede.

c) Beobachte das gehörige Verhältniß zwischen der Natur der Sache und ihren Verzierungen;

d) Vermeide Uebertreibungen – der Ausdruck sage nicht mehr als der Sache gemäß ist; (z. B. glühender Dank für kleine Gefälligkeit, Wonne für mäßiges Vergnügen.)

Anmerkung.

Werden ganze Gedanken und Gedankenreihen über das gehörige Verhältniß getrieben, so entsteht daraus das, was man Schwulst, oder Bombast nennt.

e) Schreibe deiner besondern Absicht — wo du entweder zunächst unterrichten, oder rühren, oder belustigen willst — gemäß.

Anmerkung.

Man nennt diese Angemessenheit auch Natürlichkeit. Dem Natürlichen steht entgegen das Gesuchte, Gezwungene, Affectirte, Gekünstelte (ängstliches Bestreben nach Kunst) und das Pretiöse (zu sehr Geschmückte).

4.

Bestimmt ist, dessen Merkmale genau angegeben sind. Bestimmtheit des Styles ist also da, wo der Schriftsteller für jeden Begriff den Ausdruck wählte, welcher zur Bezeichnung desselben die meisten und deutlichsten Merkmale enthält. Der einzelne Begriff muß, nach dem Maaße seiner Wichtigkeit, bestimmt, und von allen ähnlichen und allen Nebenbegriffen abgeson-

dert

dert werden. Dem Bestimmten steht entgegen das Unbestimmte und Schwankende, wo die nothwendigen Merkmale gar nicht oder nicht deutlich genug angegeben sind.

IV.

Präcision.

(Ad. B. I. S. 187. u. f.)

1.

Präcision ist bündige Kürze der Schreibart; wo also alles Ueberflüssige — was weder zur Verständlichkeit, noch zu der dem Gegenstande angemessenen Verschönerung beyträgt — entfernt wird.

Anmerkung.

In einem ganz andern Sinne wird præcisio beym Cicero und Quintilian genommen, welche unter diesen Worten eine rednerische Figur verstehen, welche Adelung Abgebrochenheit nennt.

2.

Es giebt einen Ueberfluß, der in jeder Art der Rede fehlerhaft ist. Dahin gehört

a) Ueberfluß an einzelnen Sylben; z. B. „Auferziehung, gnädiglich.„

b) an einzelnen Wörtern; z. B. „der Admiral segelte mit seiner unterhabenden Flotte ab.„ „Die vier ersten Gedichte, als welche anfänglich zuerst herauskamen.„ Wohin besonders der unbehutsame Gebrauch der Synonymen (gleichbedeutender Wörter) zu rechnen ist. Z. B. „Er hat sich darüber beklagt und beschwert.„

Anmerkung.

Durch Hinzufügung eines überflüssigen Wortes, dessen Begriff entweder sehr leicht hinzu gedacht werden kann, oder schon durch den gan-

zen Ausdruck hinlänglich bezeichnet wird, entsteht ein Pleonasmus. Unnöthige wiederholte Bezeichnung eines und eben desselben Begriffes ist Tavtologie.

c) Auch gehört vorzüglich hieher der Ueberfluß in Ansehung des ganzen Gedanken, folglich auch der Sätze und Perioden, welches die Weitschweifigkeit genannt wird. Ihre Unterarten sind das Gedehnte, Wässerige, Kraftlose, Schleppende.

Dahin gehören:

a) Lange Parenthesen und unnütze Digressionen;

b) Ueberladung der Hauptidee mit Nebenideen;

c) Unnöthige Umschreibungen, u. d.

3.

Regeln für die Präcision:

a) Suche nicht Kürze zum Nachtheil der Deutlichkeit.

b) Denke dir jeden Gedanken so deutlich als möglich, und erwäge zugleich sein Verhältniß zum Ganzen, um ihm das gehörige Licht zu geben.

c) Wähle die für deine Absicht (wo du belehren oder rühren 2c. willst), und für die Classe von Lesern, für welche du schreibst, schicklichste Art der Darstellung, und schneide alles ab, was nach den jedesmaligen Umständen nichts zur Hauptabsicht beyträgt, sondern den Gedanken nur dunkler macht und ohne Noth belastet.

d) Ordne die Gedanken und Sätze nach dem Maaße ihrer Wichtigkeit, und stelle besonders den Hauptgedanken so, wie er den stärksten Eindruck machen kann.

e) Lege den reichsten Sinn in wenige und vielbedeutende Worte, (wie z. B. Lessing: „Die wenigsten Bibliotheken sind entstanden, die meisten sind angelegt worden.„) aber hüte dich, daß du nicht darüber dunkel und räthselhaft werdest.

V.

Würde.

(S. Ad. S. 207. u. f. und Esch. S. 286.)

1.

Die Würde des Ausdrucks besteht in dem Verhältnisse desselben gegen die Denkungs- und Empfindungsart der ausgebildetsten Classen eines Volks. Die Uebereinstimmung damit macht den Ausdruck edel, die Abweichung davon unedel, und, wo die Abweichung sehr groß ist, niedrig; und den höchsten Grad dieser Abweichung nennt man (mit einem an sich auch nicht edlen Ausdruck) pöbelhaft.

Anmerkung.

Die Römer nannten den edlen Ausdruck sermonem classicum, weil er der Ausdruck der Bürger aus der ersten Classe war, und setzten ihn dem sermoni proletario entgegen.

2.

Die absolute Würde schließt alles aus, was unter dem Geschmack der gebildetsten Classe eines Volks ist; bey der relativen kommt es auf die besondern Gegenstände und Gattungen des Styls an.

3.

Freylich hängt die Würde von manchen conventionellen Rücksichten, und von den veränderlichen Foderungen des Zeitgeschmacks ab: indessen sind doch auch hier die Regeln, wenigstens zur Vermeidung des Unedlen und Niedrigen nicht überflüssig.

4.

Unedel und niedrig sind mehr oder weniger:

a) Alle Ausdrücke, welche einen Gegenstand oder Handlung, welche Geschmack und gute Sitten entweder untersagen, oder doch zu verbergen gebieten, so beleidigend darstellen, als sie sind. Dahin gehören:

α) Alle Onomatopöien unanständiger und ekelhafter Gegenstände und Handlungen; z. B. kotzen, rülpsen ꝛc.

β) Namen theils widriger, theils gleichgültiger Gegenstände, wenn sie an eine widrige Onomatopöie gränzen; z. B. greinen, flennen ꝛc.

γ) Wörter, welche einen unanständigen und beleidigenden Begriff so unanständig und beleidigend, als er ist, ausdrücken; z. B. fressen, saufen ꝛc.

δ) Oft auch solche Wörter, welche einen harten Begriff mit aller Härte darstellen; z. B. Flegel, dumm ꝛc.

Anmerkung.

Die Milderung solcher widrigen und harten Ausdrücke (wo man z. B. täuschen für betrügen sagt) heißt **Euphemismus**, welchen die ältern Rhetoriker unschicklich unter die Figuren zählten.

b) Ausdrücke mit unedlen Nebenbegriffen. Wohin man rechnen kann:

α) Viele so genannte Kraftwörter mancher neuern Schriftsteller; z. B. dickhäutig, ausfilzen ꝛc.

β) Ganze Redensarten, besonders tropische Ausdrücke, wo das Bild aus dem niedrigen Leben hergenommen ist; z. B. einen zur Bank hauen; einem die Kolbe lausen ꝛc.

γ)

γ) Viele Wörter, welche in dem Laute andern niedrigen Ausdrücken ähnlich sind; z. B. schmeißen für werfen ꝛc.

δ) Niedrige Sprüchwörter; z. B. gleiche Brüder, gleiche Kappen ꝛc.

ε) Wörter, welche durch häufigen Gebrauch von niedrigen Personen und Gegenständen einen unedlen Nebenbegriff bekommen haben; z. B. Pfaff ꝛc.

c) Provinzielle Wörter, Wörter von einem fehlerhaften Baue ꝛc.

VI.

Wohlklang.

(Hier in der engern Bedeutung des Worts; also von der Euphonie.)

1.

Der Wohlklang des Styles ist diejenige Vollkommenheit, nach welcher die Rede und die einzelnen Theile derselben auf eine angenehme Art durch das Gehör empfunden werden. Der Gegensatz desselben ist der Mißklang.

2.

Der Wohlklang bestehet sowohl in einzelnen Tönen, Wörtern und Verbindungsarten, als auch in ganzen Sätzen, Perioden und ihren Gliedern. Die erste Art wird die Euphonie (von andern auch die Harmonie) genannt.

3.

Der Euphonie stehen entgegen die Härte, der Gleichklang und die Eintönigkeit.

4.

Die Härte in einer Sprache läßt sich nicht nach dem Empfindungsvermögen anderer Sprachen beur-

thei-

theilen. Die Härte der deutschen Sprache kann also nur von einem deutschen, aber feinern, Gehöre gerichtet werden. Doch rührt in allen Sprachen die meiste Härte von den Consonanten her, und besonders von denjenigen Consonanten, welche dem Munde und dem Gehöre den meisten Widerstand entgegensetzen (die sich nicht leicht und sanft aussprechen lassen); auch entsteht Härte aus Anhäufung einsylbiger Wörter, und aus schwerfälliger Verbindung der Begriffe. Vermeide also:

a) Wörter, welche viele, und besonders schwer auszusprechende Consonanten haben; z. B. „die barbarischsten Nationen.„

b) Harte Zusammenziehungen; z. B. Baur für Bauer.

c) Häufung einsylbiger Wörter; z. B. „wenn wir dies nicht mit Lust thun, so 2c. Man kann sie im Deutschen oft vermeiden

 α) durch die Biegungssylben; z. B. dem Manne.

 β) durch das mildernde e; z. B. Hase, Käse, nicht Has, Käs.

d) Harte Constructionen. Dahin gehören:

 α) Viele Ellipsen;

 β) Gehäufte Bestimmungen vor den Adjectiven, besonders Präpositionen und Participia mit ihren Casibus; z. B. die Americaner sind, in Ansehung des Eisens, noch in ihrer alten, und ihnen selbst zu allen Zeiten schädlich gewordenen Unwissenheit.

 γ) Harte Participial-Constructionen, u. d.

5.

Der Gleichklang wird zum Fehler, wenn er ohne Noth und Absicht gebraucht wird. Er findet Statt

a) in einzelnen Buchstaben und Sylben;

α) Wenn sich mehrere auf einander folgende Wörter mit einerley, oder doch ähnlichen Buchstaben anfangen; z. B. **Man macht mir immer mehr Mühe.**

β) Wenn einerley, oder doch sehr ähnlicher Laut in nahe auf einander folgenden Wörtern vorkommt; z. B. „das geschahe nie, außer äußerst selten.„

γ) Wenn einerley Endsylben zu nahe auf einander folgen; z. B. „In den Feldern des Schildes des Achilles.„

δ) Auch gehört hieher der **Hiatus**, d. i. die Zusammenstoßung zweyer Vocalen in zwey verschiedenen Wörtern. Der Hiatus wird fehlerhaft, wenn er zu oft auf einander folgt, und wenn der Mund in entgegengesetzte Oeffnung übergehen muß; z. B. **du o Adam.**

b) In ganzen Wörtern, wenn entweder

α) ein und dasselbe Wort unnöthig, und nahe an einander folgend, wiederholt wird; oder wenn

β) nahe auf einander folgende Wörter sich gleichlauten, oder reimen.

6.

Eintönigkeit oder Monotonie entsteht:

a) wenn zu viel Sylben von einerley Tonmaße (in der prosaischen Schreibart), oder

b) zu viel Wörter von einerley, oder beynahe einerley Länge auf einander folgen; und

c) wenn die Verbindung und Gedankenfolge sich zu ähnlich ist; z. B. „**Nach der ersten Empfindung des Schmerzes nahm er seine Zuflucht zur Philosophie, und er fand in derselben Trost, und es gelang ihm, in derselben diejenige Ruhe zu finden, welcher sein Herz bedurfte.**„

VII.

VII.
Von der Lebhaftigkeit des Styles,
oder
Von den Figuren.

Einleitung.
(Ad. S. 273. u. f.)

1.

Lebhaftigkeit des Styles ist die Vollkommenheit desselben, nach welcher er auf die untern Kräfte der Seele wirkt, oder welche eine anschauende Erkenntniß gewährt, d. i. eine solche, bey welcher man das Bezeichnete klärer denkt, als das Zeichen. — Man nennt sie zuweilen Schönheit im engern Verstande, oder auch Zierlichkeit; welches aber unschickliche schwankende Ausdrücke sind. Die Römer nannten sie ornatum et cultum — eben so unbestimmt.

2.

Figuren (bey den Griechen σχηματα genannt) sind Modificationen des Ausdrucks — Hülfsmittel in einzelnen Fällen, wodurch die untern Seelenkräfte in Bewegung gesetzt werden. — Nach diesem Begriffe werden davon ausgeschlossen: 1) die grammatischen Figuren, welche in den meisten Fällen Sprachfehler sind; 2) die so genannten Figuren für den Verstand, wie z. B. die Definition; 3) alle unächte und geschmacklose Hülfsmittel, Wohlgefallen zu erwecken, z. B. das Echo.

3.

Die gewöhnliche Eintheilung der Figuren in Wort- und Sachfiguren ist zu unfruchtbar für den Gebrauch, und unrichtig, weil viele Figuren sowohl in

in einzelnen Wörtern, als ganzen Sätzen zugleich bestehen können, wie z. B. die Wiederholung. Besser werden sie classificirt nach den untern Kräften, auf welche sie zunächst wirken, also: in

a) Figuren für die Aufmerksamkeit
b) : : : Einbildungskraft
c) : : : Gemüthsbewegung
d) : für den Witz und Scharfsinn.

a) Figuren für die Aufmerksamkeit.

Es giebt Modificationen des Ausdrucks, welche zunächst darauf abzielen, die Aufmerksamkeit auf einzelne Theile der Rede oder gewisse Begriffe zu erhöhen.

Dahin gehören:

1) Die Alliteration.

Sie bestehet darin, daß mehrere Wörter einerley Anfangsbuchstaben oder Anfangssylben haben; z. B. O Tite tute Tati, tibi tanta, tyranne tulisti; Er floh und fluchte noch im Fliehen. Es soll dadurch das Ohr, zum Gewinn für die Aufmerksamkeit, gereizt werden; aber sie ist dazu sehr schwach, und kann, wenn sie aus Nachlässigkeit entsteht, zum fehlerhaften Gleichklang werden.

2) Annomination

verbindet Wörter Eines Stammes mit einander, um durch den Gleichklang die Aufmerksamkeit auf den Stamm und Hauptbegriff zu lenken, z. B. Aber die Stille ward stiller; (Klopstock.) Man darf sie also nicht brauchen, wo der Hauptbegriff keiner vorzüglichen Bemerkung werth ist.

3) Wiederholung

eines Wortes oder mehrerer, kann bey zweckmäßigem Gebrauch, nicht nur die Aufmerksamkeit auf einen Begriff oder Gedanken verstärken, sondern auch Figur des Affects werden; z. B. Sein Blut, ach sollt' es schon, sollt' es vergossen seyn? (Weiße.)

Anmerkung.

Die Alten machten von dieser Figur verschiedene Abtheilungen, denen sie wieder verschiedene Namen gaben, als:

α) Epizeuxis, wenn ein Wort mehrmals nach einander wiederholt wird; z. B. dort, dort strahlen die herrlichsten Wahrheiten;

β) Epiphora, Wiederholung eines Ausdrucks am Ende mehrerer Sätze: z. B.

„Eine getreue leutselige Zähre, die seh' ich noch immer,
Netzte sein Antlitz, ich küßte sie auf, die seh' ich noch immer.„ (Klopst.)

4) Inversion

ist die Figur, nach welcher ein Begriff oder ganzer Satz aus seiner gewöhnlichen Stelle (gegen die gewöhnliche Wortfolge) herausgehoben und an eine andere versetzt wird, um die Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuhörers vorzüglich darauf zu richten; z. B. die Blüthe der Gesundheit wie bald verwelkt sie! Fehlerhaft wird sie, wenn man ohne Grund von der gewöhnlichen Wortfolge abgeht; wenn man den Sprachgebrauch verletzt; wenn Dunkelheit oder Zweydeutigkeit daraus entsteht; wenn sie zu häufig gebraucht wird.

5) Die Gradation oder Steigerung (Climax)

erfordert, daß, wenn in einem Satze mehrere Begriffe oder Gedankenreihen vorkommen, welche an Würde oder Wichtigkeit verschieden sind, man sie auch nach dem Grade ihrer Wichtigkeit auf einander folgen lasse, und das Stärkere dem Schwächeren immer nachsetze. Z. B. Vermögen, Gesundheit, Ehre, (nicht: Ehre, Gesundheit, Vermögen,) kurz alles ist verlohren. Eine schöne Steigerung macht Satan im 2ten Gesange des Messias:

„Ja auch euch, so die ewige Nacht im Abgrunde quälet,
Und in der Nacht ein strafendes Feuer, im Feuer Verzweiflung,
In der Verzweiflung Ich, euch will er vom Tode befreyen.„

b) Figuren für die Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft (Phantasie) ist das Vermögen der Seele, sich ein sinnliches Bild von solchen Dingen zu machen, welche den Sinnen nicht auf diese Art gegenwärtig sind. Ihre Folge ist Täuschung, welche verschiedene Grade hat; von denen der schwächste der ist, wenn wir bey dem sinnlichen Bilde uns noch unsrer selbst und der Gegenstände um uns her bewußt sind; der folgende, wenn das Bild die Seele so beschäfftiget, daß sie zwar die Empfindung ihrer selbst behält, aber die Gegenstände um sich her darüber aus dem Gesichte verliehrt; der höchste endlich, wenn sie auch sich ihrer selbst nicht mehr bewußt ist — über diesen Grad hinaus artet sie in Thorheit, und, wenn sie anhält, in Wahnsinn aus. —

Die Einbildungskraft, unter den untern Seelenkräften eine der stärksten, äußert ihre Wirkung auf eine dreyfache Art, indem sie theils sinnliche oder bildliche Vorstellungen noch bildlicher, theils abwesende Gegenstände als anwesend, theils unsinnliche als sinnlich darstellet. Unter ihr stehen die meisten Figuren, die sich in folgende Classen bringen lassen: aa) Formen des Gesprächstyls, oder des gesellschaftlichen Lebens; bb) Nachahmung des Hörbaren durch den Ausdruck; cc) Anknüpfung eines sinnlichen Nebenbegriffs; dd) Auflösung eines Ganzen in seine Theile; ee) Erläuterung durch ein sinnliches Bild; ff) Darstellung unter einem sinnlichen Bilde, oder die Tropen; gg) die Allegorie und ihre Schwestern; hh) die Mythologie; ii) die Darstellung eines abwesenden Dinges als gegenwärtig; kk) die Personendichtung.

aa) Formen des Gesprächstyls.

1) Die Frage,

welche von einigen lateinischen Schriftstellern in mehrere Arten zertheilt wurde:

α) Ratiocinatio, wenn man sich selbst um die Ursache einer Behauptung fragt;

β) Subiectio, wenn man seine Gegner oder Zuhörer durch eine Frage zur Widerlegung oder zum Einwurf auffordert;

γ) Epinome, wenn man aus Ueberzeugung von der Unleugbarkeit seines Satzes fragt;

δ) Communicatio, wenn man um Rath, um des Lesers Meinung fragt.

2) Der Zweifel oder Einwurf.

α) Der Zweifel, als Figur, heißt bey dem Quintilian und andern dubitatio;

β) Die Beantwortung eines Einwurfes, praeoccupatio (gr. prolepsis);

γ) dialogismus, wenn man den Gegner dabey redend einführt.

3) Wendung aus dem Stegreif.

α) Correctio, (Epanorthosis) wenn man sich selbst Einhalt thut, und das Gesagte wieder zurücknimmt, z. B. Wir wollen — doch was wir? der Herr will durch uns, daß ꝛc.

β) Abgebrochenheit, (Aposiopesis) wenn man plötzlich inne hält, und den Sinn unvollendet läßt, als ob eine unvermuthete Erscheinung, oder ein überraschender Einfall den Lauf des Gedankens hemmte, z. B.

„Ein prächtiger Pallast,
So offen, daß, so bald der Nord die Zinn erschüttert,
Der bange Jupiter mit allen Blitzen zittert,
Und daß ein Wiedehopf — doch, horch, der Hausherr kommt!„
(Hagedorn.)

γ) Praeteritio (occupatio), wenn man sich stellet, als ob man etwas überginge;

δ) Concessio (confessio), wenn man etwas einräumt;

ε) Parenthesis, kurze, und glücklich angebrachte Einschiebsel.

bb) Nachahmung des Hörbaren durch den Ausdruck.

1) Die Congruenz bestehet in der Aehnlichkeit des articulirten Tones mit dem unarticulirten, welchen er bezeichnet, z. B. das Krachen, Schmettern, Brüllen, Rollen des Donners.

Anmerkung.

Drücken die Wörter die Aehnlichkeit zu stark aus, so daß sie der Laut selbst werden, so entstehen fehlerhafte Onomatopöien; und ist der Begriff zugleich unedel, so werden sie niedrig und eckelhaft.

2) Die Harmonie in engerer Bedeutung ist die Nachahmung des natürlichen Ganges der bezeichneten Sache durch den künstlichen Gang der Rede, oder die Bezeichnung der geschwindern oder langsameren Bewegung des Gegenstandes durch das Tonmaaß des Ausdruckes. So weiß Ramler durch den Gang des Verses die Bewegung der Ino im Wasser nachzuahmen:

„Wo bin ich, o Himmel!
Ich athme noch Leben!
O Wunder! ich walle
Im Meere? Mich heben
Die Wellen empor!

cc) Anknüpfung eines sinnlichen Nebenbegriffs.

1) Durch nachdrückliche (emphatische) Wörter. Wenn man von einer Schlittenfahrt sagt: ein Schlitten folgt dem andern; so ist der Hauptbegriff rein, ohne Zusatz ausgedruckt. Sagt man aber: verfolgt den andern, so ist noch der Begriff der Geschwindigkeit, der Begierde, den vorhergehenden einzuholen, angeknüpft, und das Wort verfolgt ist in so fern ein nachdrückliches. Der Nebenbegriff muß aber 1) noch völlig empfunden werden, nicht durch die Länge der Zeit und öftern Gebrauch verwischt seyn. (In dem: den Kummer vertreiben, macht der Nebenbegriff, der eigentlich mit dem Worte treiben verbunden ist, keine Wirkung mehr auf die untern Seelenkräfte.) 2) Man muß keinen Nachdruck anbrin-

bringen, wo für die Absicht des Redenden keiner erfordert wird; 3) der Nebenbegriff muß nicht zu viel sagen, folglich nicht übertrieben seyn; (z. B. Zährenströme entstürzten ihrem Auge.) 4) Der Nebenbegriff muß edel, der Würde der Rede angemessen seyn; 5) muß anschaulich seyn; 6) das Wort, welches den Nebenbegriff ausdrucken soll, muß nicht sprachwidrig gebildet seyn.

2) Durch verschönernde Beywörter; welche 1) anschaulich und bildlich seyn müssen; (**Beym Grabe der Seher wächst dort ruhiges Moos im kühlenden Erdreich.** Klopst.) 2) die Absicht des Redenden unterstützen, folglich nicht müßig dastehen müssen; 3) bestimmt, nicht vieldeutig seyn dürfen; 4) sie müssen, als Nebenbegriffe nicht allein das gehörige Verhältniß zu dem Hauptbegriffe haben, sondern sich auch, wenn sie als ein Ganzes ausgedruckt werden, als ein Ganzes denken lassen; müssen 5) Würde haben; 6) keinen, auch nur sehr scheinbaren Widerspruch enthalten; (wie z. B. die sichtbare Finsterniß;) 7) müssen den Anschein der Neuheit haben, nicht zu sehr verbraucht seyn; und 8) sparsam gebraucht werden, nicht die Rede mit Zierathen überladen.

dd) Auflösung eines Ganzen in seine Theile;

Wo entweder ein Gegenstand von mehreren Seiten dargestellt; oder statt des Namens eines Individui oder allgemeinen Begriffs eine oder mehrere Bestimmungen desselben angeführt; oder die sämmtlichen einzelnen Theile eines Gegenstandes entwickelt; oder ein allgemeiner Begriff in seine einzelnen Fälle aufgelöset, und einer oder mehrere statt desselben gesetzt werden. Hieraus ergeben sich nun folgende Figuren:

1) Synoymische Ausdrücke;

Wodurch die Lebhaftigkeit dann gewinnt, wenn ein Gegenstand der Einbildungskraft von mehreren Seiten dargestellt wird, welche wirklich verschieden sind, d. i. wo jeder Ausdruck, jede Darstellung in Nebenbegriffen und Umständen etwas anderes und zur jedesmaligen Absicht gehöriges zeiget, wenn gleich der Hauptbegriff derselbe bleibt: Dies findet besonders im starken Affecte statt, wo die Seele ihren Gegenstand gern von allen Seiten, unter allen Gestalten betrachtet. Alsdann wird die Figur die Exergasie genannt.

2) Umschreibung.

Umschreiben bedeutet 1) einen minder klaren Ausdruck durch mehrere und klärere deutlich machen; diese Umschreibung heißt Paraphrase; 2) einen Gegenstand, anstatt seines eigentlichen Namens, vermittelst einer oder mehrerer Bestimmungen oder Verhältnißbegriffe, bezeichnen; und eine solche Umschreibung hieß bey den Griechen Periphrase, bey den Lateinern Circumitio, weil die bezeichnete Sache gleichsam durch einen Umschweif kenntlich gemacht wird. — Die erste Art gehört hieher, und man braucht sie aus vierfacher Absicht: theils einem unanständigen Begriffe oder Worte auszuweichen; (Euphemismus;) theils einen dunkeln Ausdruck zu erklären, z. B. die drey Untergottheiten, welche, nach der Fabel, den Faden des menschlichen Lebens spinnen, statt die Parzen; theils aus Noth, wenn man aus einer Sprache in die andre übersetzt, und für manche Worte im Original keine gleichbedeutende Ausdrücke in der Uebersetzung hat; theils endlich zur Schönheit — wovon hier die Rede ist — wenn man von dem Mannigfaltigen an einem Dinge dasjenige aushebt, was

für

für die jedesmalige Absicht am schicklichsten ist, es anstatt des Namens des Dinges aufstellt, und dadurch der Phantasie eine Nahrung giebt, welche sie an dem bloßen Namen nicht hatte, z. B. eherne Schlünde statt Kanonen.

Anmerkung.

Man umschreibe nicht ohne Noth und Absicht; was man umschreibt, muß Interesse haben; das an dem Mannigfaltigen eines Dinges herausgehobene muß der Absicht des Redenden und dem Zusammenhange gemäß seyn; die angegebenen Merkmale müssen klar seyn.

3) Beschreibung und Schilderung *).

Die Beschreibung ist eigentlich eine fortgesetzte Umschreibung, nur daß sie nicht anstatt des Namens des Dinges da stehet, sondern vielmehr alles das Mannigfaltige an demselben entwickelt, was der jedesmaligen Absicht des Schriftstellers gemäß ist, und was besonders vortheilhaft auf die Phantasie einwirken kann. Ist es ein sinnlicher Gegenstand, dessen Theile man durch die Beschreibung auf eine anschauliche Art darstellt, so entsteht daraus die Schilderung oder mahlerische Beschreibung.

Anmerkung.

Die Alten nennen die Beschreibung Descriptionem, die Schilderung bald Hypotyposin, bald Energiam, bald Effictionem und Demonstrationem.

*) Vergleiche Lessings Laokoon, Cap. 15—22. Home's Grundsätze der Kritik, Th. 2, S. 340; von Blankenburg über den Roman S. 30. u. f. und Engels Theorie der Dichtungsarten Th. 1. S. 131. u. f.

4) Individualisirung allgemeiner Begriffe.

Diese Figur zerfällt in zwey Arten, in die Bezeichnung eines allgemeinen Begriffs vermittelst eines individuellen, welche zur Synecdoche gerechnet wird; und in die Auflösung eines allgemeinen Begriffs oder Urtheiles in seine einzelnen Fälle, welche Figur man sonst die Distribution nennet, und wobey, wo es möglich ist, die Gradation beobachtet werden muß. Schön löset z. B. Klopstock die allgemeinen Begriffe: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen rc. auf:

„Wenn durch ihn der Blinde sein Antlitz zur Sonne
Freudig erhebt, und mit sehnenden Augen den leitenden Vater
Staunend anblickt;„ u. s. w.

ee) Erläuterung durch ein sinnliches Bild.

Die Figuren dieser und der folgenden Classen gründen sich auf die Aehnlichkeit, und suchen einen Gegenstand vermittelst seiner Aehnlichkeit mit einem bekannten sinnlichen anschaulich zu machen. Hier wirkt außer der Einbildungskraft auch der Witz, doch ist die Hauptabsicht immer, die Einbildungskraft auf eine vorzügliche Art zu beschäfftigen. Die hieher gehörigen Figuren sind:

1) Allusion oder Anspielung;

welche in einer bloßen Beziehung auf irgend einen bekannten Gegenstand bestehet, um einen Begriff dadurch anschaulich zu machen. So sagt Sturz von Bernsdorf: „ich sammle nur einzelne Züge zur Bürgerkrone dieses Menschenfreundes;„ und spielt damit auf eine bekannte Gewohnheit des alten Roms an.

Anmerkung.

1) Man giebt gewöhnlich davon die zu weite Definition: est rei alterius ex altera notatio.

2) Anspielungen auf Worte gehören zu den Antithesen.

2) Das Beyspiel

ist ein einzelner Fall, welcher zur Erläuterung und Versinnlichung einer allgemeinen Wahrheit angeführt wird. Es ist Figur, wenn dieser einzelne Fall nicht bloß als Hülfsmittel für den Verstand zur Erläuterung, sondern auch zur Verschönerung dienet.

Anmerkung.

Ist der einzelne Fall, wodurch man eine allgemeine Wahrheit anschaulich machen will, erdichtet, so wird aus dem Beyspiel eine Parabel oder Fabel.

3) Das Gleichniß. Erklärung.

Das Gleichniß ist ein ähnlicher sinnlicher Fall, einen Begriff dadurch anschaulich zu machen. Es unterscheidet sich von dem Beyspiel, theils durch die größere Anschaulichkeit, die es hat und gewährt, theils aber auch durch die Absicht. Das Beyspiel dienet einer allgemeinen Wahrheit zur Erläuterung, das Gleichniß aber, einen jeden Begriff sinnlicher zu machen. Auch ist das Gleichniß nicht mit einer Parallele oder Vergleichung zu verwechseln, welche zwischen zwey Dingen angestellt wird, um ihre Aehnlichkeit oder Verschiedenheit bemerkbar zu machen.

Für das Gleichniß ist der kalte Gemüthszustand (z. B. im kalten Lehrstyle) eben so unfruchtbar, als eine heftige Leidenschaft; es erfordert gemäßigte Wärme der Einbildungskraft und des Witzes. — Es muß von bekannten Gegenständen hergenommen werden. Das Gleichniß: ist die Seele in Bewegung, so leuchtet sie durch die Mienen durch, wie der

Mond

Mond durch Ossians Geister; ist nur für den schön, der den Ossian gelesen und verstanden hat. — Es muß Wahrheit enthalten. — Man muß die Aehnlichkeit mit dem Verglichenen, das so genannte Tertium Comparationis nicht vermissen. — Es muß concordante oder übereinstimmige Ideen erwecken, und sie anschaulicher machen. (Die Sonne quoll hervor, wie Ruh aus Tugend quillt.) — Es muß Würde, Angemessenheit — und Reiz der Neuheit haben. — Muß nicht über die zur Vergleichung nöthigen Stücke ausgedehnt werden; weil zu viel Zusätze den Leser zerstreuen, und von dem verglichenen Begriffe abziehen würden. Hat das Gleichniß ja einen größern Umfang, so muß doch die Einheit desselben genau beobachtet, und wo man mehrere Gleichnisse braucht, müssen sie nach der Gradation geordnet werden.

ff) Darstellung unter einem sinnlichen Bilde, oder von den Tropen.

1) Ein Trope ist eine Figur, nach welcher man anstatt einer Idee eine andere verwandte setzt, um jene dadurch anschaulicher zu machen; z. B. des **Lebens Frühling** statt Jugend. In dem Gleichnisse wird der anschaulichere ähnliche Begriff neben den verglichenen gestellt; (die Jugend ist wie der Frühling;) allein in den Tropen wird der verglichene Begriff verschwiegen, und der ähnliche sinnliche tritt an dessen Stelle.

Anmerkung.

Quintilians Definition: tropus est verbi vel sermonis a propria significatione in aliam cum virtute mutatio, gründet sich auf die Wortbedeutung des griechischen Kunstwortes, ist in der Anwendung sehr unfruchtbar, und hat die Unrichtigkeit veranlaßt, daß man die Tropen zu den so genannten

Wortfiguren rechnete, da doch das Wesen des Tropen in der anschaulichen Idee, und nicht in dem bloßen Worte liegt.

2) Figur ist die Gattung, Trope ist eine Art der Figuren. — Die Tropen wirken wie Gleichnisse, nur mit einem höhern Grade der Lebhaftigkeit. — Sie bestehen in der sinnlichen Darstellung unsinnlicher, oder doch weniger sinnlicher Begriffe, sind also tief in der menschlichen Natur gegründet, und haben mit der Erkenntniß und der Sprache selbst ihren Anfang genommen; denn unsere ganze Erkenntniß stammt von sinnlichen Gegenständen her. — Erweckt ein Wort zunächst den ersten anschaulichen Begriff, welchem es sein Daseyn zu verdanken hat, so ist dessen Bedeutung eigentlich, sonst uneigentlich. Stelle ich mir z. B. bey **Begreifen** das Umfassen eines Körpers mit der ausgebreiteten Hand vor, so nehme ich das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung. Diese eigentliche Bedeutung wird auch die **erste** und die **buchstäbliche**, die uneigentliche aber die **figürliche**, **übergetragene**, **verblümte** und am bestimmtesten die **tropische** genannt; denn der Grund jeder uneigentlichen Bedeutung ist ein wahrer Trope.

Anmerkung.

Viele Wörter haben ihre erste Bedeutung nur zum Theil behalten, und bey vielen andern ist sie ganz verlohren gegangen. — Es lassen sich nicht alle Tropen aus einer Sprache in die andere übertragen. Das lat. puppis für Schiff würde, wörtlich übersetzt, im Deutschen so wenig taugen, als unser Segel für Schiff ins Lateinische übersetzt.

3) Der Trope besteht entweder aus einem, oder aus mehreren Wörtern. Im letzten Falle macht er ein zusammengesetztes, aus mehreren Theilen bestehendes Bild aus; z. B. **Gerüche von Blüthen der Hecken durchgleiten die Gold-Dämmerung.**

Allein

Allein ein solches ausgemahltes Bild bestehet wieder aus mehrern einzelnen Tropen, welche hier zu einem schönen Ganzen vereiniget sind. Eigentlich bedarf also ein Trope nur eines einzigen Wortes. — Der ganze Grund der Schönheit, und also auch der Brauchbarkeit eines Tropen beruhet auf seinem Verhältnisse zu dem bezeichneten Begriffe. Das Verhältniß der **Metonymie** gründet sich auf einen entweder nothwendigen oder zufälligen Zusammenhang, bey der **Synecdoche** auf den verschiedenen Umfang des Begriffes, und bey der **Metapher** auf Aehnlichkeit.

Anmerkung.

Die Ironie ist aus der Zahl der Tropen auszustreichen. Ein Trope druckt einen Begriff durch einen verwandten anschaulicheren aus; allein die Ironie drückt ihn durch das Gegentheil aus, ohne um den höhern Grad der Anschaulichkeit besorgt zu seyn. Sie gehört zu den Figuren des Spottes.

1) Die Metonymie.

Metonymie ist ein Trope, welcher Begriffe, die in einem natürlichen Zusammenhange stehen, für einander setzt, sie dadurch anschaulicher zu machen. Dieser Zusammenhang ist entweder **nothwendig** oder **zufällig**. Nothwendig, wenn er zwischen Ursache und Wirkung und Folge, zwischen Eigenschaften und den Dingen, woran sie sich befinden, stattfindet; zu dem zufälligen Zusammenhang gehören besonders die Umstände des Orts und der Zeit. Sie gründet sich auf die Gesetze der Einbildungskraft und der Verbindung der Ideen. Vorzüglich wird nach diesem Tropen gesetzt:

α) Ursache für Wirkung, z. B. den **Homer** lesen; und umgekehrt, z. B. die **Wolken** träufeln Segen;

β) Das Vorhergehende für das Nachfolgende, z. B. der Welt das letzte Lebewohl sagen, für sterben; und umgekehrt, z. B. der Donner tödtete ihn;

γ) Die Materie für das Product, z. B. auf Silber speisen.

δ) Das Werkzeug für die damit verrichtete Handlung, z. B. er ist lauter Ohr;

ε) Die Eigenschaft für das damit begabte Wesen, — das Abstractum für das Concretum, z. B. die Unschuld wohnt in Dörfern;

ζ) Das Zeichen für die bezeichnete Sache, z. B. den Lorbeer erringen;

η) Der Ort für das darin befindliche, z. B. den Himmel anrufen;

ϑ) Die Zeit für das, was in der Zeit ist oder geschieht, z. B. die goldne Zeit;

ι) Der Besitzer für das Eigenthum, z. B. Schwarz ist abgebrannt;

κ) Der Herr für die Unterthanen, z. B. Eugen ist geschlagen.

2) Die Synecdoche.

Bey der Synecdoche beruhet das Verhältniß zwischen dem bezeichnenden und bezeichneten Begriffe auf dem größern oder geringeren Umfange der Bedeutung, indem man bald das Größere und Mehrere für das Kleinere und Geringere, bald dieses für jenes setzt. Die vornehmsten Arten sind folgende:

α) Das Ganze statt eines Theiles — wo sie oft nahe an die Hyperbel gränzt — z. B. Die ganze Stadt trauert; (wo zugleich eine Metonymie ist.) und umgekehrt, z. B. sein Auge wacht über uns;

β) Das Geschlecht für die Art, und umgekehrt; z. B. der Sterbliche für Mensch, er schielt nach alten Thalern;

γ) Die Gattung statt des Individui, und umgekehrt; (welches einige die Antonomasie nennen) z. B. Homer für Dichter, Mäcen für Beschützer der Wissenschaften;

δ) Eine einzelne Zahl statt der Mehrheit oder Vielheit, und umgekehrt; z. B. im Frühling, wo die Rose blüht;

ε) Eine bestimmte Zahl statt der unbestimmten: z. B. ich habe dir es schon hundertmal gesagt.

3) Die Metapher.

Die Metapher, lat. Translatio, setzt anstatt eines minder anschaulichen Begriffs einen ähnlichen anschaulichern. Ihr Sitz ist nicht wie bey den vorhergehenden Tropen auf Substantiva und Beywörter eingeschränkt, er kann auch im Verbo seyn; z. B. der Sturm heult. Auch kann die Metapher mehrere Wörter einnehmen, und ein vollständiges Gemählde ausmachen; z. B. Moser sagt von Pitt: „welch' eine Seele muß einen Pitt bewohnen, welche Weisheit, Geduld und Geschmeidigkeit des Geistes muß ihn beleben, um das Glas voll gährender Säfte so eben zu tragen, daß es nie überlaufe.„

1) 2) und 3) Regeln für alle Tropen, besonders für die Metapher *).

Der Trope, und besonders die Metapher, muß Wahrheit enthalten. Schubart läßt den erhitzten Wolkendruck sich in Blitzen entzünden; was ist aber

*) Von den Tropen und ihrem Gebrauche in einem der nächsten Hefte des S. G. ein mehreres. d. H.

aber Wolkendruck, und wie entzündet sich ein Druck in den Wolken? —

Er muß nicht allein Anschaulichkeit haben, sondern auch mehr und eine angenehmere Anschaulichkeit, als der Begriff, an dessen Stelle er steht. —

Er muß sein bestimmtes Verhältniß zu dem bezeichneten Begriffe haben, besonders aber muß die Metapher demselben ähnlich seyn. — Der tropische Sprachgebrauch in jeder Sprache muß beobachtet; — die Trope von bekannten Gegenständen hergenommen; — bestimmt und vollständig — und neu seyn; — nicht gegen die Würde — Schicklichkeit und Angemessenheit — und Einheit verstoßen.

Anmerkung.

Die Einheit wird verletzt, α) wenn man fremdartige Hauptzüge zusammen paaret, welche kein Ganzes ausmachen können. Daraus entstehen besonders zu kühne Metaphern, welche die Alten **Katachresen** nennen. β) Wenn Nebenzüge vorkommen, welche zu den Hauptzuge nicht passen, und γ) wenn die Metapher aus tropischen und eigentlichen Zügen zusammengesetzt wird. (z. B. **Ketten** eines Volks **vermindern.**)

gg) Die Allegorie

ist eine fortgesetzte Metapher. Die Gränzen zwischen beiden lassen sich nicht immer genau angeben; indessen kann man das für Metapher gelten lassen, wenn ein einzelner Satz anschaulich eingekleidet wird; und das Allegorie nennen, wenn die anschauliche Darstellung durch mehrere Sätze fortgeführet wird. Z. B.

„Ich wickle das Gespinnst der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren,

sondern aus der Seide für mich und meines gleichen Beutel zu machen; Beutel, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammle, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und diese zu dem Capital selbstgedachter Wahrheit schlagen kann." (Lessing, in den antiquarischen Briefen.)

hh) Die Mythologie

gehört unter die Figuren; denn die mythologischen Bilder sind nichts anders als Tropen und Allegorieen einer besondern Art, Bilder, welche aus der erdichteten Götterlehre und Geschichte der Griechen und Römer entlehnt sind, neuere Begriffe dadurch anschaulicher zu machen. Aber diese Bilder enthalten keine Wahrheit, sind vielen ganz unbekannt, können für andere keinen Reiz der Neuheit, für niemanden Interesse haben. — Nur gewisse sehr bekannte Namen (Musen, Apollo ꝛc.) könnte man beybehalten, da sie durch die Länge der Zeit und den häufigen Gebrauch für bloße personificirte Abstracta gelten; aber auch dies müßte nur da geschehen, wo es mit Anstand und Schicklichkeit geschehen kann, wenigstens nicht da, wo sie mit Begriffen aus der christlichen Religion einen Contrast machen können.

ii) Darstellung eines abwesenden Dinges als gegenwärtig.

Dahin gehöret:

1) Gebrauch des Präsentis statt des Präteriti,

welches in der vertraulichen Schreibart sehr gewöhnlich ist, in der pathetischen aber nur da gebraucht wer-

werden darf, wo es den Schriftstellern erlaubt ist, den dazu gehörigen Grad der Einbildungskraft zu erregen.

2) Die Anrede, oder Apostrophe,

wenn eine abwesende Person als gegenwärtig, und eine leblose Sache als lebend angeredet wird. Wozu also schon ein beträchtlicher Grad der Einbildungskraft und lebhafter Empfindung erfordert wird. — Dahin gehöret auch das Geberh.

3) Die Vision,

wenn der Redner (Schriftsteller) abwesende Personen und Dinge als gegenwärtig handeln und wirken sieht.

kk) Die Prosopopöie, oder Personendichtung,

bestehet überhaupt darin, daß man Dinge als Personen handeln und reden läßt. Im weitesten Verstande sind alle Metaphern und Allegorien, welche von leblosen Gegenständen gebraucht werden, und viele Metonymien zugleich Prosopopöien; und diese Art von Personendichtung, wo leblosen Dingen Eigenschaften lebendiger Wesen beygelegt werden, ist sehr tief in der menschlichen Natur gegründet, und die ganze Sprache ist darauf gebauet. (Der Frühling kommt; das Haus will einfallen 2c.) In engerer Bedeutung verstehet man darunter die Figur, welche ein lebloses Ding handeln und wirken läßt, und zwar nicht wie die Allegorie, um dadurch eine allgemeine Wahrheit anschaulich zu machen, sondern in seinem eigenen Namen, die Einbildungskraft und oft auch die Leidenschaft zu erregen und zu unterhalten. Das leblose oder abstracte Wesen wird dann entweder bloß

als Person handelnd und wirkend, oder als hörend, oder als redend dargestellt. In engster Bedeutung gebraucht, werden abwesende, oder gar verstorbene Personen redend eingeführt, und dann ist sie mit der Vision nahe verwandt, mit der Sermocination der ältern Lehrer der Wohlredenheit aber einerley.

c) Figuren für die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften.

Die Gemüthsbewegungen machen eine eigene Classe der untern Kräfte aus, ob sie gleich mit der Einbildungskraft auf das genaueste verbunden sind, und von derselben oft ihre ganze Thätigkeit erhalten. Sie sind von verschiedenen Graden der Stärke; bald bloße Empfindungen, bald Bewegungen, bald Begierden, bald aber werden sie zu heftigen Leidenschaften. Sie haben ihre eigenen Formen des Ausdrucks, wodurch das so genannte Interesse des Styles (wenn er geschickt ist, Empfindungen und Gemüthsbewegungen bey andern zu erwecken,) erreicht wird. Die hieher gehörigen Figuren sind:

1) Der Ausruf, (Exclamatio)

welcher sich oft mit der Frage verbindet, oft als Parenthese eingeschaltet wird, und oft durch ein ach! oder o! sich ankündiget.

2) Vergrößerung, Hyperbel,

welche, da sie die Wahrheit verletzt, nie anders gebraucht werden darf, als wenn die Einbildungskraft oder die Leidenschaft des Lesers schon so erhitzt ist, daß er die Verletzung der Wahrheit nicht gewahr wird.

3) Distribution und Cumulation.

Die Distribution bestehet in der Auflösung eines Begriffes in mehrere ähnliche, und die Cumulation in der Häufung ähnlicher Begriffe.

„Du, Abscheu, kennst du mich?
Ich, die du wider Pflicht und Ehre frech empörtest?
Ich, die du Ehebruch und Stolz und Mordthat lehrtest?
Ich, die du von dem Weg der Tugend abgeführt?
Mich stets verhärtetest, wenn sie mich ja gerührt?
Ich soll dich schützen? dich? dich Mörder? dich Verräther?„

Weiße.

4) Die Ellipse und Abgebrochenheit.

Beide sind heftige Gemüthsbewegungen, wo die Seele in der Unruhe und bey dem raschen Gange des Affects nur die Hauptbegriffe hinwirft, und die minder wichtigen oder Nebenbegriffe vernachlässigt. Geschiehet dies in Ansehung eines oder einiger Worte, so ist es die Ellipse; wenn aber eine ganze Rede aus solchen, ohne scheinbare Verbindung hingeworfenen Hauptbegriffen besteht, so heißt sie Abgebrochenheit.

Anmerkung.

Von dieser Figur ist die Abbrechung, Suspensio, Praecisio, Aposiopesis, Reticentia, wo man einen Gedanken abbricht, ohne ihn zu vollenden, und das übrige errathen läßt, noch verschieden.

5) Das Asyndeton,

oder die Weglassung der Verbindungswörter, ist eine Unterart der Ellipse. Die Lateiner nennen sie Dissolutio, weil die Ideen, durch Wegnahme der sonst gewöhnlichen Verbindung, gleichsam aufgelöset werden. Sie läßt sich besonders brauchen, 1) bey einer schnell forteilenden Einbildungskraft und Gemüthsbewegung, und 2) in der pathetischen und erhabenen Schreibart, die Aufmerksamkeit auf gehäufte wichtige Begriffe zu lenken, mit Verschweigung der Nebenbegriffe, die die Seele zerstreuen könnten.

6) Das Polysyndeton,

oder die Anhäufung der Bindewörter, wird mit Nutzen gebraucht, wenn man die Heftigkeit des Affects auf kurze Zeit mäßiget, damit der Verstand Zeit gewinne, die Begriffe langsam zu überdenken, und ihre Wichtigkeit zu bemerken.

7) Die Ironie

ist eine Figur des Spottes, nach welcher man das Gegentheil von demjenigen sagt, was man verstanden haben will.

Anmerkung.

Zur Ironie gehört der Sarkasmus oder der beißende Spott gegen einen Sterbenden; Diasyrmus Verspottung eines Lebenden, welche bald fein, bald boshaft, immer schneidend ist.

8) Der Wunsch,

der gewöhnliche Ausbruch eines Verlangens, einen Gegenstand zu besitzen oder zu entfernen, der immer mit einiger Gemüthsbewegung verbunden ist, und sich in einen Ausruf einkleidet.

9) Die Betheuerung und der Schwur.

Jene ist die Versicherung bey allem, was theuer und heilig ist; dieser eine Betheuerung mit Anrufung des höchsten Wesens, die Unwahrheit zu rächen.

10) Die Beschwörung,

oder eine heftige Bitte, mit Anführung der triftigsten Bewegungsgründe.

11) Die Verwünschung und Verfluchung;

Eine Figur des höchsten Grades des Zorns und der Verzweiflung; wie z. B. Philo's Rede im 4ten Gesange des Messias.

d) Figuren für den Witz und Scharfsinn.

Witz ist die Fertigkeit, Aehnlichkeit unter verschiedenen, und Scharfsinn die Fertigkeit, Verschiedenheit unter ähnlichen Dingen aufzufinden. Hier kommt es aber darauf an, feine und verborgene Anhänglichkeiten und Verschiedenheiten zu entdecken. Beide sind nur Eine Kraft der Seele, die sich nur auf verschiedene Art äußert, ob sie gleich nicht immer in gleichem Maaße verbunden sind. Die Aeußerungen des Witzes gefallen gewöhnlich mehr, und haben mehr Lebhaftigkeit als die des Scharfsinns; aber nichts ist auch widriger, als verunglückter Witz. Die vornehmsten Regeln für die Figuren des Witzes und Scharfsinns sind folgende:

1) Der Witz muß sich auf Wahrheit stützen. Rom wäre nicht über alle Völker gestiegen, wenn man nicht anfänglich über dessen

Mauern hätte steigen können; hat keine Wahrheit, und ist ein verunglücktes Wortspiel.

2) Die Wahrheit muß auch des Aufwandes werth und wenigstens lehrreich seyn. Ist sie dabey anschaulich, oder wirkt auf Empfindung, so hat sie ein Interesse mehr. Oft liegt das Interesse in dem beißenden, und dann macht der Witz, unter den gehörigen Umständen, sein Glück oft am ersten. Z. B. Bey der großen Welt sagt ein französischer Koch viel, und fast so viel als große Welt selbst. Lichtenberg.

3) Ist die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit gar zu fein, und unmerklich, so wird der Witz leicht zur Spitzfindigkeit. — Jeder zu weit gesuchter dunkler Witz verfehlt immer seine Absicht.

4) Der Witz erfordert eine ruhige, von Leidenschaften unbeschäfftigte Seele; und er ist Salz und Würze: daher in seinem Gebrauch die Regeln der Schicklichkeit und Sparsamkeit zu empfehlen sind.

Anmerkung.

Nachdem die Gegenstände sind, können die Figuren des Witzes und Scharfsinns munter, scherzhaft, komisch und niedrig komisch werden. Hier wird von diesen Figuren nur ganz allgemein gehandelt. Dahin gehören:

1) Die Vergleichung, oder Parallele,

wo zwey Dinge neben einander gestellt werden, um die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit zwischen beiden zu zeigen; wo aber die aufgefundene Aehnlichkeit und Ver-

Verschiedenheit neu und unerwartet seyn müssen, wenn man damit nicht zunächst belehren, sondern gefallen und vergnügen will.

2) Das Antitheton, oder der Contrast,

stellet zwey Gegenstände so neben einander, daß sie in mehreren Beschaffenheiten entgegengesetzt erscheinen, um einen durch den andern zu heben oder anschaulicher zu machen. Je ähnlicher sich diese Gegenstände in mehreren Hauptstücken sind, desto auffallender wird der Contrast, desto lebhafter die Figur.

Anmerkung.

Quintilian nennt diese Figur Contrapositum, Contentionem, andere Compensationem. Quint. dehnt sie aber so weit aus, daß sie jedes Gegentheil, und selbst die Antithese, unter sich begreift.

3) Die Paronomasie

ist die Figur, welche gleichlautende Namen verschiedener Begriffe mit einander verbindet. Ihre vornehmsten Arten sind: 1) wenn verschiedene gleichlautende, oder fast gleichlautende Begriffe mit einander verbunden werden; 2) wenn man verschiedene Bedeutungen eines und eben desselben Wortes einander entgegensetzt — bey den ältern Rhetor. Ploce genannt; 3) wenn man einen zweydeutigen Ausdruck gebraucht, und die wahre Bedeutung unentschieden läßt, oder einen Ausdruck in seiner gewöhnlichen Bedeutung zu gebrauchen scheint, und doch die uneigentliche durchschimmern läßt; 4) wenn einerley Ausdruck zwar in einerley Bedeutung gebraucht wird, aber verschiedene Verhältnisse desselben einander entgegengesetzt werden — bey dem Quintilian die Antimetabole,

bey dem Verfasser Rhet. ad Herenn. Commutatio genannt. Von wenigem Werthe ist sie dann, wenn eigene Namen gleichlautenden Appellativen entgegengesetzt werden — das eigentliche Wortspiel.

4) Die Antithese, oder der Gegensatz.

Beide Namen werden hier in der engern Bedeutung gebraucht. Eine Antithese entsteht, wenn verschieden lautende Namen entgegenstehender Begriffe in einem gemeinschaftlichen Gesichtspuncte vereinigt werden. 1) Wenn einem Substantivo ein dem Anschein nach widersprechendes Beywort gegeben wird, z. B. süße Mühe; 2) wenn man einem Subjecte zwey entgegengesetzte Prädicate beyleget, wovon ihm jedes in gewisser Rücksicht zukommt — er sah es, und sah es auch nicht; 3) wenn man ein Subject in entgegenstehenden Verhältnissen betrachtet — ich bin niemals stolzer, als wenn ich einen Brief von Ihnen erhalte, und niemals demüthiger, als wenn ich ihn beantworten soll; 4) wenn zwey oder mehr Subjecte in Ansehung einer einzigen Beschaffenheit einander entgegengesetzt werden — ein leichtsinniges Weib macht einen schwermüthigen Ehemann; 5) wenn zwey Begriffe einander gegenüber gestellt, und ihre Prädicate einander entgegengesetzt werden. Z. B.

„Mach deinen Raupenstand, und eine Hand voll Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.„

5) Das Unerwartete

begreift hier in der engern Bedeutung alle diejenigen Ideenverbindungen in sich, wo der Schriftsteller etwas

was anderes sagt, als er den Leser nach dem gewöhnlichen Gange der Vorstellungen erwarten ließ — so fern sie nicht durch die vorigen und folgenden Figuren des Witzes näher bestimmt sind. Sie liegt entweder in der unerwarteten Verbindung sehr verschiedener Gegenstände, z. B. als ob ihr ein Stückchen roher Schinken den Magen verderben würde, da sie aus einer Familie ist, wo der Großvater der Wittwen Häuser verdauen konnte; oder in der Art, wie man von einem Gegenstande auf den andern kommt — in dem Uebergang; z. B. zornig ergriff er das Messer (als wollte er sich erstechen) — und schnitt Brod.

6) Das Paradoxe,

eine Art des Unerwarteten, wenn eine Idee einer allgemein angenommenen Meinung widerspricht. Der paradoxe Satz muß aber, wenn er Werth haben soll, nicht allein Wahrheit, sondern auch Interesse haben.

7) Das Naive

sagt in der weitern Bedeutung so viel als natürlich oder sehr natürlich, in der engern Bedeutung ist es eine Figur des Witzes, welche das Unerwartete mit einer unschuldigen Offenherzigkeit verbindet, z. B.

„Was sagten sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt' erst vierzehn Jahre seyn?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.„

8) Sentenzen, Denksprüche; Maximen,

sind kurze Aussprüche, welche allgemein practische Wahrheit enthalten — und lassen sich vielleicht mit mehrerm Rechte zu den Figuren des Verstandes rechnen.

Zu

Zu den unächten Hülfsmitteln der Lebhaftigkeit rechnet Adelung 1) die Onomatopöie, 2) biblische Parodieen und Anspielungen, 3) das Echo, 4) das Anagramm, 5) Sprüchwörter, 6) das Sinnbild, 7) das Räthsel.

VIII.

Von der Mannigfaltigkeit.

1.

Mannigfaltigkeit des Styles bestehet in der Vollkommenheit, nach welcher ähnliche Gedanken, den übrigen Eigenschaften des schönen Styles unbeschadet, auf verschiedene Art ausgedruckt werden.

2.

Sie ist mit der Lebhaftigkeit genau verbunden. Beide wirken zu einerley Absicht, die Seele auf eine angenehme Art zu unterhalten.

3.

Sie hängt entweder von dem (reichhaltigen) Gegenstande selbst ab, oder von der Art, wie der Schriftsteller denselben behandelt.

4.

Sie erstreckt sich theils auf einzelne Wörter und Gedanken, theils auf deren Verbindung und Folge, theils auf die Form der Rede, (daß man z. B. im unterrichtenden Styl nicht immer im kalten Lehrtone fortpredige;) theils endlich auf die Rede als ein Ganzes betrachtet — wohin die geschickte Abwechselung in Sätzen und Perioden, und die richtige Vertheilung von Licht und Schatten gehört, die in der Rede so nothwendig ist, als bey einem schönen Gemählde.

5.

Doch hüte man sich, die Seele nicht durch übertriebene Mannigfaltigkeit zu zerstreuen.

Qui

Qui variare cupit rem prodigialiter unam,
Delphinum ſylvis adpingit, fluctibus aprum.
Hor. ad Piſones.

IX.

Neuheit.

1.

Dieſe beſtehet darin, daß der Schriftſteller da, wo es nothwendig, nützlich oder ſchicklich iſt, neue Wörter, Wendungen und Vorſtellungsarten, anſtatt der bekannten und gewöhnlichen gebrauche.

2.

Man vergeſſe dabey nicht, daß die Neuheit eine Eigenſchaft iſt, welche nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern um höherer Abſichten willen nothwendig iſt, beſonders einen unedlen Begriff edler, und einen matten alltäglichen Gedanken lebhafter darzuſtellen. Sie iſt eine der letzten Eigenſchaften des ſchönen Styles; ſie ſetzt alſo die vorigen insgeſammt voraus, und darf nicht auf Koſten einer derſelben erhalten werden.

X.

Einheit des Styles.

1.

Sie iſt die letzte allgemeine Eigenſchaft, welche alle vorige zu einem ſchönen Ganzen verbindet — die Verbindung aller Theile zu einem einzigen Endzwecke.

2.

Das Ganze ſowohl als ſeine einzelnen Theile müſſen planmäßig zu Einem Zwecke geordnet ſeyn, obgleich der Schriftſteller den Plan und die Ordnung auf eine geſchickte Art zu verbergen wiſſen muß, ſo daß das Mannigfaltige anſchaulicher werde, als die Regel, nach welcher es verbunden iſt.

3.

Alles Fremdartige muß entfernt, aller Ueberfluß abgeschnitten, und nicht bloß die absolute, sondern auch die relative Würde genau beobachtet werden, so daß man nicht ohne Noth und Absicht aus einer Art des Styles in die andere übergehe.

4.

In jedem Aufsatze ist ein gewisser Gemüthszustand der herrschende, oder sollte es wenigstens seyn — was man den Ton nennen könnte; und dieser Ton muß durchs Ganze beybehalten werden, auf diesen Ton müssen alle Theile gestimmt seyn.

Practi-

Practischer Theil.

Erster Abschnitt.

A. Romane und Erzählungen.

Erzählung IV. *).

Adolph, einer der edelsten Fürsten, welche sein Jahrhundert aufzuweisen hatte, schuf sein Land, das er als Wildniß vorgefunden, zum Paradiese um. Da er in Schlachten nicht geglänzt hatte, gab ihm die Geschichte zwar nicht die Beynamen des Tapfern, des Kühnen, des Unerschrockenen: aber dafür nannte ihn sein Volk den Guten, den Menschlichen, und liebte und segnete ihn. Ehrensäulen von Marmor und Erz ragten für ihn weder auf seinen Marktplätzen, noch auf seinen Landstraßen empor, — denn er wollte sie nicht, weil der Flor seines Landes, das Werk seiner Hände, ihm Ehrendenkmals genug war; aber er wußte, daß, wo einer seiner Unterthanen knieete und betete, auch seiner gegen den Weltschöpfer in Segen gedacht werde.

Ein einziger Kummer verbitterte ihm, eine Reihe von Jahren hindurch, oft den Genuß seiner Freuden. Ulrike, seine treffliche Gattin, lebte lange mit ihm, ohne seine und des Landes Wünsche zu erfüllen.

Da

*) Theodors glücklicher Morgen. Vom Verfasser des — Hallo's glücklicher Abend. Berlin bey Arnold Weyer 1789. Erster Theil 593 Seiten; Zweiter Th. 490 S.

Da beseufzte Adolph oft einsam die Zukunft seines Volks: denn alle seine wohlthätigen Veranstaltungen sah er nur bis an seinen Tod hindauern, weil er keinen Nachfolger hinterließ, dem er seinen Geist einhauchen könnte. Dem Lande stand alsdann die zersplitterndste Theilung bevor. So ließ er lieber manche Last auf den Schultern seiner Unterthanen liegen, die er ihnen gern abgenommen hätte; damit sie einst über seinen Tod, wenn ihnen diese Lasten alsdann vielleicht verdoppelt aufgelegt würden, nicht in Verzweiflung gerathen möchten.

Endlich ward aber sein und seines Volks sehnlichstes Verlangen erfüllt. Ulrike freute sich Mutter zu werden, und ward es auf eine für das Land erwünschteste Weise. Adolph war eben auf einem seiner Bergschlösser, labte sich an den herrlichsten Aussichten, und verband damit die süßen Ahnungen des nun vielleicht bald befestigten Heils seines Volkes auf die späteste Zukunft, als ihm ein Courier die Nachricht überbrachte, daß ihm ein Prinz gebohren sey.

„O du, rief er kniend aus, der du die Schicksale der Völker regierst, du hast die Wünsche vieler Tausenden erhört, an deren Spitze ich durch deine Gnade stehe, und wünschte wie sie! Gott, meiner Väter Gott, wie segne ich diesen Tag, der mich so unaussprechlich im Gutesthun stärkt, da ich nun sehe, daß ich lange fortdaurendes Gutes stiften kann. Siehe, ich will den Sohn, den du mir gabst, zum guten Menschen erziehen. Er soll, wenn du mich von der Erde nimst, nicht schlafen auf dem Fürstenstuhle, und nicht seines Volks Tyrann, sondern sein Vater werden. Gieb ihm einst Weisheit und Tugend, und stärke mich, daß keines meiner Beyspiele ihn verderbe!„ (S. 3.)

Ulriken trieb ihr eigenes Herz, unnatürlich handelnden Müttern in den höhern Ständen, vorzüglich in der Residenz, eines der edelsten Beyspiele zu geben. Sie ward ganz Mutter. Ihr Theodor trank die Milch seiner Mutter, schlief am Busen seiner Mutter ein; und konnte, da das erste halbe Jahr kaum verflossen war, seiner Mutter Dank lächeln.

Sechs Jahre blieb Theodor unter der Aufsicht seiner Mutter, und es war dafür gesorgt, daß keine alberne Weiber um ihn seyn, oder doch nichts verderben durften. Für Reden, Thun, Genießen und Leiden waren Vorschriften gemacht, die der weise Adolph mit Ulriken gemeinschaftlich verabredet hatte, und die unverbrüchlich befolgt wurden.

Nach seinem sechsten Jahre wurde ein junger aufgeklärter wackrer Mann, Namens Rothe, mit Hofrathscharacter und Minister-Gehalt als Erzieher des Prinzen angestellt, und zugleich ein Rescript bekannt gemacht: daß niemand den Prinzen Ihro Durchlaucht oder gnädigster Herr, sondern Prinz nennen sollte; und die Veranstaltung getroffen, daß Theodor erst spät erfahren sollte, daß er einst Fürst werden würde.

Adolph machte Rothen, als Freund dem Freunde, den durchdachtesten Plan über des Prinzen Erziehung bekannt, bey dessen Befolgung man erwarten durfte, daß Theodor einer der gesündesten, stärksten, thätigsten, männlichsten, weisesten und edelsten Menschen würde, welche die Nation aufzuweisen hätte.

Der Prinz wurde von der Fürstentafel und von allem Umgang, der ihm nachtheilig werden könnte, entfernt; Rothe wurde sein Freund und täglicher Gesellschafter, und hatte von seiner Erziehung niemandem als dem Fürsten selbst Rechenschaft zu geben.

Freylich war der Hof und die Stadt mit der neuen Erziehungsmethode sehr unzufrieden: aber der Fürst ging seinen Weg ruhig fort und schützte seinen Rothen.

Unter den ersten Räthen des Fürsten war der Geheimerath Zensdorf, ein Greis, dessen Existenz am Hofe sich noch unter der vorvorigen Regierung verlohr, und der dem fürstlichen Hause die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Besonders hatte er viele Streitigkeiten mit den Nachbarn abgethan, und verschiedene beträchtliche Ansprüche seines Fürsten geltend gemacht. Den größten Theil seines Lebens hatte er in den Archiven zugebracht, und man konnte ihn noch in seinen hohen Jahren als ein lebendiges Archiv des Hauses betrachten. Der alte Mann hatte eine so ausgebreitete eisenfeste Memorie, daß er mehrentheils Jahr und Tag, wenn etwas aus einander gesetzt, berichtiget oder verordnet war, pünktlich angeben, und sogar die Pagina im Buche, worauf er sich berief, aus dem Kopfe hernennen konnte. Adolph schätzte ihn deshalb hoch, und er war einer von denen, welche zu aller Zeit unangemeldet bey ihm Zutritt haben konnten. Der brauchbare Greis hatte aber eine sehr unangenehme Seite, welche man bey Männern seiner Art häufig anzutreffen pflegt; nehmlich, er war der unbiegsamste Vertheidiger und Eiferer für jedes alte Herkommen, es mochte zu einer Classe gehören, zu welcher es wollte. Vermuthlich hatte seine Seele diese Stimmung dadurch erhalten, daß er sich fast immer damit hatte beschäfftigen müssen, alte Gerechtsame seiner Fürsten aus den Urkunden der Vorwelt aufzusuchen, und geltend zu machen. Adolph übersah diese an ihm oft äußerst lästige Seite, der übrigen nützlichen wegen, klopfte ihn, wenn er sie zu eifrig zeigte, auf die Schultern, und sagte lächelnd: Lassen

Sie es gut seyn, lieber Greis, es betrifft ja keinen von den alten Ansprüchen meines Hauses. (S. 19.)

Dieser bey aller seiner Schwäche ehrwürdige Greis machte dem Fürsten oft die ernstlichsten Vorwürfe, daß er den Prinzen nicht solle verwahrlosen lassen. Wie? der Prinz sollte nicht gnädigster Herr genannt werden? sollte leicht gekleidet gehen? sich selbst ankleiden? im achten Jahre noch nicht lesen? — und gar noch nicht beten? — Lauter Verwahrlosungen, über welche der ehrliche Zensdorf, der in allen Archiven davon nichts vorgefunden hatte, tief aufseufzete. Der Fürst suchte ihn zu beruhigen, und liebreich zu belehren; und wollte dies, wie gewöhnlich, nichts helfen, nun dann fragte er ihn nach einer alten Verordnung. Gleich wurde Jahr und Tag, und alle kleine Umstände, wann und wie jene Verordnung publicirt war, angegeben, und auf Verlangen die Verordnung selbst sogleich aus dem Archiv herbeygeholt, und — die Unterredung war abgebrochen. Indeß wurde doch die Unzufriedenheit allgemeiner, und die herrliche Preßfreyheit jetzt dazu gemißbraucht, daß man über Kothen und zuweilen über den Fürsten selbst Klagen, Spott und Vorwürfe ergoß. Ja die Raserey ging so weit, daß man, in einem Pasquille, dem Fürsten, der die Hoffnung des Landes so schändlich zerstöre, mit Rebellion und Aufruhr drohete.

Zensdorf wollte, daß das teuflische Libell, die unerhörte Majestätsschänderey, durch Henkershand verbrannt, und auf den Kopf des Majestätsverbrechers wenigstens zehntausend Thaler gesetzt würden! Adolph war andrer Meinung. Er ließ das Pasquill noch einmal abdrucken, und auf der innern Seite des Titelblatts mit großen Lettern folgende Worte setzen:

„Wer Arges thut, der hasset das Licht, daß seine Werke nicht gestraft werden.

Wer aber Gutes thut, der kommt an das Licht, damit seine Werke offenbar werden: denn sie sind in Gott gethan!„

Adolph.

Unter dem Titel stand:

„Zweyte ungeänderte Auflage ad mandatum Serenissimi specialissimum.„

Dies machte einen unaussprechlichen Eindruck auf die ganze Nation; und von der Zeit an hörte man nicht wieder von einer Zeile, die gegen die Erziehung des Prinzen zum Vorschein käme. Die anfänglich allgemeine Neugierde auf das, was der Fürst des famösen Pasquills wegen thun würde, verwandelte sich nun in einen allgemeinen Abscheu gegen den Verfasser desselben. Jeder beeiferte sich, diesen zu entdecken, und man entdeckte ihn wirklich, und wollte ihn dem Fürsten nennen. Adolph wollte ihn nicht wissen. Tags darauf kam die Nachricht, daß der Hofprediger unsichtbar geworden sey. Das hätte ich doch nicht geglaubt, sprach Adolph, daß ein schwarzer Mantel so viel Bosheit verhüllen könnte! Gestern noch hat mir der Schurke über die Erziehung des Prinzen seinen größten Beyfall zu erkennen gegeben.

Zur Auflösung dieses Räthsels diente die Entdeckung, die man aus einigen, nach der Zeit noch an den gewesenen Hofprediger eingegangenen Briefen machte: daß er nemlich ein verkappter Jesuit gewesen sey. (S. 103.)

Um diese Zeit bekam eine alte apanagirte Prinzessin, Theodors Großtante, den Einfall, ihre Apanage in der Residenz zu verzehren. Das war nun freylich besser, als die Gaben des Vaterlandes im Auslande zu verschwenden: aber — Prinzessin Anne war eine Erzpietistin. Von Jugend auf war sie es nicht gewesen, vielmehr war ihre brausende Lebhaftigkeit in frühern Jahren noch landkundig. Auch trug

man sich mit allerley Ritter- und Mordgeschichten von ihr, durch die sie es ausdrücklich geworden seyn sollte. Wahr oder nicht wahr — genug, dies war wahr, daß sie jetzt gar de- und wehmüthig den Kopf hängen ließ. Essen und Trinken schmeckte und bekam ihr in ihrem siebenzigsten Jahre noch trefflich; dergestalt, daß sie täglich drey gute Mahlzeiten hielt, und das Frühstück mit einem Mittagsbrod viel Aehnlichkeit hatte. Die übrige Zeit des Tages füllte sie aber andächtig mit Singen und Beten, und Lesen ascetischer Bücher aus. Vormittags und Nachmittags hielt sie solenne Betstunden, wobey ihr ganzer kleiner Hofstaat gegenwärtig seyn mußte, von der ersten Hofdame an bis auf den Reitknecht; und zwar alle schwarzgekleidet. Sie hielt sich seit zehn Jahren einen eignen Caplan, dem es vielleicht nirgends auf der Welt so geglückt haben würde, als bey ihr; weil er nirgends seine Unwissenheit so fein mit dem Mantel der Schwärmerey hätte bedecken können, als bey ihr. Ein kleines Zimmer war zur Capelle eingerichtet, und bald hielt sie selbst, bald der Caplan die Betstunde. Jeder von ihren Leuten hatte sein eignes mit schwarzem Tuch beschlagenes Betbänkchen, worauf er, während der Erbauungsstunde, knieen mußte, und sein eignes Crucifix, das vor ihm stand. Sie selbst saß, wenn sie vorlas, vor einem Tische, worauf ein großes silbernes Crucifix stand, und ein Todtenkopf lag, den sie während des Lesens in der linken Hand hielt. Ihr Betbänkchen war von den übrigen dadurch ausgezeichnet, daß es mit schwarzem Sammet beschlagen, sehr weich gepolstert und mit breiten goldenen Tressen besetzt war. Ein ähnliches Bänkchen stand in jedem ihrer übrigen Zimmer; weil es ihr, sie mochte seyn wo sie wollte, oft einfiel zu beten. Von diesen Bänkchen war das eine grün, das andre blau, das dritte roth beschlagen; je nachdem die Tapeten und Stuhl-

kappen des Zimmers es waren. Ihr gesammter Hofstaat war, oder schien wenigstens, auf denselben Fuß gestimmt. Jeder betete, seufzte und sang, wo er ging und stand, und alles sprach in Bibel- und Liederformeln. Die Kutscher schrien, wenn sie die Pferde aufzäumten: „seyd nicht, wie Roß und Mäuler, die nicht verständig sind;„ und die Kehrmädgen sangen, wenn sie die Stuben kehrten: „Bekehre du mich ꝛc. Als Fürst Adolph sie besuchte, sang ihm eine alte Hofdame entgegen: „Komm o Himmelstaube ꝛc. — Anne versprach den Prinzen Theodor zu ihrem Universalerben einzusetzen; und so mußte er ihr dann wol, zum Dank für die gute Absicht, mit seinem Lehrer einen Besuch abstatten. Aber zehn Erbschaften hätten den Fürsten und seinen Rothen nicht bewegen können, ihren Theodor zum zweyten male zu einer Betschwester zu bringen. Der Unsinn ging über alle Vorstellung. Als sie in die Antichambre zurücktraten, sang eine alte Schwester: „Wie schön leucht uns der Morgenstern, voll Gnad und Wahrheit vor dem Herrn, die süße Wurzel Jesse!„ Auf dem Saale fiel eine Kammerjungfer ein: „Ey meine Perl, du werthe Kron, mein Herz heißt dich ein Lilium!„ Unten im Hause fuhr ein Garderobenmädgen fort: „Nach dir ist mir, gratiosa coeli rosa, krank, und glimmet mein Herz durch Liebe verwundet.„ An der Thür schloß eine andere Hofdame: „Amen, Amen, komm bald wieder, du schöne Freudenkrone, bleib nicht lange! deiner wart' ich mit Verlangen!„ Ja! dachte Rothe, du sollst lange warten, ehe die schöne Freudenkrone wiederkommt! — (S. 221. u. f.)

Der Prinz bekam jetzt, auf Rothens Vorschlag, wöchentliches Taschengeld, das er zu seinem Vergnügen anwenden konnte, wie er wollte. Rothe stellte

ihn

ihn auf die Probe, und führte ihn eines Tages, gleich nach Tische, in die Hütte einer armen Familie.

Schon beym Eintritt schien sich das in ihr wohnende Elend anzukündigen. Queer durch die Hausflur war ein Strick gezogen, auf welchem die gewaschenen Hemden der ganzen Familie hingen, die alle zerrissen waren. Eine lange hölzerne Bank, und offener leerer Brodschrank füllten den übrigen Platz aus. Ein Kind öffnete die Stube, die eben groß genug war, die in ihr wohnenden Menschen zu beherbergen. Sie fanden eine Familie von zehn Personen, Mann, Frau und acht Kinder, die alle einen Tisch umgaben, auf dem ein Brod und ein Teller mit weichem Käse befindlich waren. Der Mann hatte sich mit dem Kopfe auf den Tisch gelegt, die Mutter theilte das Brod an die Kinder aus, und die Kinder, welche alle bleich aussahen, schienen, wie heißhungrig, die Brodschnitte zu verschlingen.

Rothe. Und ihr esset heute so spät, ihr guten Leute?

Tagelöhner Müller (der in die Höhe blickt und dann wieder den Kopf auf den Tisch legt). Haben wir doch nicht eher was gehabt.

Rothe (über das verfallene Gesicht des Tagelöhners erschrocken). Wie denn so, lieber Mann?

Müller. Ja wie so? — Reiche Leute haben gut reden. —

Müllerin. (weinend) Lieber Herr, ich will Ihnen alles sagen. —

Müller. (von der Seite, und ärgerlich) Frau, so schweig doch! — es hilft dir ja doch nichts.

Rothe. Guter Mann, ich verarge ihm nicht, was er spricht. Vielleicht hat er Ursache dazu. Diesmal aber laß er seine Frau nur ihr Leiden klagen.

Die Müllerin beschrieb so einfältig als herzangreifend, ihre Noth, die Krankheit ihres Mannes, und ihre äußerste drückendste Armuth. Der Prinz, sehr gerührt, gab ihnen seinen ganzen Vorrath an Gelde, und Rothe gab der Frau, um warmes Essen zu holen. Aus vollem Herzen dankten die Armen, und waren nur deswegen noch etwas mißmüthig, daß ihre Wohlthäter, und besonders der liebliche junge Herr, ihnen ihre Namen nicht nennen wollten. —

Rothe führte seinen Liebling von hier geraden Weges zum Thore hinaus in die offene Natur. Theodor ging wie in sich selbst gekehrt. Vor seinen Augen schwebte das Bild des menschlichen Elends, dergleichen er noch nicht gesehen hatte. Dann regte sich der Gedanke in ihm, daß er dasselbe verringern geholfen, und so schöpfte er allmälig freyern Athem. O, rufte er endlich, wie schön ists heute hier! So schön habe ich es doch in meinem Leben hier nicht gefunden!

Rothe. Woher mag das kommen, lieber Prinz?

Prinz. Ich weiß es selbst nicht. Es muß doch aber wol heute schöner seyn, als es sonst war. Wie könnt ichs denn sonst schöner finden?

Rothe. Nein, Prinz, die Ursache davon liegt in Ihnen. Sie finden es heute nur schöner. Es war gestern, es war ehegestern eben so schön als heute; für Sie ist es heute nur schöner.

Prinz. Das wüßt' ich doch nicht. Wie sollte das zugehen?

Rothe. Das will ich Ihnen sagen. Sie haben eben eine schöne Handlung der Menschenliebe ausgeübt. Handlungen dieser Art geben an sich schon dem Herzen die sanfteste Stimmnng. Dazu kömmt dann die hohe Freude, daß man recht und brav gethan habe. Hierdurch wird die sanftgestimmte Seele etwas geschwungen, und in diesem sanften Schwunge nimmt

nimmt man an der Natur den allerseligsten Genuß, und die ganze Welt wird dann schöner um uns her, als jemals. Wer einen recht vergnügten Spaziergang machen will, der muß auf dem Hinwege erst durch die Hütten des Elends gehen! Jetzt ists uns nun, als schiene uns die Sonne liebreicher an; als wäre die Luft milder; als machten sich die Aussichten vor uns hin schöner; als dufteten die Blumen stärker; als sängen und schlügen Lerchen und Nachtigallen herrlicher. Aber dies kommt alles daher, weil wir gegen Müllern und seine Familie so liebreich und mild gewesen sind, wie die Sonne und die Luft jetzt gegen uns, und weil wir zehn Menschen mehr gewesen sind, als Lerchen und Nachtigallen uns jetzt werden. Ein Menschenfeind, der jetzt hier herumginge, hörte vielleicht Lerche und Nachtigallen weder singen, noch schlagen; er blickte vor allen Sorgen, die ihm Geiz, Neid und Rache machten, starr vor sich hin, und es fröre ihn wol hier mitten im Sonnenscheine. Ueberhaupt erhält jedes erlaubte und unschuldige Vergnügen, durch ausgeübte Güte und Wohlthätigkeit mehr Werth und Reiz für uns; und wer eine Freude recht genießen will, der muß vorher andern erst Freude machen! — (S. 257. u. f.)

Der edelmüthige Prinz war auch nach der Rückkehr auf sein Zimmer in Gedanken noch immer bey dem armen Müller, und verwendete sein nächstes Wochengeld, wozu er noch einen Gulden von Schmidt (der ihm und Rothen zur Bedienung gegeben war) borgte, zum Ankauf von Leinewand, und überraschte dann die Fürstin mit einer sehr naiven Bitte:

„Liebe Mama, ich habe eine Bitte zu Ihnen, aber sie müssen ja dem Hofrath nichts davon sagen. Ich habe da für die armen Leute, wo wir neulich gewesen sind, Leinwand zu Hemden gekauft. Ach die Leute sind doch gar zu arm!

Va=

Vater, Mutter, und acht Kinder — und hatten kein Brod — und die Hemden hingen im Hause ganz zerrissen und zerlappt. Da wäre nun Leinwand zu Hemden; aber ich habe kein Geld mehr zu Macherlohn. So wollte ich Sie bitten: daß Sie doch die Hemden zuschnitten, und sie von Ihren Jungfern nähen ließen.„ (S. 295.)

Ulrike weinte Freudenthränen, versprach ihm seine Bitte zu erfüllen, und erfüllte sie pünctlich. Schmidt ward gerufen, um die Größe der acht Kinder ungefähr anzugeben. Ulrike schnitt die Leinewand selbst zu, und sämmtliche Frauenzimmer, von der ersten Hofdame an bis zum letzten Garderobenmädchen, saßen nun, und nähten nach Herzenslust. Rothe, als er den durchgesetzten Plan des Prinzen erfuhr, die Hemden umsonst genäht zu bekommen, lachte überlaut. Ulrikens herablassende Thätigkeit zwang ihm Ehrfurcht für sie ab; und wenn er sich alle die Hofdamen einmal auf ein paar Tage mit der Nähnadel beschäfftigt dachte, so hätte er Theodorn so lange dafür auf dem Arm tragen mögen. So wie ein Hemde nach dem andern fertig war, kam Theodor herbeygeschlichen, und trug es in seinen Schrank. Eben als er das letzte auf die Seite brachte, öffnete jemand die Thür.

Rothe. Da haben Sie ihn! Er hat uns ausgekundschaftet.

Müller. I ganz gehorsamer Diener, Monsieur Prinz, — wollte ich sagen, Ihro —

Rothe. (leise zu ihm) Er spricht bloß, Prinz, und damit ists gut.

Theodor. Ach nein — das ist nichts. Nein — nun ists nichts. Nun hat er mich doch erkannt. Nun ist die beste Freude verdorben.

Mül-

Müller. O ich erfuhr es an demselben Tage noch, da Sie bey mir gewesen, wer Sie wären. Ein Nachbar kam nach dem andern, und sagte mirs. Vorher hatte mich keiner wohnen gewußt, aber nun kamen sie alle. Ich wäre auch gleich zu Ihnen gekommen, aber die Beine wollten noch nicht recht wieder fort. Morgen will ich in die Kirche gehen, und übermorgen wieder an die Arbeit; und so dacht ich, müßte mein erster Gang heute noch zu dem lieben Prinzen seyn, der so viel an uns gethan hat. Ich hätte bald alle meine acht Kinder auch mitgebracht; aber meine Frau war mir zuwider, die sagte, es schicke sich nicht; und ich sollte nur erst zusehen, daß ich alleine aufs Schloß käme. Unten stünde eine Schildwache —

Prinz. Ach mit der Schildwache — aber das ist mir nicht lieb, daß er nun weiß, wer wir gewesen sind.

Müller. I du liebe Zeit! die Freude können Sie einem armen Manne wol gönnen: daß er nun weiß, wer ihm Gutes gethan hat, und daß er nun kommen, und sich recht herzlich bedanken kann.

Theodor. Er soll sich aber nicht bedanken.

Müller. I nun, so will ichs auch nicht weiter thun. Seyn Sie doch nur nicht böse! So oft wir aber von dem Brode essen, das Sie uns gekauft haben, sprechen wir auch von Ihnen, und ich wünsche, daß Ihnen jede Mahlzeit, die Sie noch in hundert Jahren halten, so gut schmecken möge, wie uns das Brod schmeckt!

Müller kam nun so ins Schwatzen hinein, daß der Prinz darüber allen Unmuth vergaß. Rothe mußte Müllern ein Zeichen geben, daß er nun wieder nach Hause gehen könnte, und der Prinz rufte ihm nach: ich besuche ihn bald wieder! Tages darauf gingen sie hin. Die Kinder thaten anfangs scheu ge-

gen den Prinzen, auf Rothens Zureden aber waren sie bald alle um ihn her, und ein allgemeines Frohlocken erfüllte die Stube. Da trat Schmidt in seinem großen Regenmantel herein.

Rothe. (sich verstellend) Was will er, Schmidt?

Schmidt. (mit affectirter Einfalt) J da bring' ich was. (setzt einen Hebekorb voll Hemden auf den Tisch)

Rothe. (den Prinzen bedeutend ansehend) Von wem ist das?

Theodor. (händeklatschend) Ha, ha, ha, ha! (an Rothen hinspringend) Lieber Hofrath, Sie werden doch darüber nicht böse werden? (an den Tisch zurückspringend) Seht hier, liebe Leute ꝛc.

Er fing an auszupacken, und theilte die Hemden reiheherum aus. Alle erstaunten und frohlockten. Noch mehr aber erstaunte der Prinz, als er unter dem letzten Hemde eine goldene Uhr fand, mit angehängtem Zettel:

„Diese Uhr sollst du nicht zum Lohn, sondern zum Andenken der ersten wohlthätigen Handlung deines Lebens von deiner Mutter haben. Lohnen für ausgeübtes Gutes kann keine goldne Uhr, wohl aber das freudige Bewußtseyn, sie ausgeübt zu haben.„ (S. 304.)

Die Geschichte mit dem armen Müller hatte noch das Gute für das Land: daß Fürst Adolph eine Versorgungs-Anstalt stiftete — für arme kranke Handwerker und Tagelöhner, welche zwar Abwartung, aber keine Arzeney, und kein Essen haben, womit sie sich laben und stärken könnten. (S. 290.) — —

Adolphs eigentliche Religion bestand in den Hauptsätzen: Glaube ein oberstes Wesen als Schöpfer und Regierer der Welt, und verehre dasselbe durch Weisheit und Tugend! Lebe unsträflich, und thue um

dich

dich her so viel Gutes als du kannst, auf daß du auch jenseit des Grabes noch glücklich seyn mögest!„ Und dies, sprach er zu Rothen, werde auch die Religion meines Sohnes. Er werde kein Andächtler, kein Frömmling, sondern ein wahrer Verehrer Gottes. Immer rufen sie ihm zu: „Arbeite, leiste, verlaß dich nicht auf fremdes Verdienst; es geht dir sonst wie der Krähe mit fremden Federn. Nur was du säest, wirst du erndten. Deine Werke, deine Werke folgen dir nach!„ Lehren Sie ihn übrigens noch das Gebeth richtig schätzen. Es ist das beste Stärkungsmittel gegen die Schwächen des menschlichen Herzens!

Bey feierlichen Veranlassungen soll er sich nicht schämen, mitten unter seinem Volke zu knieen, und gegen das oberste Wesen seine innigste Verehrung durch die Zeichen auszudrücken, durch welche die Natur sie ausdrückt. Wenn er einst eben so wie seine Bürger und Bauern, Tagelöhner und Hirten zu Staube werden muß: so wird es nicht gegen seine Hoheit seyn, sich schon vorher, eben so wie sie, vor Gott in den Staub zu demüthigen. Ich stelle nichts auf Aeußerlichkeiten; das habe ich denn aber doch aus Erfahrung: daß das Beyspiel eines vor Gott sich demüthigenden Fürsten unbeschreiblichen Eindruck auf sein Volk macht.

Ich erinnere mich eines solchen Vorfalls, als ich einmal von einer schweren Krankheit genesen war. Ich hatte damals einen wackern Hofprediger; diesen ersuchte ich, daß er, wenn er mich zum erstenmale wieder im Tempel erblickte, mir die Pflichten öffentlich vorstellen möchte, welche ein wiedergeneseter Fürst Gott und seinem Volke schuldig ist. Der Mann that es auf eine vortreffliche und männliche Art. Durch eine unerwartete Wendung, die er am Schlusse seiner Predigt nahm, forderte er erst die Gemeine zum

freudigen Dank gegen Gott für meine Genesung auf; und führte mich darauf selbst betend ein, und ließ mich Gott die Erfüllung meiner Pflichten geloben. Er sprach mir so ganz aus der Seele, und riß meine Empfindungen so hin: daß ich, ohne mich dessen deutlich bewußt zu seyn, während des Gebets auf meine Kniee fiel, und meine Arme zum Himmel emporstreckte. Kaum hatte ich es gethan, so lag die ganze Gemeine eben so wie ich. Wahrlich! einen feierlichern Anblick habe ich nie gehabt! Die Stille, welche dabey im Tempel war, die hohe Andacht vor Gott, welche sich auf allen Gesichtern zeichnete, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Heilige Schauer des Lebens und des Todes schienen von mir auf die Bürger, und von ihnen wieder auf mich überzuschweben. So lange das Gebet währte, waren alle Blicke gen Himmel gerichtet, und so wie es aufhörte, fielen sie alle auf mich, und blieben an mir hangen. Seliger als Fürst habe ich mich nie gefühlt, als in jenen Augenblicken! Da war mir, als gössen Himmel und Erde Segen, Friede und Freude über mich aus. Ich war wie begeistert, und blieb noch eine Zeitlang in der Lage, als der Geistliche schon von der Kanzel ging; aber — wenn doch irgent ein Mensch in der ganzen Gemeine sich eher erhoben hätte, als ich! (S. 329, 336, 337.)

„Und nun,„ fuhr Adolph fort, nachdem er Rothen seine Grundsätze über Naturreligion und Lehre Jesu entdeckt hatte, — „und nun beschwöre ich Sie, Rothe, bey dem allgegenwärtigen Gott, pflanzen Sie jene Lehren meinem Sohne recht tief ein. Bilden Sie dem Lande einen Fürsten, der an Gott, Tugend und Ewigkeit glaubt, und den dieser Glaube wie sein eigenes Leben durchdringt. So machen Sie sich um die ganze künftige Generation verdient; und so wird Theodor, wenn ich einst nicht mehr seyn kann, nach mir seyn, was ich ihm von Gott erflehe, —

Vater

Vater seines Volks. Noch hoffe ich zu leben, und die Erziehung Theodors vollendet zu sehen. Werde ich ihn dann weise und gut erblicken; werde ich abgehend meinen Fürstenstuhl einem Manne einräumen, der vor Gott wandelt und fromm ist — so soll mein letzter Blick noch auf Sie gerichtet seyn, und meine Augen sollen sich an Ihnen brechen. . . .„

Hier erfolgte eine herrliche Scene. Alles was Adolph noch hatte sagen wollen, quoll nur in Thränen aus seinen Augen hervor. Er hatte diese fest und sehnsuchtsvoll auf Rothen geheftet, und breitete die Arme nach ihm hin. Rothe war ebenfalls innigst gerührt, vermochte nichts zu antworten, und trat ihm bloß mit gefalteten Händen näher. Adolph zog ihn vollends an sich, umarmte ihn und stammelte: „Lieber Gehülfe an meinem größten Geschäffte, thun Sie also!„ — — — (S. 353.)

Oft wanderte Rothe mit seinem Zöglinge in eine mit vielem Geschmack angelegte Einsiedeley. Sie stand in Verbindung mit einem der schönsten Landhäuser des Fürsten, und mit dem schönsten Englischen Garten. Ihr Zusammenhang mit demselben war aber sehr unmerkbar. Ein schmaler Fußsteig führte von daher in ewigen Krümmungen durch einen dichten Pappelwald zu ihr, und sie selbst lag unter hohen Platanen ganz versteckt. Auch konnte man von dortaus zu Wasser nach ihr kommen. Und so sah man Adolphen oft, wenn er eine Zeitlang im zauberischen Garten gewandelt, und seine Seele zu hohen Empfindungen gestimmt hatte, einsam den Kahn besteigen, und nach ihr hinrudern. Diesen Ort wußte Rothe dem Prinzen recht heilig und ehrwürdig zu machen, kettete an den Anblick desselben die wichtigsten Ideen, und besonders die, welche ein Fürst bedarf, um ein guter Fürst zu seyn. Hier gab er ihm die erhabensten Tugendlehren, nahm von ihm die feierlichsten

Gelübde, denselben treu zu bleiben, und schrieb an Wände und in Bäume den Tag ein, an welchem er sie gegeben hatte. Hier, sprach Adolph, sey die Stäte, wo er einst am liebsten bete. Hier feiern Sie jeden seiner Geburtstage. Hier seyn Sie mit ihm am Tage meines Todes, und so oft der Tag des Gedächtnisses meines Todes wiederkehrt.

Dieser Ort erinnere ihn noch in den spätesten Zeiten, wenn er etwa in Erfüllung seiner Pflichten träge würde, an die Tugend, die Sie ihn lehrten, an das Beyspiel seines Vaters, an die Herzensgüte, die er als Knabe blicken ließ, und an die theuren Zusagen, die er Ihnen als Jüngling that. So müsse diese Einsiedeley für ihn auf seine ganze Lebenszeit Tempel und Altar werden! — — — (S. 115.)

Rothe stellte an diesem geweihten Orte von Zeit zu Zeit Gemälde überaus guter Menschen, anfänglich bloß aus den mittlern und niedern Ständen, und so viel als möglich noch lebender Personen und Landesunterthanen auf; und gab seinem Zöglinge so eine lebendige Tugendlehre. Das erste Gemälde war der personificirte Fleiß im Bilde eines noch lebenden Landmanns, welchen sie nachher selbst besuchten. Das nächste mal hing daselbst das Portrait des Patrioten. Ehrwürdigkeit und Menschenliebe drückten sich auf selbigem so sichtbar aus, daß jeder, der es erblickte, bewundernd vor ihm stillstehen mußte.

Ach, rufte der Prinz, was für ein lieber Mann! Wer ist er?

Der **Kaufmann Brand**, antwortete Rothe, ein Mann, der für sein Vaterland und seine Mitbürger überaus viel gethan und gelitten hat. **Brand** war ein kluger und fleißiger Mann, hatte viel Glück dabey, und erwarb sich ein großes Vermögen. Da machte er es denn nun nicht so, wie manche Reiche,

die, wenn sie auch noch so viel haben, immer mehr zusammenscharren, und es in Kisten und Kasten verschließen; oder wie andre, die einen übermäßigen Aufwand machen, prassen und schwelgen: sondern er lebte mäßig fort, und that andern viel Gutes. — Als einmal das Getraide sehr wohlfeil war, schüttete er viele hundert Wispel auf seinem Boden auf. Viele glaubten, er kaufe um zu wuchern, aber **Brand** belehrte sie bald eines bessern. Es erfolgte Mißerndte und schwere Theurung. Dreymal so hoch, als er es eingekauft hatte, stand das Getraide schon im Preise, und die Mäkler in der Stadt fingen an grausamen Wucher zu treiben.

Da öffnete **Brand** seine Kornböden, und verkaufte alles sein Getraide nach und nach an die Armen für denselbigen Preis, für welchen er es selbst erhalten hatte. Er setzte dadurch den Wucherern Grenzen, daß sie die Leute nicht plündern konnten, und rettete vielen hundert Menschen das Leben. — —

Brand sah, daß es einem großen Theil seiner ärmern Mitbürger an Arbeit fehle, und errichtete die große Tuchmacherey in der Residenz, welche noch bis auf diesen Tag die stärkste im Lande, und jetzt unter dem Namen der **Meierischen** bekannt ist. Durch diese Anstalt wurden an tausend Hände jahraus jahrein beschäfftigt, und der Armuth in der Stadt größtentheils ein Ende gemacht. **Das war mehr als jene Getraidewohlthat.** Einige Jahre darauf ward Krieg. Die Feinde drangen in die Residenz ein, und wollten plündern. **Brand** machte sich auf, und bot dem General eine große Summe aus seinen eignen Mitteln an, wenn er die Stadt verschonen wollte. Der General nahm es an, und zog ab. So rettete **Brand** durch einen beträchtlichen Theil seines eignen Vermögens das Vermögen aller seiner Mitbürger. — Es währte nicht lange, so kamen abermals die Feinde

 in

in die Residenz, und forderten eine ganz unerschwingliche Summe. Brands ganzes Vermögen machte nicht den dritten Theil so viel aus, als gefordert wurde. Zum Glück für die Stadt eilten viele Regimenter unsrer Freunde herbey; worauf die Feinde die vorgehabte Plünderung aufgeben und sich davon machen mußten. Den guten Brand aber, von dem sie gehört hatten, daß er der reichste Mann in der Stadt sey, schleppten sie als Geisel mit sich fort. Vergebens schrieen seine Frau und Kinder nach; und seine Arbeitsleute, und die vielen Armen, denen er Gutes gethan hatte, wollten ihn mit Gewalt retten: allein er selbst bat sie ruhig zu seyn, damit kein Blutbad entstünde. Die Hände auf den Rücken gebunden, führte ihn ein Husar neben seinem Pferde her, und wenn Brand aus Müdigkeit hinstürzte, so schlug der Husar auf ihn zu, bis er sich wieder aufhalf. —

Entsetzlich gemißhandelt brachte man ihn ins feindliche Lager, und gab ihn dafür an: daß er die Feinde verrathen hätte, und daß sie, wenn die vielen Regimenter der Gegner um einen halben Tag früher eingetroffen wären, alle zu Gefangenen gemacht seyn würden. Branden sollte der Kopf abgeschlagen werden. Weil er aber ganz getrost antwortete: Immerhin; so sterbe ich für mein Vaterland! so sprach der erste General: Warte, Bursche, dich wollen wir besser kriegen; und schickte ihn tief in sein Land hinein, auf eine Festung, wo er lange Jahre bey Wasser und Brod unter der Erde saß. Unterdeß währte der Krieg fort. Die Residenz ward endlich doch geplündert, und viele Häuser wurden eingeäschert. Hierunter war auch Brands Haus und seine Tuchmacherey; und seine Familie begab sich nackend und bloß zu ihren Freunden. Es ward Friede, und Brand saß noch immer im Kerker — aber niemand wußte, wo. Endlich bekam Ihr Vater, der nun

Fürst

Fürst geworden war, einige dunkle Nachricht, und schickte den Geheimenrath Zensdorf nach W**, um den guten Brand, wenn er da wäre, auszulösen. Zensdorf erhielt die Erlaubniß, alle Kerker der Festung zu durchgehen, und suchte ihn lange vergeblich. Er kam zuletzt an ein Behältniß, das der Corporal, der ihn herumführte, nicht einmal öffnen wollte, weil darin, wie er sagte, nichts als ein alter blinder Kerl läge, den sie alle Tage zu begraben hofften. Weil ich sie alle gesehen habe, versetzte Zensdorf, so will ich auch den sehen; und zog, als er hineintrat, und den ganz erbärmlichen Anblick fand, seinen Geldbeutel. Da habt ihr einen Thaler, armer Alter, sprach er, thut euch noch etwas zu gute, ehe ihr sterbet. „Ach wie kommen Sie hieher, lieber Herr Zensdorf?„ seufzte der Blinde. Zensdorf erschrack. Kaum konnte er die Worte stammeln: wie kennt ihr mich denn, unglücklicher Greis?

„Ich bin ja Brand; ächzte der Elende; freilich werden Sie mich nicht erkennen, wenn Sie gleich noch sehen können: aber ich kenne Sie noch an der Stimme, ob ich gleich nicht sehen kann.

Brand wurde alsbald von seinen Ketten losgemacht, und Zensdorf führte ihn unter seinem Arme in die freie Luft. Der Unglückliche, der so lange nicht an die Luft gekommen war, fiel um, und erholte sich erst spät wieder. Zensdorf erhielt seine volle Befreiung, uud brachte ihn in sein Vaterland zurück. Wie er da wieder ankam, rief er aus: Nun will ich gerne sterben! so werde ich doch in meinem Vaterlande begraben. Nur das hatte ich mir noch gewünscht! —

Brand aber lebt noch bis auf den heutigen Tag in der Stadt, für die er so viel gethan und gelitten hat. Kaum ward es bekannt, daß er wieder dasey, so eilte alles herbey um ihn zu sehen. Tausend Thrä-

nen flossen um ihn her; und die, die er sonst unterstützt hatte, boten ihm nun Unterstützung an. Er bedurfte derselben nicht. Ihr Vater hatte schon seine Familie versorgt, und gab nun auch ihm einen Gnadengehalt, wovon er auf die letzten Tage seines Lebens gemächlich leben kann. — — — (S. 156-167.)

Eine heitere Sommernacht, in welcher gerade eine totale Mondsinsterniß einfiel, benutzte Rothe, um den Prinzen in dem Glauben an die Gottheit einzuweihen. Durch die schicklichste Einleitung über die Größe, Schönheit und Ordnung des Weltalls entlockte er dem Prinzen selbst die Frage: woher das alles so sey? wodurch es so bestehe und fortdaure? schloß ihn dann fester in seine Arme — und nannte ihn Gott. „Prinz, lieber Prinz, spach er, von diesem Augenblicke an nun erst recht glücklich und selig! Ja, ich will es Ihnen sagen. In dieser Lage, wie Sie an meinem Herzen liegen, will ich es Ihnen sagen. Fühlen Sie, wie Ihnen mein Herz stärker als jemals entgegen klopft! — Es ist ein ewig großes, unsichtbares Wesen, durch welches alles, was Sie da sehen, entstand und besteht! Mit einer Ehrfurcht, der nichts gleicht, spreche ich zum ersten male den Namen desselben vor Ihnen aus — Allvater, Allmächtiger, Allweiser, Allguter, Schöpfer aller Dinge, der immer da war, und immer seyn wird — — GOTT! — In der Sonne ist er, im Monde, in den Millionen Sternen, hier auf der Erde! Und allenthalben, wo er ist, da schafft, da wirkt, da segnet er. Auch bey uns ist er, hier in dieser Mitternachtsstunde, und senkt Licht und Freude in unsre Herzen!„

So sprach Rothe im höchsten Enthusiasmus fort, und — welch ein unerwarteter Auftritt! Prinz Theodor, als wenn er schon wer weiß wie oft gebe-

tet

tet hätte, er, der noch nie etwas von Gebet gehört hatte, fiel aus eignem Antriebe auf die Kniee und betete:

„O du großer, großer Gott — nun kenn ich dich und bin darüber so froh! Bist du es, der uns alles giebt — ach, bist du es! — O du lieber, lieber Gott, wie habe ich dich dafür so lieb! — Ach du hast ja so viel Verstand — gieb mir doch auch immer mehr Verstand, daß ich ein recht guter Mensch werde!„

Rothe hätte in Freudenthränen zerfließen mögen. So dunkel es war, so erblickte er doch die hohe Andacht des gefühlvollen Jünglings. Es war als spiegelten sich die Sterne in seinen Augen, so glänzten diese. Die höchste Sympathie zog ihn neben Theodorn nieder, er betete laut mit ihm; forderte ihn dann auf: neben ihm kniend, an seiner Brust, vor allen Sternen, vor allen Sonnen Gottes das Gelübde der Tugend zu versiegeln. Da streckte Theodor beide Arme gen Himmel und schwur bey den Sternen, bey seinem Vater und seiner Mutter: ich will tugendhaft seyn! (S. 355—375.)

Auf ähnliche Art wirkte Rothe, der Denker, mit der schönen großen Natur vereinigt, auf Verstand und Herz des Prinzen, da er ihm die großen Wahrheiten mittheilte: **Gott ist die Liebe; Gott sorgt für uns; und jenseit des Grabes erwartet uns ein besseres Leben.** Auf diese seligen und erhabenen Wahrheiten gründete er des Jünglings Tugend fest und unerschütterlich, und sagte ihm dann erst: daß er einst Fürst werden würde, und als solcher sich zwiefach beeifern müßte, der beste Mensch zu werden. **Ein gebohrner Fürst!** das war Theodorn unbegreiflich: wie der Sohn eines Fürsten bloß deswegen, weil er der erstgebohrne Sohn eines Fürsten wäre,

wieder Fürst werden sollte! Welch Verdienst habe ich denn?

Rothe. Ein Verdienst haben Sie doch, lieber Prinz und das sollen Sie nicht verkennen. Was man hat, das darf man sich anmaßen. Dies ist Ihr gutes Herz, die Grundlage zu einem guten Fürsten.

Theodor. Ja mein Herz, bester Hofrath, was mein Herz betrifft, (schlägt sich vors Herz) dies Herz ist gut! da ist Raum für zehnmal mehr Menschen, als mein Vater im ganzen Lande hät. Wenn's damit gethan wäre, so wollte ich heute schon Fürst werden können. Ich wollte dem Nackenden meinen Rock geben, und nicht eher essen, bis die Hungrigen alle satt wären — das können Sie mir glauben. — (S. 591.)

Seligkeit genoß der gute Vater, als er hörte: welchen fruchtbaren Eindruck der auf diese Art ertheilte Religionsunterricht auf seinen Sohn gemacht habe; als Theodor ihm selbst entgegenkam:

„Ich habe den Ewigen anbeten gelernt, Ihren und meinen Gott! Ach welche Freude, was für unaussprechliche, noch nie gehabte Empfindung habe ich da genossen! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mir gewesen ist. Bald als wenn es finstre Nacht in mir würde, und eine Stimme spräche: was willst du Wurm in der Welt, Stäubchen gegen das Ganze — sinke, falle nieder und bleibe liegen! — Bald wieder, als umgäbe mich plötzlich ein Schein von vielen tausend Lichtern, und als ergriffe mich jemand bey der Hand und spräche freundlich zu mir: richte dich auf, schau in die Höhe, und sey frohen Muthes! — Und von der Zeit an, daß ich Gott kenne, bin ich wie gestärkter. Ich lerne nun noch lieber als sonst, und wollte nun um alles in der Welt noch weit weniger, als sonst, Böses thun oder schlecht

schlecht seyn. Und die ganze Welt ist mir nun lieber, und alles, alles gefällt mir in ihr besser, weil ich nun weiß, daß der liebe Gott es sey, der alles so schön gemacht. So weiß ich nun, wem ich für alles Gute zu danken habe, und dieser Dank macht mir jede Freude noch weit schöner!„ — (S. 378.)

Theodor *) war dreizehn Jahr alt, als Adolph unvermuthet seinen neu angenommenen Cabinetsprediger in der Hauptkirche auftreten, eine schickliche Rede über das Abendmahl halten ließ, und dann mit seinem Sohne unter dem Volke zum Altar ging, und das Abendmahl feierte. Das Volk freute sich; aber der Clerus fand die Sache sehr bedenklich. Kein Mensch, hieß es, wisse, was für einen Glauben der Prinz eigentlich habe, ob er Idealist oder Materialist, ein Rechtglaubiger oder ein Ketzer sey; niemand habe ihn präparirt, niemand examinirt, auch sey er nicht zur Beichte gegangen — und was man noch alles sonst dawider einzuwenden hatte. Prinzessin Anne, Zensdorf und einige Geistliche machten gemeinschaftliche Sache, um dem neuen Irrglauben entgegen zu arbeiten, und stifteten pietistische Brüder- und Schwesterschaften, brachten vielen vornehmen und gemeinen Pöbel auf ihre Seite, und hielten geheime Zusammenkünfte, in welchen Gottesverehrung zum frommen Unsinn herabgewürdigt, und rasende Schwärmerey an die Stelle edler Thätigkeit gesetzt wurde. Der sonst so tolerante Fürst mußte dennoch hier geschärfte Drohungen und andre harte Mittel anwenden, um diese immer mehr um sich greifende Pest zu vertreiben.

Der Tod des Herrn Generalsuperintendentens paßte gar herrlich in Adolphs Plan, um mit Hülfe seines vernünftigen Cabinetpredigers, der nun an dessen Stelle kam, die Aufklärung auf das weiseste und

*) Theodors glücklicher Morgen. Zweyter Theil.

und thätigste zu befördern. — — — (S. 57 - 111. und 267 — 281.)

Die ausgesuchtesten Jünglinge — nicht nach dem Stande ihrer Väter, sondern nach eigenen Vorzügen des Verstandes und Herzens ausgesucht — wurden nun dem Prinzen zu Freunden und Gesellschaftern gegeben; und die geschicktesten Lehrer arbeiteten mit Kothen gemeinschaftlich, ihn in Künsten und Wissenschaften zu unterrichten. Mit gebildetem Kopf und Herzen, dabey gesund, kraftvoll und männlich schön, war er der erste Jüngling, wenn er auch nicht Erbprinz gewesen wäre. — — —

An dem Tage, an welchem Theodor funfzehn Jahr alt war, ward große Cour angesagt. Alles, was zum Hofe gehörte, versammelte sich, und Fürst Adolph trat, als sie bey einander waren, herein, und ihm folgte Ulrike, von ihrem Sohne geführt. „Hier zeige ich Ihnen, sprach der Fürst, zum ersten male öffentlich die Freude meines Lebens, den Trost meines Alters, den Erbprinzen Theodor. Lieben Sie ihn, er ist es werth. Und nun sey dieser ganze Tag der Heiterkeit auf allen Seiten gewidmet, und wir verleben ihn alle, die wir hier sind, vergnügt bey einander. Die Zufriedenheit, welche heute unter uns herrsche, sey ein Bild der Zufriedenheit, welche einst, wenn mein lieber Sohn regieren wird, im ganzen Lande herrsche. Aber — allen Ceremoniengalimathias auf die Seite!„ Der Prinz erhielt, wenige Personen, deren Lob ihn nicht geehret haben würde, ausgenommen, allgemeinen Beyfall. Er errichtete hier die erste Freundschaft mit einem Mädchen, die so unschuldig, naiv und in ihrer Art so vortrefflich wie der Prinz selbst war. Der Fürst lobte seinen Geschmack, obgleich die Herzog nur die Tochter eines bürgerlichen Raths war. — Nach mancher guten Lehre über Schmausereien, Hofton, Spielsucht u. d. (219 — 232. und

und 243—266.) schenkte Adolph seinem Sohne, zum Beschluß der Freuden dieses Tages, das Landhaus nebst dem schönen englischen Garten, wo er seinen Religionsunterricht empfangen hatte, und das nächstdabey gelegene Dorf. Auch setzte er ihm von nun an 100 Rthlr. wöchentlich zu freyem Gebrauch aus. „Er sollte nun im Kleinen der Nation zeigen, was sie einst im Großen von ihm zu erwarten habe.„ — —

Theodor war schon mit Rothen nach seinem Dorfe gegangen, als zwey Bauren bey Hofe erschienen, um ihrem neuen Herrn zu gratuliren.

Adolph. Nun so eilet, daß ihr nach Hause kommt; er wird schon im Dorfe seyn.

Der eine Bauer. J dat wäre! Hum!

Der andre Bauer. Sieh mal, Gevatter Barms, da schwatzen nun die andern doch eher mit em, wie wir Abgedeputirte. Hum!

Der erste Bauer. Nu, so komm mans. Dat Losen (wer zum Prinzen geschickt werden sollte) war mich glick nich recht. Jk sette och in kōne Lodderie.

Als der Fürst noch herzlich über die Abgedeputirten lachte, kam einer von den Bauren noch einmal schnell zurück, und bat aus eignem Einfall: daß das Dorf nach des Erbprinzen Namen genennt würde: eine Bitte, die der Fürst lächelnd gewährte.

Der Prinz fand bey seinem ersten Besuche in Theodorsdorf einen der besten Landleute, den braven fleißigen Rasch auf der Bahre, dessen Bild Rothe, in seiner practischen Moral, bey der Lehre über Fleiß und Thätigkeit dem Prinzen zum Muster aufgestellt hatte. Weinend begleitete er die Leiche zum Grabe, nahm, als Rasch auf dem Gottesacker noch einmal aufgedeckt wurde, einen Levkojenstraus von seinem Hute, und legte ihn in die Hände des Verstorbenen.

„Du

„Du warst ein wackrer Mann, sprach er dazu, und bandst mir manchen Straus. Nimm hier den letzten von mir! Dich segne Gott in jener Welt noch mehr, als er dich hier gesegnet hat!„ Hier am Grabe hielt er noch eine kleine Rede an seine versammelten Unterthanen, ermunterte sie zur Rechtschaffenheit und zum Fleiße, versprach ihnen Liebe und Sorge für ihr Glück, und bat um ihre Gegenliebe. Von dieser Gegenliebe gaben ihm die Bauern den ersten Beweis durch ein Geschenk, das durch die Art, womit es gegeben wurde, Werth erhielt. „Herr Prinz, sprach der Aelteste aus dem Dorfe, wir wollen ihm eine Wiese schenken, die wir ins Gemein haben. Sie liegt dicht an seinem Garten da, den ihm der Vater geschenkt hat. Wenn er die dazu nimmt, so wird der Garten oben so breit, wie unten. Gar zu gern möchten wir ihm die Wiese doch zum Andenken schenken.„

Der Prinz nahm ihr Geschenk an; und die Bauern waren herzlich vergnügt, und wußten sich nicht wenig damit. Noch an demselben Tage bezeichnete der Prinz den Platz auf der Wiese, auf welchem ein öffentliches Denkmal der treuherzigen Freygebigkeit der Bauren für Enkel und Urenkel aufgestellt werden sollte. — (S. 282—294.)

Theodor lebte und webte nun in der Idee seines Dorfs, und der Beglückung desselben. Jeden Nachmittag brachte er in Theodorsdorf zu, und lernte nicht nur die sämmtlichen Einwohner, bis auf das kleinste Kind, sondern auch die ganze Beschaffenheit der Umstände eines jeden kennen. Zu Hause ward öconomische Lectüre jetzt seine Hauptbeschäfftigung; und bald machte er Verbesserungen, die ihm Bewunderung und Liebe erwarben, und seinem Vater die froheste Aussicht in die Zukunft eröffneten:

daß

daß sein Sohn im Großen vollenden werde, was er jetzt im Kleinen anfange. – –

Eine neue unschuldsvolle, aber sehr trauliche Unterredung mit der Herzog, machte indeß doch den rechtschaffnen Rothe fürchtend: daß öfterer Umgang mit der ersten Freundin für die Ruhe und Thätigkeit des Prinzen nachtheilig werden dürfte. Eine kleine Reise in Adolphs Lande schien ihm das beste Mittel, den Eindruck der zu zärtlichen Freundschaft auszulöschen, und das gebrauchte Mittel schien gute Wirkung hervorzubringen. Auf einmal aber sprach der Prinz bey einer schönen Aussicht vom Berge herab: Ach wäre doch die liebe Herzog hier! Wie sollte sie so selig mit mir seyn!

Rothe. (erschrocken, wie ein Arzt der durch ein vermeintes Heilmittel seinem Kranken ein Recidiv verursachte.) Daran denken Sie doch jetzt nicht, mein Prinz.

Theodor. O ja, lieber Hofrath, hier denkt sich's eben am süßesten und herzerhebendsten an eine schöne Freundin. Ich habe in meinem Leben noch nicht so lebhaft und entzückt an die Herzog gedacht, als eben jetzt.

Rothe. (verlegen) Sie werden Sie ja wiedersehen.

Theodor. (Thränen im Auge) O ja, das hoffe ich auch; und dann wollen wir einmal beide hieher auf diesen Berg.

Rothe. (den Prinzen wendend) Ist die Aussicht hier schöner oder dort?

Theodor. Hier!

Rothe. Das ist wacker, Prinz, dort sehen Sie auch nur fremdes Land; hier aber liegt Ihr Vaterland, das Land, dessen Fürst sie einst werden. Nirgends hin müssen Sie lieber sehen, als in dies Land.

Theodor. Gewiß sprach ich auch aus diesem Grundsatz: aber mir fiel auch zugleich ein, daß über diese Gegend hin die Stadt liege, in der jetzt die liebe Herzog ist. Dort, dort hinter jenem hohen Thurme, und hinter der kleinen Spitze da wohnt sie. —

Rothe. Sehen Sie nur: hier ein Berg, und Weinstöcke drauf; da ein Wald und ein zur Wiese umgeschaffner Sumpf dabey. Da eine schöne Pläne und Thurmspitzen darauf. —

Theodor. Ja — und aus jedem Walde kommt die Herzog heraus, und neben jeder Thurmspitze steht die Herzog — (S. 309.)

Rothe eilte jetzt, daß er mit Theodorn vom Berge herabkäme, und wünschte tausendmal, daß er nicht mit ihm hinaufgestiegen seyn möchte. Er war nun überzeugt: daß schöne Aussicht und das Bild der Herzog ein paar fest verknüpfte Ideen in des Prinzen Seele wären. Er führte ihn schnell an Oerter, wo nichts als menschlicher Fleiß und menschliche Geschicklichkeit zu sehen war. Dies wirkte. Theodor war mit jedem Tage aufmerksamer, wißbegieriger, beobachtender, und trug seine gemachten Bemerkungen in sein Tagebuch ein. Ueberall wurde er mit Freuden empfangen, und mancher Bittende wurde von ihm mit dem Versprechen entlassen, daß er seine Bitte bey seinem Vater unterstützen werde. Einst, als er diese Trostworte auf einem Dorfe sprach, trat eine eisgraue blinde Frau zu ihm, und wollte ihn doch wenigstens anfühlen, da sie ihn nicht sehen konnte.

Frau. (indem sie seine Hände ergreift) Ach wat dat für schmucke Patschgen sind!

Theodor. (lächelnd) Ja freylich sind sie noch weich, Mutter; aber das macht, daß sie noch nicht viel gearbeitet haben. Sie sollen schon härter werden.

Frau.

Frau. Ach jo nich, lieber Herre — Fürstenhände mütten wöch blieben! — Au weh, au weh, wenn Fürstenhände hart werden!

Theodor. (ernsthaft) Das ist auch wahr — Mutter, wie alt seyd ihr?

Frau. Ach — hundert Jare bin ik olt.

Theodor. (Ihr die Schultern klopfend) Nun das ist viel. So segne euch Gott!

Frau. Ach, dat kan der liebe Gott mich jo nich mehr.

Theodor. O ja, das kann er wohl noch; wenn er euch ein sanftes Ende bescheert, und bis dahin euern Verstand erhält und Brod giebt.

Frau. (herzlich) Dat will ich och nur noch. Dat is mine enzige Bitte. Aber an ihn lieber Herre hädde ich och noch ene Bitte: Wird hå denn och so en guder Fürst werden, wi sin Papa?

Theodor. (gerührt) Jo, jo, Mutter, ik werde eben so.

Frau. (seelenfroh) I hå kan jo och plattdütsch. Ach so mußt wol wahr sin, wat hå da verspricht. Gebe noch mal sin schmuckes Patschgen druf! — Ach vor diesem war hier schlimme Zeit!

Theodor reichte ihr die Hand und konnte sich der Thränen nicht enthalten.

Frau. Na, hört ihr wol, junge Lüte! Erinnert ihn mal dran, wenn ik lange dot bin; und denke Hå recht oft dran, lieber Herre, wat Hå der ollen hundertjahrigen Fru versprack.„

Der Prinz schrieb diese Unterredung wörtlich in sein Tagebuch; und Rothe erklärte ihm, was die alte Frau mit ihrem „Vor diesem waren schlimme Zeiten„ habe sagen wollen, mit einer Anwendung, die dem Prinzen ans Herz ging. Aus der Fülle dieses gerührten Herzens sprach er, indem er Rothen um den Hals fiel:

„Die

„Die Gottheit stärke mich! Ich will einst, wenn ich sterbe, in kein Erbbegräbniß; mitten unter meinen Mitbürgern will ich liegen. Meines Lebens größte Freude sey es, unter ihnen zu wallen; und so will ich einst auch unter ihnen ruhen! Auch mag ich weder kupfernen Sarg, noch goldne Innschrift dran. Meine Inscription werde die, daß die späteste Nachwelt mich noch nenne — Theodor den Besserezeitenmacher. Die Gottheit stärke mich! (S. 309—318.)

Eine angenehmere Lectüre hatte Adolph wol lange nicht, als die, welche ihm das Reisejournal seines Sohnes gewährte. Der denkende und thätige Geist seines Sohnes und sein vortrefflicher Character blickte aus jeder Seite desselben hervor. Gern nahm er nun auch die Suppliken von ihm an, und so viel nur möglich, ward den Bittenden ihr Gesuch ganz, oder doch zum Theil gewilliget. In den deshalb ausgefertigten Rescripten war durchgängig mit großen Buchstaben die Clausel angehängt — auf Fürsprache meines Sohnes Theodor. Dies machte auf die ganze Nation die stärksten Eindrücke. Man erblickte in dem Prinzen den künftigen Vater, der schon in seiner Jugend wohlthue und segne. — — —

Theodor setzte nun seine Studien mit verdoppeltem Fleiße fort, und keine Idee schien ihn weiter zu zerstreuen. Er hatte gehört, daß die Herzog verreiset sey, und sich verheirathen würde. Edel wünschte er, daß ihr Mann gut und brav, und sie mit ihm glücklich seyn möge; und wurde dann wieder froh und heiter. So kam die Zeit, daß er nach seines Vaters Willen die Academie beziehen sollte. Er mußte vorher eine dreystündige feyerliche Prüfung abhalten, und bestand in dieser Prüfung gut — über alle Erwartung gut — und doch hatte man nicht wenig erwartet.

Offenherzig entdeckte ihm nun sein Vater die Gefahren des Jünglings, nennte ihm die Lieblingssünde des Jahrhunderts mit ihren Seel- und Körperverderbenden Folgen; machte ihm Unschuld über alles heilig; ließ ihn einen Blick auf künftige Freuden der Liebe und Ehe thun, die nur der als Mann genießen kann, der als Jüngling rein und schuldlos lebte — und Theodor umarmte seinen Vater, und, Brust an Brust, mit immer stärker schlagendem Herzen gelobte er: So rein wie diese Schläge sey einst der letzte Schlag! (S. 388—410.)

Und Sie, o Rechtschaffner, sprach der gerührte Vater zu Rothen, empfangen Sie meinen Herzensdank für alles, was Sie gethan haben, und noch thun werden.

Rothe, lieber Rothe, gut wie die Natur, schuldlos wie der junge Tag geht er aus meinen Armen; bey allen Stimmen Ihres Gewissens, bey jedem Glückseligkeitsgenuß, den diese und jene Welt für Sie haben soll — bringen Sie mir ihn einst so gut und schuldlos zurück! — Meinen größten Schatz, mein edelstes Kleinod, den ganzen Trost meines Alters und meines Todes gebe ich Ihnen in Verwahrung. Sorgen Sie für sein Leben wie für seine Tugend, und für seine Tugend wie für sein Leben. Eins ist so heilig als das andre. — Segen und Fluch können Sie nun für dies Land stiften, wie kein andrer Mensch es stiften kann. Winden Sie sich den schönsten der Kränze, den Patriotenkranz, und liefern Sie nun noch das Meisterstück aller Ihrer Arbeiten an meinem Sohne, durch Bewahrung seiner Unschuld und Rechtschaffenheit in der Fremde. Groß soll Ihr Lohn seyn —

Bey diesen Worten legte Rothe seine Rechte aufs Herz, als wollte er sagen: da soll mein Lohn seyn!

Fürst Adolph verstand ihn kaum, so zog er ihn auch schon an sich, und drückte ihn weinend lange an seine Brust. (S. 387.)

Die sämmtlichen Einwohner von Theodorsdorf kamen noch am Abend vor seiner Abreise, um auf ihren Herrn die letzten Blicke zu heften. Es war, als wollten sie sich alle sein Bild noch einmal, Zug vor Zug, so eindrücken, daß sie, wenn sie ihn einst wiedersähen, auf die Linie bestimmen könnten, ob und wie er sich verändert hätte, so starrten sie ihn an. Theodor, der dies bemerkte und manches Auge voll Thränen sah, tröstete sie gesetzt und männlich: „Ich komme wieder, und bleibe dann bey euch. Ein Fürst kann nicht klug und gut genug werden; drum laßt mich immer wandern. Es ist gesorgt, daß es euch in meiner Abwesenheit wohlgehe, und wenn ich wiederkomme, soll es euch noch besser gehen. Ja seht mich nur recht an, zählet alle Gesichtszüge an mir, die Güte des Herzens gegen euch, und gegen alle Menschen ausdrücken; es soll keiner verlohren gehen! Und nun lebt wohl!„

Der Prinz feierte zum letzten male einsam den Sonnenaufgang an seinem Lieblingsplätzchen in der Einsiedeley; gab seiner Mutter beym Abschied die Liste seiner Armen, empfing von ihr ihr Bild in einer Dose, und den Segen: **Lebe wohl, und werde ein edler Mann!** — und reisete mit Rothen ab. — — —

Klug und weise genützt verflossen seine academischen Jahre. Ulrike war unterdessen sehr schwächlich geworden, und bestand jetzt darauf, ihren Sohn zu sehen, bevor er seine Reisen anträte. Das Wiedersehn erfüllte sie mit Freudenwärme, daß sie sich wieder stark, wie in ihrer Jugend, fühlte. Man brachte die drey Tage, welche man wieder vereinigt auf einem Bergschlosse lebte, im seligsten Genuß zu, und Ulrike

konnte

konnte ihren Theodor kaum aus ihren Händen lassen; der ihre Frage: bist du noch rein und gut? mit einem so frohen und zuversichtlichen: ja, ich bin es; so schuldlos und rechtschaffen, wie ich mich einst aus Ihren Armen wand — beantworten konnte. — Lange stand sie noch nach der letzten Umarmung, mit angeheftetem Blicke ihrem Sohne nachsehend, bis ihn die Wendung um ein Gehölz ihren Augen entzog. Ach, sprach Theodor zu Rothen, das war wol ihr letzter Blick! er war schon so weit her gerichtet, wie die Blicke aus jener Welt!!

Ulrike starb, ehe Theodor seine Reisen noch ganz vollendet hatte! —

Er fand bey seiner Rückkehr seinen Vater im Garten bey Theodorsdorf auf einem Grabhügel mit Silberpappeln umpflanzt. Und unter diesem Grabeshügel ruhten die Gebeine der besten Gattin, der besten Mutter. Hier wollte sie begraben seyn, wo ihr Sohn die schönsten Stunden der Einsamkeit feyern würde. Mit innigstem Gefühl knieete Theodor an ihrem Grabe nieder, und betete aus vollem Herzen:

„Ruhet sanft, modernde Gebeine der besten Mutter, und zerstäubet endlich hier unter meinem frommen Sehnen nach ihr! — —

Ach welch ein heiliger Ort bist du nun für mich, flüsternder Pappelhain! Du schönste Gegend meines Gartens, Tempel der süßesten Schwermuth, der sanftbebendsten Schauer! Laß mich jederzeit in dir recht würdig feyern Trennung, Andenken und Wiedersehn der mich liebenden Frommen! — Geist meiner Mutter, umschwebe mich, leite mich, heilige mich! Genieß der bessern Welt ungetrübteres Heil — und, Gott, gieb Allbarmherziger, daß ich es einst mit ihr theile!„ —

Jetzt trat Rothe in den Pappelhain; und kaum erblickte ihn Adolph, als er ihm mit Umarmung entgegeneilte. Er führte ihn dicht an Ulrikens Grabmal, reichte ihm die Hand über demselben und sprach:

„Hier, Edler, empfangen Sie den Dank für die vollendete Bildung meines Sohnes! Wo könnte ich Ihnen diesen Dank würdiger reichen, als am Grabe seiner Mutter? Diese segnet Sie jetzt aus bessern Welten, und ich lebe noch und küsse Sie dankbar. Mein ganzes Volk wird Sie ehren und lieben. Und du Theodor, schätze diesen Mann vor allen Männern hoch, und laß ihn lebenslang den Nächsten um dich seyn! — Und Gott, o du, du, vor dem wir alle Staub sind, lohne du ihn einst ganz! Er hat mehr verdient, als diese Erde ihm geben kann! — — —

Und nun laßt uns zur Nation zurückkehren und für sie leben!„ (S. 449 — 454.)

Adolph ließ seinen Sohn noch einmal eine längere Reise in seinem Lande machen, führte ihn dann selbst practisch zu den Regierungsgeschäfften an, und sah mit Freude, wie sein Sohn ihn selbst übertreffe; wie er äußerst thätig, sorgfältigst prüfend, klug nachgebend war, und das uneingeschränkteste Zutrauen der ganzen Nation hatte. „Wie wohl ist mir, sprach er dann zu Rothen, und wie wohl ist meinem Volke! Nun kann ich zufrieden sterben, wenn Gott will, kann mit dem Gedanken sterben, daß mein Tod ersetzt sey!„ Der nunmehrige Geheimerath Rothe bekam ein schönes Ritterguth, nicht weit von Theodorsdorf, und war der trauteste Freund Adolphs und seines Sohnes. — —

Während der Abwesenheit des Prinzen war der Regierungsrath Herzog gestorben. Theodor hatte gleich bey seiner Ankunft nach dessen Tochter gefragt, und

und die Antwort erhalten, daß sie seit der Zeit nicht wieder hier gewesen. Eines Tages, als er nach vielstündiger Arbeit sich in seinem Garten wieder erholen wollte, und in den heiligen Pappelhain eintrat, fand er am Grabe seiner Mutter eine weibliche Gestalt, deren Anblick ihm wie eine Erscheinung vorkam. Sie kam auf ihn zu und sprach in einem unbefangenen Tone: „Ihro Durchlaucht wundern sich gewiß, mich hier so unvermuthet zu finden. Ich bin noch einmal in mein Vaterland gekommen, um auf ewig von ihm Abschied zu nehmen.„

Sie sind's, ja Sie sinds! rufte Theodor, der einige Minuten wie versteinert gestanden hatte, mit lauter Freude. Bald fanden sie sich wieder in den alten Ton der traulichsten Freundschaft; und der Prinz hörte mit Entzücken, daß sie zwar hätte verheirathet werden sollen, aber nicht gewollt hätte.

„Diese, diese, sprach er dann liebetrunken zu seinem Vater, diese, und nie eine andre, wenn ich glücklich seyn soll!„

Fürst Adolph setzte der Leidenschaft seines Sohnes Gründe entgegen, die zwar nicht unwichtig, doch aber viel zu leicht waren, um der Liebe des Prinzen das Gegengewicht zu halten. Ueber alle Vorurtheile erhaben machte Adolph hierauf selbst seinem Hofe in einer zweckmäßigen Rede die Vermählung seines Sohnes bekannt, und stellte ihnen Carolinen als künftige Fürstin vor. — An Carolinens Hand froher und glücklicher widmete sich Theodor nun ganz der großen Sorge für das Wohl seiner Unterthanen, einer Sorge, die ihm immer mehr bey der eintretenden Altersschwäche seines Vaters allein überlassen wurde. Er machte von der Macht, die ihm sein Vater ertheilte, den weisesten und kindlichsten Gebrauch. So fing er z. B. manche wohlthätige Veränderungen, und gemeinnützige

neue Anstalten schon jetzt an; um die Ehre davon mit seinem Vater noch zu theilen; und damit die Nation durch den Tod seines Vaters eben nicht viel neues erführe.

Adolph lächelte seinem Ende ruhig entgegen, segnete seine Kinder, seine Enkel, sein Volk; und starb, seinen letzten Blick noch dankend auf Rothen geheftet! —

Theodor machte Rothen zu seinem ersten Minister, und ehrte seines Vaters Gedächtniß durch sein Leben. Er war seinem Volke der beste Fürst; war mit Freund, Weib und Kind auf seinem Landhause ein glücklicher Privatmann, und genoß in seiner Einsiedeley die Seligkeit des Christen.

Erzählung V. *).

Sir John Amington verlohr frühzeitig seine Gattin, und mit ihr alles Vergnügen an dem öffentlichen so genannten gesellschaftlichen Leben. Er begab sich auf sein Guth und theilte seine Zeit zwischen Wohlthun und der Aufsicht über seiner beiden Kinder Erziehung. Seine Verwandte nannten es Thorheit, und seine Schwester Lady Jervaise hörte nicht eher mit ihren Bitten und Klagen auf, als bis sie seine Tochter von ihm erhalten hatte. Unglückliche Stunde für das arme Mädchen! Dies raubte ihr ihre natürliche reitzende Einfalt, ließ sie einen Mann, namens Osborne, der sie herzlicher liebte, als es in der großen Welt Sitte ist, ausschlagen, und ihm einen Lord Bembridge vorziehen, der ganz nach der Sitte der großen Welt lebte: denn Lady Jervaise hatte alle ihre

*) Honorie Warren. Aus dem Englischen. Frankfurt und Leipzig 1788. Erster Band 282 S. Zweyter Band 306 S. (Ein Roman in Briefen.)

ihre Prachtliebe und ihren Hang nach rauschenden Vergnügungen ihrer Pflegetochter reichlich mitgetheilt. — —

In Ansehung seines Sohnes blieb Amington unerschüttert. Umsonst stellten sie ihm vor: daß die Talente, die er ihm geben könnte, für ihn von keinem Nutzen in der Welt seyn würden. „Ich habe gelebt, erwiederte er, um mein Vaterland mit Talenten überschüttet und an Tugend verarmt zu sehen. Unter der Menge, die stündlich sich hervordrängt, dem Staate zu dienen, wird man meinen Sohn nicht vermissen: aber er kann vielleicht im häuslichen Leben ein Beyspiel der Mäßigkeit im Vergnügen, der Theilnehmung für leidendes Verdienst, und des allgemeinen Wohlwollens geben. Wenn ich ihm nur diese Eigenschaften verschaffe, so gebe ich ihm Glückseligkeit, und in ihm seinem Vaterlande den besten Bürger.„ (S. 52.)

So lebte der junge Amington in Beschäfftigung mit den Wissenschaften bis in sein neunzehntes Jahr, um welche Zeit sein Vater glaubte, ihn mit den Künsten, besonders mit denen, die den Flor eines Landes befördern, bekannt machen zu müssen. Sie brachten zwey Jahr mit kleinen Reisen durch ihre Geburtsinsel zu, betrachteten ihre Manufacturen, ihren Ackerbau, und ihren provinziellen und localen Unterschied. In der Hauptstadt sog der Jüngling den Eifer eines Patrioten ein, sehnte sich nach Handlungen, und brannte vor Begierde sich an den rebellischen Americanern, an den undankbaren Vatermördern — dies war die Sprache der Menschenclasse, unter die er sich mischte — auszuzeichnen. Nach sanftem Abrathen gab ihm sein Vater die Erlaubniß in America zu dienen, doch unter der Bedingung, daß er ohne Sold als Freywilliger die Feldzüge mitmachen sollte.

Er wurde in America als Hauptmann angestellt, sah aber bald ein, daß er nicht den rechten Weg ein-

geschlagen sey, seinem Vaterlande zu nützen, bereute den gethanen Schritt, hatte aber die Gesetze der Ehre zu bekämpfen, und diese siegten. So fochte er eine Zeitlang für eine Sache, die er mißbilligte.

Einst war er so glücklich, ein Detaschement Franzosen und Americaner zu schlagen, und den Befehlshaber derselben, den **Marquis von St. Claur** gefangen zu nehmen. Ein Sieg, der ihn mehr freute, als wenn er **Washington** geschlagen hätte: denn er hatte in seinem Gefangenen einen Freund erhalten, der zwar leichtsinnig und flatterhaft, wie ein ächter Franzose, aber dennoch seinem Herzen und seinen sonstigen herrlichen Anlagen nach, der Freundschaft eines Amingtons nicht unwürdig war. Es lohnt der Mühe, den Mann aus seinen eigenen Briefen, die er an den Grafen von St. Flos, seinen ältern Freund, schrieb, näher kennen zu lernen.

„Sie sind mir der theuerste Freund, St. Flos, den ich gegenwärtig auf der Oberfläche des Erdballs besitze. Dies habe ich ihnen zwey volle Jahre auf der Academie gesagt; und wir fingen bey unserer Trennung unsern ewigen Briefwechsel an, den wir auch mit der größten Beständigkeit sechs ganze Monate lang fortsetzten. Ihre Empfindlichkeit, daß ich ihn so ungebührlich unterbrach, muß sehr lebhaft seyn; aber ich verdiene gewiß mehr Ihr Mitleiden, als Ihren Zorn. Wie sollten Sie nicht einen unglücklichen Freund mit Theilnehmung betrachten, der, vom Pariser Tourbillon hingerissen, in diesem Wirbel seine Sinne verlohr; gegen den seine Freunde ein Narrenedict ausfertigen ließen, und um ihm Ader zu lassen, ihn über das Weltmeer schickten! Doch zu meinem Troste wird man mich in America vermuthlich nicht für einen seltsamen Menschen halten, denn wie ich höre, soll man da eine große Menge Leute, vorzüglich Engländer finden, die nicht recht bey sich selbst sind. —

Liebster St. Flos, stellen Sie sich die traurige Lage eines Pariser Stutzers von ein und zwanzig und einem halben Jahre vor, der in seiner Cajütte mitten auf dem Atlantischen Meere die Tactik studiert! Wenn mir der Gedanke, unsern Briefwechsel wieder anzufangen, nicht in den Kopf gekommen wäre, ich hätte zuverlässig mein Haupt in den Ocean getaucht, um es vom Schwindel zu heilen. Aber nun will ich die Kur aufschieben. Ich will meine Ansprüche auf Ihre Freundschaft wieder aufsuchen, und Sie außer Stand setzen sie mir abzuschlagen; denn ich bekenne Ihnen hiermit alle meine Sünden, und mache Sie zum Vertrauten meiner sämmtlichen Unglücksfälle sowohl zu Wasser als zu Lande.

Sie wissen, mein Vater starb, als ich noch sehr jung war; und überließ sein großes Vermögen ganz allein dem Willen meiner Mutter, vermuthlich um meinen Gehorsam gegen sie zu sichern.

Sie kennen meine Mutter. — —

Bey meinem Eintritt in die große Welt gab sie mir den Abbe' Polone' zum Führer. Dieser Abbe' war ein Mann von großer Frömmigkeit, und meine Mutter fing eben an andächtig zu werden. Sie glaubte dahero, nicht besser thun zu können, als wenn sie ihm ihr Vertrauen schenkte; denn er war auch ein Mann von bewährter Rechtschaffenheit, angenehmen Sitten und ein großer Menschenkenner. Kurz, er war der Mann, den ich nöthig hatte, um mich in die große Welt einzuführen.

Sie wissen, ich hatte sonst une mauvaise honte prodigieuse, worüber sich die Frauenzimmer von der Marquise Bekanntschaft, mit so vielen eclats de rire belustigten, daß ich mit größter Ungeduld ihrer los zu werden wünschte. Und kaum hatte mich der Abbe' Polone' sechs Monate in die glänzende Gesellschaft der beaux esprits und der bon vivants eingeführet, so

vertauschte ich ma mauvaise honte mit einem so hitzigen Fieber, welches mich, wären die Prophezeyungen der Herren von der Facultät richtig in Erfüllung gegangen, zu meinen Vätern versammlet hätte.

Während meiner Genesung hatte die Marquise bey näherer Untersuchung entdeckt, daß ich bey allen meinen kleinen Ausschweifungen den tugendhaften Abbe' Polone' zum Gesellschafter gehabt hatte, und mit einer der Würde des Gegenstandes angemessenen Wichtigkeit verlangte sie hierüber ein Eclaircissement.

Der Abbe' wußte wohl, daß da nichts zu leugnen war, und nahm eine bessere Ausflucht.

„Madame, Sie thun mir das größte Unrecht, „wenn Sie glauben, daß ich dieser Neigung des lie„benswürdigen Marquis nicht mit unendlichem Wi„derwillen nachgegeben habe. Aber was konnte ich „thun? Ihn sich selbst auf so einem Wege überlassen, „wäre eine gänzliche Verrätherey an dem theuren „Pfande gewesen, das Sie mir anzuvertrauen, mich „für würdig hielten.„

Aber, sagte die Marquise, warum mußten solche Ausschweifungen vor mir geheim gehalten werden?

„Welche Seele, die kein Ungeheuer ist, könnte „die Ruhe einer Mutter — einer solchen Mutter! „mit Erzählungen von den vorübergehenden Thorhei„ten eines Sohns, von den Verirrungen seiner Tu„gend vergiften! Nein, Madame, die reine Ehr„furcht, mit welcher ich dem liebenswürdigsten Frauen„zimmer von ganz Frankreich ergeben bin, würde mir „niemals erlauben, ihr deß etwas vorzutragen.„

Das liebenswürdigste Frauenzimmer von Frankreich fand diese Gründe so unbezweifelt gewiß, daß ihrer Würde eine Genüge geleistet, und ihr Zorn gestillet war, ja daß sie auch fortfuhr, dem Abbe' ihre

Gunst

Gunst und ihr Vertrauen ohne Einschränkung zu gewähren.

Der Abbe' erwiderte dieses mit Dankbarkeit. Unsere wieder aufgesuchte Bekanntschaft mit dem so lange verachteten Horaz und Juvenal, und mit noch einem halben Dutzend anderer, deren Namen zu vergessen ich seitdem Zeit genug gehabt habe, und der Umgang mit einigen noch lebenden Schriftstellern, welche der Marquise bey Tische die Ehre de lui faire les politesses erwiesen, dies alles beschäfftigte uns zwey ganze Monathe.

Aber vollkommene Glückseligkeit, mein lieber Graf, ist auf diesem armen Planeten nicht zu finden, so sehr es auch im Monde seyn mag. Dieses angenehme Leben führte eine kleine Dosin Langeweile bey sich, wogegen der Abbe' Wein und Liebe verschrieb.

Das Mittel schlug an, aber nach Verlauf von zwey Jahren hatte ich 30000 Livres Schulden. Das war nur eine bagatelle; daß aber die Marquise jeden Umstand des Handels erfuhr, war eine Sache von ernsthaftern Folgen, und erregte einen Sturm, der gleich einem Donnerwetter über unsere frommen Häupter ausbrach. Der Abbe' nahm seine Zuflucht zu seiner alten Vertheidigung; aber die liebenswürdigste Dame von Frankreich fand, daß eine Schuld von dreißigtausend Livres nicht mit lauter Ehrfurcht zu bezahlen wäre. Seine Andacht, seine Beredtsamkeit verließen ihn jetzt in der Noth, wie Hoffreunde; und selbst sein letztes Hülfsmittel, die Unverschämtheit, konnte es nicht verhindern, daß er in Ungnade entlassen wurde.

„Und Sie, mein kleiner Marquis, sagte meine „Mutter zu mir, werden so gütig seyn, sich unter „Monsieur Rochambeau in America einige Lorbeern „einzusammeln. So lange ein Ehrenkranz in irgend „einem Theile der Erde zu erringen ist, steht es einem „Sohne

„Sohne des Hauses St. Claur sehr übel an, seine „Jugend in dem sanften Schooße einer Geliebten zu „verschwelgen: und welcher Geliebten! Gütiger Him„mel! Haben Sie die Güte, mein Herr, morgen „früh nach Brest abzureisen. Ich will ihre Feld„equipage auf mich nehmen, und alles Nöthige für „Sie, als einen Freywilligen, bey der Armee be„sorgen.„

„Ich habe Ihnen Ihr Ansehn niemals streitig „gemacht, erwiderte ich; aber Madame, die Art, „wie Sie solches ausüben — Mon Dieu, Madame, „ein wenig mehr Zärtlichkeit und nicht so viel Helden„muth, wenn Sie belieben! Nun, was meine Zärt„lichkeit anlangt, antwortete sie, davon werde ich ge„gen Sie allezeit so viel zeigen, als Sie mit gutem „Rechte fordern können; und was mein Ansehen be„trifft, Monsieur le Marquis, so will ich Ihnen in „wenig Worten alles sagen. — America oder eine „lettre de cachet! — Wählen Sie!„

„Weil es denn keine andere Ausflucht giebt, „Madame, sagte ich, so ist meine Wahl diese, Ih„nen zu gehorchen. Aber sollte eine englische Kugel „Ihnen Ihren Sohn rauben, so werden Sie Sich „vielleicht selbst Vorwürfe machen.„

„Bekümmern Sie Sich deswegen nicht, mein „lieber Marquis, erwiderte sie. Ich werde mir eher „Ihren Tod, als Ihr Leben verzeihen, wenn es so „wie jetzt ist. Und sagen Sie mir doch, bey aller „Menschenvernunft! worüber sollte ich wol jetzo „trauern? Ueber einen Sohn, der der Schandfleck „von seines Vaters Hause ist? Nein, Marquis! Ich „bin keine von den thörigten Müttern, deren Zärt„lichkeit bloßer Instinct der Natur ist. Ein Sohn „ohne Verdienst kann mir Thränen auspressen, aber „nie meine Zuneigung erhalten.„

Die

Die Marquise fing nun an, das Gemählde meiner Sitten aufzustellen, und es mit vortrefflichen Zügen auszuschmücken. Soll ich Ihnen bekennen, St. Flos? ihre Worte drangen mir in die Seele. Ich warf mich zu ihren Füßen, und schwur, ich wollte meiden, was sie mir zu meiden befröhle, und ihre Achtung wieder erwerben, oder sterben. Ich weinte sogar, und sie weinte mit.

„Könnte ich mich auf Sie verlassen, Marquis, „Sie sollten nicht nach America gehen müssen.„

„Nein Madame, lassen Sie mich gehen! Ich „muß fort, muß Paris verlassen, ich kann mir selbst „nicht trauen.„

Die Marquise umarmte mich zärtlich. „Ich „glaube, mein Lieber, sagte sie, Sie thun wohl, „wenn Sie ein paar Feldzüge mitmachen. Sie sollen durch nichts gebunden seyn, Ihre Rückkehr wird „bey Ihnen stehen!„

Ich reiste den folgenden Morgen nach Brest ab. Die Abschiedsthränen einer Mutter und einer Schwester, die ich diesen Augenblick zärtlich liebte, oder doch zu lieben glaubte, trieben alles andere aus meinem Gedächtnisse. — — —

„Unsere Reise, mein lieber Graf, wurde glücklich vollendet. Kaum waren wir ans Land, so flog ich zum Grafen von Rochambeau, den ich mit dem Fabius der Americaner beschäfftiget fand. Der Graf empfing mich mit großer Höflichkeit, und examinirte mich ein wenig aus dem Kriegscatechismus, in dem ich auf meiner Reise ganz rasend studirt hatte.

Ohne Eitelkeit zu reden, St. Flos, ich machte, was die Theorie anlangt, keine schlechte Figur: freylich fand ich mich genöthiget, so bald es zur Ausübung kam, meine Begriffe sehr zu berichtigen. Deswegen brachte ich den ersten Monat blos als Zuschauer zu.

Ich sahe Märsche und Gegenmärsche, Schanzen und Posten, Scharmützel und Hinterhalte und eine Menge Kriegslisten; kurz, die Scene war so neu für meinen Geist, daß ich gar nicht Zeit hatte meiner Existenz überdrüssig zu werden, und für Verdruß zu sterben. —

Der erste Auftrag, womit mich der Graf beehrte, war, eine Mühle zu belagern. Ich nahm funfzig Mann zu dieser fürchterlichen Expedition, und wir wanderten fünf Meilen bey finsterer Nacht. Es sollte ein coup de main werden. Der Mühle konnten wir auf keine andere Art beykommen, als durch eine Furth zu gehen, welche uns unsere Wegweiser als seicht beschrieben. Nicht über den halben Schenkel naß, gelangten wir glücklich in die Mitte derselben, als wir plötzlich das Getöse eines Wasserstroms hörten, der, wie wir uns einbildeten, über einen Cataract herabstürzte. In einer Minute befanden wir uns bis an den Oberleib im Wasser, und zugleich wurden wir mit einer Salve kleiner Kugeln und der Ladung von zwey oder drey Feldstücken bewillkommt. Dieser Zufall brachte alle unsere Nerven in Unordnung. Keine Tapferkeit strömte mehr nach unserm Gehirn. Das Gehirn selbst nahm keine andere Ideen auf, als die, des Rückzugs; und dieser wurde gar nicht nach Xenophons Maaßregeln angestellet. Kurz, jeder machte sich davon, so gut er konnte. Bey Tagesanbruch stelzte ich allein durch eine enge kothige Gasse, und machte die Entdeckung, die Alexander der Welt möchten sich brüsten wie sie wollten, ein Befehlshaber ohne Mannschaft gäbe doch nur ein klägliches Schauspiel.

Es wurde, wie Sie wol vermuthen können, einige Tage weidlich auf meine Rechnung gelacht. Ich hielt es für das beste, eben so laut als andere, mitzulachen; und da Unglücksfälle dieser Art bey uns

ziem-

ziemlich häufig waren, so wurde mein Abenteuer bald vergessen.

Ich war gleich darauf so glücklich, das Lächerliche des letzten Vorfalls durch die Gefangennehmung eines angesehenen Englischen Officiers wieder auszulöschen; denn ich erhaschte ihn im Bette, oder doch so nahe dabey, daß er kaum Zeit hatte sich anzukleiden.

Dieser Glücksfall wurde mehr erhoben, als er es verdiente. Meine Eitelkeit wurde indeß dadurch rege, und der Muth, so sehr er sich oft blähet, ist nicht selten der armen Eitelkeit wenigstens die Hälfte seines Werths schuldig. Ich drang mich, so viel als möglich, zu jeder kleinen Attake; denn Treffen hatten wir nicht; und man fing an von mir als einem hitzigen Purschen, oder wie das Sprichwort sagt: von einem Kerl, der Haare auf dem Barte hätte, zu reden.

Schon glaubte ich, zufolge meinen viel versprechenden Fähigkeiten, in meiner Person einen künftigen Türenne zu sehen, als meine aufgethürmten Hoffnungen durch den einzigen Umstand zu Boden fielen, daß wir uns auf einmal mit mehr Feinden einließen, als wir zu behandeln im Stande waren.

Ein Trupp Ochsen waren auf dem Wege nach dem englischen Lager, und wir wünschten recht sehr die Ehre zu haben, sie in das unsrige zu bekommen. Ich sollte das Vergnügen haben, sie dazu einzuladen. Der Auftrag war wichtig, und ich bekam fünfhundert Mann zu meinem Gefolge. Nach einer halben Stunde nahmen die Ochsen unsere Partey, und wir waren eben im Begriff uns wegen dieser Beute Glück zu wünschen, als ein starkes Corps frischer Engländer sich quer durch einen dicken Wald bemühete, um uns in der Flanke ihre Ergebenheit zu bezeigen.

Wir

Wir empfingen die neuen Ankömmlinge mit großer Ehrfurcht. Es regnete Complimente auf beiden Seiten so lange, bis von jeder die Hälfte sich schlafen legte, und ich mit ihnen.

Die übrigen meiner braven Begleiter fanden es für nöthig, die Tapferkeit ihrer Füße zu versuchen; in diesem Manöver übertrafen sie die Engländer sehr weit, und mit einer Geschwindigkeit, die selten ihres Gleichen findet, erreichten sie das Lager.

Der erste Gegenstand, den ich bey meinem Erwachen wieder erblickte, waren ein paar schwarze Augen, welche mit weit größerem Glanze funkelten, als man sie gewöhnlich in America antrifft. Das Gesicht, welches sie zierten, war an sich wirklich sehr liebenswürdig, aber eine schreckliche Coeffure hatte es ganz entstellt, und ein heimgesponner Rock verbarg an der ganzen Person tausend Reize, die ein Galanteriehändler in Paris in ein helleres Licht würde gesetzt haben. Außer diesem schönen Gegenstande war noch ein Wundarzt mit seiner Arbeit beschäfftiget, und an dem andern Ende des Zimmers befand sich ein Officier in englischer Uniform, der mit männlichem Mitleiden auf seinem Gesichte nach meinem Bette hinblickte.

Sobald dieser Herr die ersten Zeichen des Bewußtseyns bey mir gewahr wurde, kam er hinzu, ergriff meine Hand, drückte sie mit einem sanften Druck und sagte: Edler St. Claur, ruhen Sie unbesorgt, Sie sind in den Händen von Freunden!

Ich erwiderte dankbar seinen Druck — es war alles was ich thun konnte. Der Wundarzt befahl, es sollte alles ruhig und stille seyn, und es vergingen einige Tage, ehe man meinem eigenen Bedienten erlaubte, mir zu erzählen, wie ich in diese Lage gekommen wäre.

„Sie

„Sie fielen, sagte er, durch eine Kugel, und „der Hauptmann Amington, der Anführer der eng„lischen Mannschaft, ließ Sie in dieses Haus bringen, „welches eins der ersten in den englischen Besitzungen „und sein eigenes Quartier ist. So bald Sie zum „ersten male wieder zu sich selbst kamen, wurde ein „Trompeter ins französische Lager mit der Nachricht „von ihrem Befinden gesendet, und mit diesem kam „ich hieher.„

Kurz, Hauptmann Amington hatte nichts unterlassen, was die Menschlichkeit eines edlen und großmüthigen Feindes thun konnte.

Ich genas ohngefähr nach einem Monathe; und da die Auswechselung zwischen England und America immer viel Schwierigkeiten hat, verschaffte mir Amington Erlaubniß, auf mein Ehrenwort zu gehen, wohin ich wollte; welches, wie ich glaube, so viel sagt oder sagen soll, daß man gegen die Nation, deren Gefangener man ist, keine Art von Feindseligkeit oder Verrätherey unternehme.

Ich blieb noch einen Monat länger, um die Bekanntschaft und Freundschaft mit dem Hauptmann Amington zu befestigen. Er gefällt mir außerordentlich; und die Wahrheit zu gestehen, ich sagte ihm das schon seit sechs Wochen; aber nur erst gestern konnte er den Rost seines Landes abreiben und mir sagen, daß, ob ich gleich ein Franzose, folglich eine Meerkatze wäre, ich doch so ein verdammtes je ne sais quoi an mir hätte, welches ihn, troz seiner Philosophie und seiner alten Vorurtheile, an mich fesselte.

Ich kann nicht umhin, Ihnen seinen Character zu schildern, wenigstens so weit ihn mein Blick bisher hat durchdringen können. Er ist ein Philosoph, das heißt: er liebet Wissenschaften und ergreift jede Gelegenheit sich welche zu erwerben, hat, wie ich finde,

mit Nutzen und Eifer studirt, und gesteht, daß er der Mathematik eine berichtigte Einbildungskraft und einen Geschmack an Einfachheit in den gemeinsten Handlungen des Lebens schuldig sey. Die Natur gab ihm ein gefühlvolles Herz, und die Erziehung einen durchdringenden Verstand. Er räsonnirt kaltblütig, und ficht, wie er räsonnirt. Niemand ist geschickter andern zu befehlen; denn niemand als er hat größere Gewalt über sich selbst. Fügen Sie einen allgemeinen Geist der Rechtschaffenheit hinzu, und le voila — Hauptmann Amington von fünf und zwanzig Jahren.

Lohnt es der Mühe, Ihnen das Gegenstück zu zeichnen? Es ist ein Mann von Ihrer Bekanntschaft; weder Philosoph in der Theorie, noch in der Praxi; seine Studien wären flüchtig, unnütz und eben nicht reichhaltig. Die Natur gab ihm ein empfängliches Herz für Schönheit, und die Erziehung einen seichten Verstand. Er räsonnirt wie er ficht, mit der ganzen Hitze seiner Nation. Setzen Sie einen allgemeinen Geist der Galanterie und des Modetons hinzu, und le voila — Monsieur le Marquis de St. Claur von zwey und zwanzig Jahren.„ — — (S. 1-17.)

Amington fand, daß der Marquis, jenen armseligen Geist der Galanterie und des Modetons abgerechnet, ein Mann sey, wie er sich ihn zur Freundschaft wünschte, und daß der sonstige Contrast ihrer Temperamente ihre Unterhaltungen desto reitzender mache; und freute sich deshalb der Entschließung seines neuen Freundes: daß er mit ihm nach England gehen, und wie er sich ausdrückte, dort seinen Triumphwagen ausschmücken wolle.

Krankheit seines Vaters rufte ihn nach England zurück, wo er, wenige Tage nach seiner Ankunft, den geliebten Vater sterben sah. — —

Wäre

Wäre er ein gewöhnlicher Sohn gewesen und hätte nur einen gewöhnlichen Vater zu beweinen gehabt: so hätte er freylich seine Titel und sein Vermögen annehmen, seine Ueberreste, zur Befriedigung der Eitelkeit, mit allem Pompe eines stolzen Leichenzuges der Erde überliefern, und dann, wie so mancher vornehme Sohn vor ihm, seine Sorgen den Winden preisgeben können. Aber Amington war kein gewöhnlicher Sohn; und hatte in seinem Vater den Schutzgeist seiner Tugend, den weisesten Lehrer, den zärtlichsten Freund verlohren. Darum litt sein Herz unaussprechlich, litt um so viel mehr, je leichter seine Schwester wieder zur Freude hinüberhüpfte. Indeß war er doch zu weise, als daß er hätte in melancholischer Einsamkeit selbst Nahrung seines Grams aufsuchen und die tröstende Hand des Freundes empfindelnd von sich stoßen sollen. Er folgte vielmehr der Aufforderung seines St. Claur; und trat mit ihm eine Reise nach Irland auf seine Güter an, und wurde dort der Retter einer Unschuld, welche die Bosheit anklagte, und die Gerechtigkeit verurtheilen wollte. — —

Einst wandelten beide Freunde bey Killarney in einer herrlichen Gegend, und bemerkten ungesehen in einer kleinen Entfernung ein Mädchen, das schön wie die Gegend selbst, nur nicht so heiter und froh war. Ein Mann, eben so abscheulich häßlich als das Mädchen reitzend schön, gesellte sich zu ihr, marterte sie mit plumpen Liebeserklärungen, wurde immer unverschämter und zudringlicher. Mit einem male versetzte ihm die schöne Unbekannte einen so derben Stoß, daß er — sie standen eben am Ufer eines Teichs — rücklings in den Teich stürzte. Laut fing sie nun an zu schreyen, und Amington sprang hinzu, St. Claur ihm nach; der Unmensch wurde gerettet, und belohnte seine Retter, weil sie ihn noch einmal tiefer

niedergetaucht und ihm dann erst geholfen hätten — mit Grobheiten. Miß Clara, die zuvor erschrocken fortgelaufen war, kam jetzt mit ihrem Vater zurück, dankte für erwiesene Hülfe und bat die Fremden, welche um sich umzukleiden nach ihrem Gasthofe eilten, sie morgen zu besuchen — und wenigstens St. Claur konnte unmöglich eine solche Einladung ausschlagen.

Im Gasthofe erfuhren sie von der gesprächigen Wirthin: „daß der alte Clare ein geiziger Herr, der junge Ritter Connor — eben der, welcher wider Willen im Teiche gebadet hatte — ein Verschwender, die junge Miß aber gar eine seelengute Miß, nur, leider, wie man sage, auch eine gute Freundin von dem gottlosen Frauenzimmer sey, das ihre Tante vergiftet habe.„

Dies gottlose Frauenzimmer lernten sie nun bey ihrem Frühbesuche durch die Erzählung der Miß Clare näher kennen, und freylich von einer ganz andern Seite, als Frau Arthur, ihre Wirthin, sie dargestellt hatte.

„Herr Connor, mein Großvater,„ erzählte Miß Clare, „hatte einen Sohn und zwey Töchter. Der Sohn erbte das kleine Familienvermögen, und hinterließ es seinem einzigen, noch lebenden Kinde, Herrn Connor, meinem Verfolger. Meine Mutter heirathete Herrn Clare, und starb vor ungefähr zwey Jahren. — Arme unglücklich gepaarte Mutter! — Meine Tante, die jüngste Schwester, heirathete einen gewissen Lingard, einen Dubliner Kaufmann. Es trafen ihn Unglücksfälle; seine Verwandte mishandelten ihn, so daß er gezwungen war, Irland zu verlassen. Er ließ sich zu Aleppo nieder, arbeitete fleißig und sein Fleiß ward gesegnet. Dort hinterließ er seiner Gattin, meiner Tante, dreyßig tausend Pfund, mit welchen sie vor zwey Jahren zurückkam, und ein junges Frauenzimmer mit sich brachte, das

Kind des Unglücks und der Tugend — Miß Warren. Miß Warren widmete sich ganz ihrer Wohlthäterin; und meine Tante liebte sie mütterlich, und erklärte oft, sie werde einst ihr Vermögen in gleiche Theile unter Herrn Connor, mich und Miß Warren theilen. Da sie eine Verpfändung von 500 Pfund auf Herrn Connors Vermögen fand, so tilgte sie diese; wurde aber bald durch dessen schlechte Aufführung so sehr wider ihn aufgebracht, daß sie oft sagte, er hätte ihre letzte Gunst genossen, und ihm endlich das Haus verbot. Bald nachher schickte sie nach einem Advocaten aus Killarney, wie wir glaubten, um ihr Testament aufnehmen zu lassen. Er hat uns aber seitdem gesagt: es wäre nichts gewesen, als ihn in dem Ankauf einiger Güter um Rath zu fragen.

Nach fast einem Monathe ereignete sich die traurige Catastrophe. Meine Tante hatte Pulver aus einem Papiere zu sich genommen, und starb zwey Stunden nachher in den Armen meiner Freundin Miß Warrens. Auf Befehl Herrn Connors wurde der Leichnam besichtiget, und die Facultät entschied, sie wäre vergiftet. Miß Warren kam in den schrecklichen Verdacht des Meuchelmords, und sitzt nun seit drey Monaten im Gefängniß zu Kilkenny. Ich habe sie besucht, und nachdem mein Vater mir fernere Besuche untersagte, und mir gebot, mich zur Verbindung mit dem Ritter Connor anzuschicken, an sie geschrieben. Hier ist ihre Antwort:„

Amington und St. Claur lasen, und erstaunten über das so stark ausgedruckte Gefühl von Unschuld, und über den Verstand, und die Herzensgüte, welche aus jeder Zeile dieses Briefes hervorleuchteten. Mit himmlischer Güte tröstete sie ihre Freundin:

„Ich bin gelassen, Aurelie; Sie können nicht glauben, wie sehr ich es bin. Jeder irdische Trost ist zwar für mich dahin, aber der Himmel

bleibt mir noch übrig. Vor diesem Richterstuhle habe ich nichts zu fürchten. Der Gedanke erfüllt meine Seele mit Entzücken. Klage also nicht um mich: denn wer beklagt die Glücklichen? — Was ist der Tod? In einem Lande gebohren und erzogen, wo Pest und Hunger einen großen Theil des Menschengeschlechts verzehren, und wo die Klaue der Tyranney mit dem Leben und dem Glück der übrigen spielt, bin ich mit dem Tode vertraut geworden. Ich habe gesehen, daß gemeine Seelen, um der Last des Elends sich zu entledigen, sich in die Arme des Todes warfen. Er ist mein einziger Retter und ich umarme ihn mit Freuden. Noch einmal, meine theure Aurelie, klagen Sie nicht für mich; ich bin glücklich.„ (S. 88.)

Eine Offenbarung Gottes hätte den edlen Amington kaum stärker von der Unschuld der Angeklagten überführen, und ihn mehr ermuntern können, alles anzuwenden, sie zu retten, als dieser Brief. Er eilte an dem Tage des Verhörs zum Gerichtshofe, und Miß Warren erschien vor den Schranken. Ihr Antlitz war blaß, ihre Miene nachdenkend; doch war sie heiter wie die Unschuld, und ihr Gesicht so schön, als je die Natur eins bildete. Ruhe, Frömmigkeit und Gelassenheit waren in allen ihren Zügen sichtbar. Das Verhör begann. Die Bedienten der Madam Lingard beschworen, als Zeugen wider sie, eine Menge kleiner Umstände, die in Seelen, welche schon vorher überzeugt waren, den höchsten Grad der Gewißheit bewirken mußten; z. B. daß Miß Warren der Verstorbenen alle Arzeney selbst dargereicht hätte, und immer bey Tage und Nacht bey ihr gewesen wäre.

Schrecklich war aber vorzüglich die Anklage eines gewissen Phelim O' Nurd, der sich für den ehemaligen Geliebten der Unglücklichen, die er erst für ein gutes Mädchen gehalten hätte, ausgab, und es beschwur: „daß sie ihm, nachdem sie sich mit ihrer Wohlthäterin verunwilliget, und diese ihr gedroht hätte, den Plan mitgetheilt habe, sie zu vergiften; wovon er ganz erschrocken ihr abgerathen habe. Nun wisse er nichts mehr, als daß am Abend vor dem Abschiede der Madam Lingard, Miß Warren sich noch einmal mit ihr gezankt habe.„

Wahrscheinlich würde die Unschuld allein gegen diese höllische Bosheit nichts vermocht haben, wenn Amington nicht ihr Schutzgott geworden wäre. Dieser aber, vereinigt mit dem Rath Harland, einem eben so würdigen Manne, überführten den Bösewicht: daß er schon vorher in einer andern Sache ein falscher Zeuge und Meineidiger gewesen, und auch gegenwärtig sich gleiches Verbrechens schuldig gemacht habe. Phelim O Nurd wurde mit allgemeinem Beyfall der versammelten Zuschauer verdammt, und Honorie Warren losgesprochen. (S. 89—109.)

Amington hatte gut und edel gehandelt, ohne Lohn, ohne Dank zu erwarten: aber Honoriens Dank drang ihm dennoch tief, für seine Ruhe nur allzu tief ins Herz. Indeß sein Freund von nichts als Miß Claren sprach, und alles versuchte, sie den Händen des unwürdigen Ritters zu entreißen, nannte zwar Amington Honoriens Namen seltner; aber mit unauslöschlichen Zügen war dennoch ihr Name in sein Herz eingegraben, und je öfterer er sie sprach, je näher er sie kennen lernte, desto mehr wurde er überzeugt, daß seine ganze Philosophie sich in Liebe verwandelt habe. Nur sein — wie sollen wir es nennen? sein Stolz, oder seine Vorurtheile von Ge-

burt und Stand hielten ihn zurück, die lauten Wünsche seines Herzens seiner Freundin zu gestehen.

„Es ist Tugend„ schrieb er an seinen Freund Osborne, „sie zu lieben; und ich bin tugendhaft. Nicht deswegen verdiene oder fürchte ich Ihre Verweise, sondern daß ich noch auf die Zuflüsterung einer armseligen Gruppe Leidenschaften, an deren Spitze Ahnenstolz sich befindet, horche. Mein Gemüth, wie Sie wissen, ist gebildet glücklich zu seyn; nicht in dem Schimmer des öffentlichen, sondern in dem Schatten des häuslichen Lebens. Einen Theil meiner Glückseligkeit muß ich in meiner Liebe zu den Wissenschaften suchen, den andern in dem Umgange würdiger Freunde, mit welchen ich in herzlicher vertraulicher Geselligkeit leben kann: aber mein größtes Glück muß mir eine Gattin gewähren, deren Sitten häuslich sind, deren Verstand hell, und deren Geist so ruhig als der meinige ist. Das Ungefähr oder mein Schutzgeist hat mich zu diesem immer gleichförmigen Mädchen geführt, das ich in den reichern Gegenden Englands ein halbes Jahrhundert vergeblich würde gesucht haben; zu einem Mädchen, das jedes Lieblingsgemälde meiner Einbildungskraft, jede geträumte Vollkommenheit von einem Frauenzimmer übertrifft. Aber Stolz, Stolz! — Und was wird die Welt sagen, daß Sir John, ein Mann von großem Vermögen, und, o Eitelkeit! von vortrefflichen Eigenschaften, die einzige Stütze einer alten ehrwürdigen Familie, die Ehre seines Hauses mit einem Weibe ohne Vermögen befleckt hat — ohne Abkunft — und alles zu krönen, mit einem Weibe aus dem Kerker?„ — — (S. 160.)

In einer unglücklichen Stunde erlaubte sich Amington, der sonst so edle Amington, von Wein und Leidenschaft erhitzt, und durch seinen Freund (der so eben sein Abschiedsmahl bey vollen Bechern gefeiert

hatte,

hatte, um dem Befehle seiner Mutter gemäß nach Paris zu reisen) zum frohen Leichtsinn gestimmt — Anträge an Miß Warren, welche ihr Gefühl für Tugend und Sittlichkeit beleidigten. Sie vermied von der Stunde an seine Gesellschaft; und dieser Verlust, die bittern Vorwürfe, die er sich selbst machte, und die quälende Reue, die mit allen ihren Schrecken an seinem Herzen nagte, warfen ihn aufs Krankenlager, und so, daß die Aerzte an seinem Aufkommen verzweifelten. Ohne Bewußtseyn lag er zwey Tage und sah bey seinem ersten Erwachen — Miß Warren. —

Nach langem fürchterlichem Kampfe hatte sich das dankbare Mädchen entschlossen, lieber ihren guten Ruf der Verleumdung preis zu geben, als die Pflichten der Dankbarkeit gegen den Retter ihres Lebens und ihrer Ehre, gegen ihren größten Wohlthäter zu verletzen. Sie glaubte ihn zu hart behandelt zu haben, und wollte nun ihr vermeintes Unrecht durch die zärtlichste Pflege des theuren — und im Grunde geliebten Kranken gutmachen; opferte ihm Ruhe und Schlaf, so daß sie nach seiner Genesung selbst der Hülfe des Arztes bedurfte. Hoch flog nun in Amingtons Wage, die Schale, auf welcher das sonst so wichtige: was werden die Leute dazu sagen? lag, empor geschleudert von der andern Schale, auf welcher der eigenthümliche Werth der Geliebten, und seine Liebe lagen. Er warb um ihre Hand, und erhielt erst nach einigen Tagen schriftliche Antwort. Sie gestand ihm ihre Liebe: aber eine Liebe, die mehr das Glück des Geliebten, als ihr eigenes zum Ziel ihrer Wünsche hatte. Deswegen wollte sie nicht, daß er übereilt eine Verbindung schließen sollte, die ihm vielleicht Reue gebähren könnte. Unter der Bedingung, daß er sie in einem Jahre nicht besuche, nahm sie seine vorher gethane Bitte an, eine Zeit-

lang bey seiner Schwester zu wohnen, und ließ, mißtrauisch gegen ihr eigenes Herz, ihm erst nach ihrer Abreise diesen Brief einhändigen. (S. 229.)

Liebreich wurde sie von der Schwester Amingtons, Lady Bembridge, aufgenommen, welche, ob sie gleich durch eine modische und darum nicht minder unvernünftige Erziehung einen unmäßigen Hang zu geräuschvollen Vergnügungen der großen Welt erhielt, und sich in der Verbindung mit einem verschwenderischen und ausschweifenden Gemahl, mit Lord Bembridge, der Gelegenheit bediente ihren Hang zu befriedigen, dennoch nicht allen Sinn für edlere Freuden verlohren hatte. Diese ihre bessere Seite und freylich wol auch der Vorzug, Amingtons Schwester zu seyn, erwarb ihr bald die Liebe und das Zutrauen der guten Warren. Sie erfüllte die Bitte ihrer neuen Freundin, und theilte ihr die Geschichte ihres größtentheils unglücklichen Lebens mit.

„Mein Vater, erzählte sie, erwähnte nie seiner Familie, und ich habe Ursache zu glauben, daß er ihren Namen abgeschworen habe. Er war ein Mann vom Stande, und wahrscheinlich aus einem angesehenen Hause. Meine Mutter war die einzige Tochter eines Geistlichen, welcher nicht reich genug war, ihr die Modevollkommenheiten zu verschaffen, desto mehr aber ihren Geist ausbildete. Er starb, als sie achtzehn Jahr alt war, und ließ sie in mißlichen Umständen. Sie hatte einige Verwandte, die sie nach der Reihe zu sich nahmen, um bequem ihren Spleen an ihr auszulassen. Kaum konnte dazu ein schicklicherer Gegenstand seyn. Sanft und geduldig ertrug sie ihre Anzüglichkeiten mit einer unüberwindlichen Gelassenheit, sie seufzte im Stillen, und ließ den verborgenen Gram an ihrer blühenden Wange nagen; kurz, diese gelehrte Dame, diese wissenschaftliche Bettlerin, (das waren ihre gewöhnlichen Be-

nennungen) forschte stillschweigend nach dem Wege in die Welt der Geister. Mein Vater hielt sie aber auf dieser Erde zurück. Seine Bekanntschaft mit ihr war fast von ihrer Kindheit her. Liebe hatte sich unvermerkt in beider Herzen gestohlen, ungeachtet weder der Stolz meines Vaters, noch die Demuth meiner Mutter, ihr unter ihrem eigenen Namen den Zugang erlaubt haben würden.

Ein Jahr verstrich unter verschiedenen Zufällen, ohne daß er sie sahe. Noch ein Jahr würde vielleicht den Eindruck ausgelöscht haben; aber als er einst in den Ferien von Oxfort nach Hause kam, sah er seine liebenswürdige Honorie wieder, und die Liebe erhielt neue Kraft. Die Natur schuf nie ein menschliches Herz empfänglicher für zärtliche Gefühle, als das Herz meines Vaters. Honoriens Anblick rief alle seine sanften Empfindungen zurück, und stärkte sie mit Mitleid. Er überwand ihre Bedenklichkeiten, und sie ließen sich trauen; worauf er, wie in solchen Fällen gewöhnlich ist, einem Freunde den Auftrag gab, die Sache seinen Eltern zu entdecken. Wie diese Entdeckung gemacht, oder aufgenommen wurde, weiß ich nicht; eben so wenig die besondere Art der Begegnung, die darauf folgte; aber sie muß ungemein grausam und beleidigend gewesen seyn, da sie in das natürlich biegsame Herz meines Vaters einen so unauslöschlichen Abscheu prägte, daß der tiefe Kummer, welcher in weniger als einem Jahre aus Armuth und Mangel entstand, ihn nie bewegen konnte, eine zweyte Bitte zu thun.

In Bristol wohnte ein alter Mann, dessen Name Warren war. Er war ein weitläuftiger Vetter von der Familie; aber man sahe mit Stolz auf ihn herab, weil er sich mit der Handlung beschäfftigte.

Als man erfuhr, daß er reich geworden war, verlohren zwar diese Ideen etwas von ihrer Stärke, und als man einmal eine ansehnliche Summe Geld nöthig hatte, geruhete man die Verwandtschaft anzuerkennen. Sogleich herrschte einige Monate hindurch sehr viel gute Vetterschaft unter der Familie, bis man zuletzt zum Ziele schritt. Es war jedoch eine Bedenklichkeit bey der Sache; und der alte Herr wollte nicht gefährdet seyn. Diese Weigerung erregte nun einen Zank, und dieser Zank einen tödtlichen Haß. Die vornehme Familie machte Herr Warren als einen mürrischen, trotzigen Grillenfänger lächerlich, welchem auch sein Aeußeres nicht sehr widersprach; und er hingegen nahm ihren großen Stolz und kleine Weisheit unter seine Geißel.

Herr Warren hörte von ungefähr meines Vaters Heirath, die unbarmherzige Strenge seiner Eltern, und seine bedrängten Umstände, und schrieb ihm darauf folgendes Billet:

„Sie haben einen dummen Streich gemacht, „und sind recht hübsch dafür bestraft. Wenn „Armuth Ihren Stolz gedämpft hat, kommen Sie zu mir. Wo nicht, so bleiben Sie „wo Sie sind. Man sagt, Sie hätten Schulden. Es kann nicht viel seyn; denn wer würde „Ihnen wol borgen? Ich lege hier eine Banknote von 500 Pfund bey. Bezahlen Sie damit, wem Sie schuldig sind. Reicht es nicht „zu, so sollen Sie mehr haben, wenn Sie nur „demüthig sind. Die Leute reden gut von Ihrer Frau; bringen Sie sie mit.„

„Jacob Warren.„

War gleich sehr wenig Güte in den Ausdrücken dieses Briefes, so war doch sehr viel in der Sache; und mein Vater, ob er schon gestand, er könnte den

Vorschlag nicht den besten Bewegungsgründen zuschreiben, würde doch sehr unrecht gehandelt haben, wenn er ihn nicht angenommen hätte.

Meine Mutter erzählte mir folgende Umstände, denn mein Vater sprach selten von England und seinen Verbindungen daselbst, im Fall es nicht Handelsgeschäffte waren. „Als wir zu Bristol ankamen,„ sagte sie, „wurden wir zu dem alten Herrn in ein großes Zimmer geführt, das an seine Schreibstube stieß. Er saß an einem Tische mit Papieren überdeckt — ein großer finstrer Mann, mit einem rauhen abschreckenden Gesichte, buschigten schwarzen Augenbraunen, und dem Ansehen und der Miene eines Stiers. Ohne bey unserm Eintritt aufzustehen, nickte er uns zu, und hieß uns niedersetzen. Diese Aufnahme kam uns beiden sonderbar vor, und, die Wahrheit zu gestehen, sie beleidigte uns; da er aber mit seinem Durchlesen beschäfftigt zu seyn schien, setzten wir uns nieder, und sagten kein Wort.

Als er fertig war, legte er seine Briefe sorgfältig zusammen, bezeichnete sie alle bey der Ueberschrift, klingelte, und gab sie dem hereintretenden Schreiber, mit dem Befehle, sie zur Beantwortung hinzulegen.

Hierauf kam die Reihe an uns. „So, sagte er, „Sie sind also das schöne Paar, das einander aus „lauter Liebe unglücklich gemacht hat?„

Wir sahen stillschweigend, mit gesenktem Kopfe, auf die Erde.

„Wie konnten Sie so ein Gimpel seyn, und „glauben, Ihr Vater, der alte Narr, würde mit sei„nem ganzen Stolz und Pomp Ihnen vergeben, daß „Sie eine artige Bettlerin heiratheten, die kein ein„ziges Wappen in ihrer Familie hat?„

„Weil

„Weil ich glaubte,„ sagte dein Vater, „daß „väterliche Zärtlichkeit stärker sey, als der „Stolz.„

„Diesen hübschen Satz müssen Sie aus Büchern „gelernt haben; der Welt können Sie nicht Schuld „geben, daß Sie ihn von ihr haben.„

„Ich sah ihn allezeit als einen Unterricht der „Natur an.„

„Sie sehen Ihren Irrthum. Sogar die so ge„rühmte Zärtlichkeit einer Mutter muß in unsern „Tagen der Eitelkeit weichen. Sie werden nun ver„muthlich denken; daß es eben so gut seyn würde, „wenn Sie zuweilen eine Lection bey der Klugheit „sowol als bey der Natur gehört hätten. Von was „wollen Sie nun leben, he? Aber diese Frage haben „Sie vermuthlich nie an sich gethan. Die gebohr„nen Edelleute sind, wenn die Noth herein bricht, „gewiß die allerhülflosesten unter allen Geschöpfen. „Ihr Stolz tritt ihrer Unwissenheit zur Seite, um „sie gänzlich unbrauchbar zu machen. Würden Sie „nicht jetzt lieber sterben, als sich zu einem Geschäffte „erniedrigen, das Ihre Geburth herabwürdigt?„

„Ja das würde ich,„ sagte dein Vater mit einer bescheidenen Kühnheit, — „aber ich habe die „Vortheile meiner Erziehung nicht so wenig genutzt, „daß ich glauben sollte, Geburth habe einigen innern „Werth in sich selbst, oder sie könne durch ein ehrli„ches Gewerbe herabgesetzt werden.„

„Ein ehrliches Gewerbe? hum! — Was den„ken Sie von dem Stande eines Kaufmannes?„

„Daß er vollkommen ehrwürdig und nützlich „ist.„

„Sie haben also keine Einwendungen gegen ein „Comtoir?„

„Keine; außer die aus dem Gefühle meiner „Unwissenheit entstehen.„

„Sie

„Sie würdrn also Fleiß und Treue angelobeu?„

„Das würde ich, denn das sind Dinge, die in „meiner Gewalt stehen.„

„Wohl! wir wollen sehen! Es giebt dann und „wann einige Ladungen, die an und für sich wenig „oder gar keinen Profit bringen würden — so eine „Kleinigkeit von zehn Procent vielleicht — aber durch „verschiedene Zweige mercantilischer Geschicklichkeit „finden wir mit einer kleinen unbedeutenden Mischung „Mittel, zwanzig heraus zu bringen. Dieses nennen wir die ehrlichen Geheimnisse in den Geschäfften.„

„Ich hatte mich also geirrt;„ sagte mein Vater, und eine Röthe färbte sein Gesicht; „ich glaubte, „unbestechliche Ehrlichkeit machte die Grundlage vom „Character eines Kaufmanns aus. — Ich befürchte, „Sie —„

„Ich sehe, Sie sind — von Stroh. Was hat „Armuth mit dieser Zärtlichkeit des Gewissens zu „thun? Sie versprechen ja Treue, sagen Sie; und „was ist Treue, die nicht auf der Probe war? Aber „lassen Sie uns weiter gehen! Es läuft von dem Verlust eines Schiffs und seiner Ladung geheime Nachricht ein — geschwind gelaufen, es versichern zu „lassen. Man wird scharf examiniren: Sie antworten auf Ehre! Ihre Absicht ist, den Assecurationsbrief zu erhalten; und dahin müssen alle ihre Antworten abzwecken. Wahrheit kann nicht allezeit „wahr seyn. Aber der vornehmste Versuch der Treue „ist, das Geschäfft mit den Zollofficianten; einer „Race von Schurken, die nicht mit Verpfändung „der Ehre zufrieden sind. Sie verlangen Eide. „Nun ist ein Eid, besonders ein falscher, einigen „jungen Leuten ein fürchterliches Ding. Aber ich „den-

„denke nicht, daß Sie einer von dieser eckeln Classe „sind.„

„Herr Warren,„ sagte dein Vater, indem er mit Eilfertigkeit sein Taschenbuch heraus zog, „Sie schickten mir 500 Pfund, mit dem Befehle, „meine Schulden zu bezahlen. Zu meinem Schmerze „aber habe ich diesen Befehl befolgt. Zwey hundert „habe ich noch; und diese erlauben Sie mir Ihnen „wieder zuzustellen; für das Uebrige muß ich Ihr „Schuldner bleiben, und es betrübt mich unendlich, „daß ich so wenig Aussicht habe, es zu bezahlen; „denn ich muß gestehen, auf diese Bedingung kann „ich Ihnen nicht dienen.„

„Und Sie sind wirklich fest entschlossen, so ein „windschiefer Narr von Ehre zu seyn, und zu hun„gern?„

„Ja — zu hungern, zu sterben, zu verwe„sen — Alles.„

„Heh, heh! „pfiff er,„ was das für ein feuri„ges, stürmisches Ding ist, die Ehre! Aber was „würde Klugheit sagen, wenn man sie hören wollte? „Einen ansehnlichen Gehalt — vielleicht den Theil„handel auf den vierten — einige kleine winzige „Sünden assecuriren Ueberfluß auf das ganze Leben. — „Die beste Reue ist in einer sechsspännigen Kutsche — „nicht wahr, junges Weibchen? Sie haben, hoffe „ich, mehr Einsichten als ihr Eheherr, und werden „ihm zu seinem eigenen Glücke zu rathen su„chen. — „

„Das will ich in der That, mein Herr,„ erwiederte ich, „zu seinem ewigen Glücke. Wir ha„ben einige Tage des Vergnügens durch Ihre Ver„mittelung genossen, wofür wir Ihnen danken. Es „ist wahr, wir werden dadurch bloß tiefer ins Elend „hinuntergestürzt — aber Sie haben das Recht, die „Hoffnung, die Sie uns zeigten, uns wieder zu ent„ziehen.

„ziehen. Sie gaben uns die Rechtschaffenheit nicht, „und können uns also derselben auch nicht berauben.„

„So, so! Da werde ich von ein paar Milch„gesichtern gar charmant gehofmeistert. — Nun „gut, Herr! Sie sagen, daß Sie mein Schuldner mit „300 Pfund sind; da Sie ein Mann von so feinem „Ehrgefühl sind, so geben Sie mir Ihre Handschrift. „Ich will jedoch aufrichtiger seyn, als Sie wol er„warten, und Ihnen vorhersagen, daß ich mit „Hülfe derselben Sie ins Gefängniß werfen lassen „will.„

„Sie haben ein Recht, es zu verlangen, mein „Herr; ich bin dazu bereit.„

Der alte Herr verfertigte ganz bedachtsam eine Verschreibung; dein Vater unterzeichnete und übergab sie. „Handeln Sie nach Ihrem Gefallen!„ sagte er, „ein Gefängniß, theure Honorie, kann kaum „unsern Kummer vermehren; aber es wird ihn viel„leicht endigen.„

Dein Vater sagte dieses mit einem festen männlichen Tone. „Und wollen Sie,„ sagte ich, und sahe Herr Warren mit einem von Thränen feuchten Auge an, „wollen Sie — —„

„Nein, nein — bey Gott, nein!„ sprach er, und bewegte seine großen Augenbraunen — „nicht „für eine Ostindische Ladung!„ und mit diesen Worten zerriß er die Note. „Sehen Sie, sagte er, da ich „Sie nicht auf meine Bedingungen haben kann, so „muß ich Sie wol auf Ihre eigenen nehmen. Ma„chen Sie sie so hoch als Sie wollen, ich werde sie „für leicht halten, wenn Sie Ihre Rechtschaffenheit „so edel durch Thaten behaupten, als jetzt mit Wor„ten. Vergeben Sie mir diese Probe; sie hat mei„nem Wunsche entsprochen.„

Als er dieses sagte, faßte er meinen Vater freundschaftlich bey der Hand, und küßte mich mit großer Zärtlichkeit, und in wenig Stunden, so sehr wirkte das Wohlwollen seines Herzens dem Abschrecken- den seiner Gesichtszüge entgegen! waren wir ganz zu Hause und in der größten Bequemlichkeit..„ — (B. 2. S. 29. u. f.)

Mein Vater wurde nun nach dem Aufenthalte eines Jahres von dem edeln Warren als Compagnon auf den vierten Theil aufgenommen, und blieb in die- ser Stelle bis zu dem Tode seines Wohlthäters, wo er England verließ. Der Entschluß England zu ver- lassen, es auf immer zu verlassen, entstand durch eine neue Beleidigung, die seine Familie während seiner Abwesenheit wider meine Mutter ausgesonnen hatte. Von welcher Art sie war, weiß ich nicht; aber sie erbitterte ihn so sehr, daß er den Vorsatz faßte, sei- nem Vaterlande und seinem Namen zu entsagen; und damit er keine fortdauernde Verbindungen in Eng- land haben möchte, verkaufte er seinen Theil an der Handlung, und etablirte sich mit seinem herausgezog- nen Capital und 8000 Pfund, die er von dem guten alten Warren geerbt hatte, in Tripolis, wo er auch seines Wohlthäters Namen annahm, und mit seiner kleinen Familie — ich hatte noch einen ältern Bru- der und eine jüngere Schwester — sechszehn glückliche Jahre lebte.

Gesundheit, Ueberfluß und häusliche Harmonie waren uns beschieden; und wir waren gegen unsere Glückseligkeit nicht unempfindlich, noch undankbar ge- gen den Geber alles Guten. Einmal traf uns zwar die Noth des Krieges, und ein andermal die Angst des Hungers. Aber das erste Uebel dauerte nicht lange, und das andere forderte alle Tugenden der Menschlichkeit zur Unterstützung auf. Wir wurden bald hernach verurtheilt, alles Elend der Pest, der schreck-

schrecklichsten Geißel des menschlichen Geschlechts, zu erfahren. Das Uebel brach unter uns aus, und man suchte ihm, wie gewöhnlich, durch Lazarethe vorzubeugen, in welche man die Angesteckten einschloß, die in diesen entsetzlichen Gebäuden haufenweise hinstarben, und die Luft durch ihre Ausdünstung vergifteten. In einer solchen fürchterlichen Gefahr, wo die ganze Natur zu erkranken scheint, verliehren menschliche Gestalten ihre Kraft, das Menschengeschlecht kehrt gleichsam in einen Stand der Natur zurück, die Raubsucht fällt über das Eigenthum andrer her, und Verwüstung wüthet an allen Orten. —

Wir schlossen uns in unser Landhaus ein, wie es die reichen Europäer zu thun pflegen, und widerstanden einen Monat jedem Zurufe der Menschlichkeit, der von allen Seiten auf uns zudrang. Die Straßen und Felder rund um uns her waren mit Leichen und Sterbenden angefüllt. Die Seufzer der unglücklichen Schlachtopfer des Todes waren die einzigen Töne, an welche unser Ohr gewöhnt war. Ermüdet durch die immer erneuerten Auftritte des Elends, gaben wir selbst den Wunsch zu leben auf. Endlich starb die Familie eines Freundes, mit dem wir lange Zeit vertraut gelebt hatten, vor unserer Thüre. Mein Vater stürzte sinnlos hinaus; wir folgten seinem Beyspiel; und von dieser Stunde an war unsere ganze Beschäfftigung, Unterstützung und Trost zu ertheilen, bis wir ihn nicht mehr ertheilen konnten. Wir selbst, und fünfe von unsern Bedienten wurden nach einander angesteckt. Meine Mutter war das erste Opfer. Mein blühender Bruder folgte ihr; und diesem folgte meine Schwester, das reitzendste sanftmüthigste Mädchen. — — (S. 30. u. f.)

Mein Vater, ich und zwey Domestiken, waren die einzigen, die genasen; aber das bittre Gefühl unsers besondern Verlustes, wurde vielleicht durch den

Anblick des allgemeinen Elends und der Verwüstung um uns her gemindert. Das Ganze zusammengenommen war eine Scene, die meinen Vater zu dem Entschluß brachte, diesen Ort zu verlassen. –

Da er zweymal zu Damascus gewesen war, wählte er diese Stadt zu seinem Aufenthalte, mehr um deswillen, weil Abu Taleb, ein Araber, (zwischen diesem Manne und meinem Vater herrschte, der verschiedenen Religionen ungeachtet, eine seltne Freundschaft,) zwey Jahre vorher auf seine Lebenszeit sich da niedergelassen hatte, als weil es das Paradies der Welt war. Mein Vater eilte so sehr mit der Ausführung dieses Vorsatzes, daß er einen Monat nach dem gänzlichen Ende der Pest, alle seine Güter und Waarenlager, etwa mit einigen tausend Pfund Verlust, umgesetzt hatte; und in drey Monaten bewohnten wir zu Damascus ein schönes Haus und hatten einen weitläuftigen Garten, welchen Abu Taleb für uns gekauft hatte.

Wir hatten kaum Zeit, über unser Glück Betrachtungen anzustellen, als wir anfingen, unsern Verlust zu überdenken. Wie süß, wie köstlich würde dieses irdische Paradies gewesen seyn, hätten wir es nur mit den geliebten Freunden genießen können, die wir verlohren hatten. Die Zeit hatte eben unsern herben Schmerz gemildert, und uns in einen Zustand sanfter Ruhe gesetzt, als sich eine Scene eröffnete, die sich mit unserm Verderben endigte.

Es mag, so viel ich weiß, unter den Türken eben so viel moralische Rechtschaffenheit geben, als unter andern Nationen; aber wenn die Versuchung, und die Wahrscheinlichkeit ungestraft davon zu kommen, groß ist, so kann man dort, besonders unter den mächtigen Leuten, Individuen finden, welche alle Vorschriften des Korans vergessen, außer die das Fasten, das Waschen, und das Beten enthalten. Die

mäch-

mächtigen herrschenden Leidenschaften der Türken sind Liebe, Rache und Habsucht, welchen die Statthalter morgenländischer Provinzen und ihre kleinen Höfe nicht selten ihre Tugend aufopfern. —

Meines Vaters Reichthum bestand nun ganz in Geld; und sein einziges Geschäfft war, es sicher und vortheilhaft unterzubringen. Er fragte hiebey den Abu Taleb um Rath, den der gegenwärtige Statthalter von Damascus, ein Araber von dem nehmlichen Stamme, in der Absicht hatte kommen lassen, daß er gewisse Fächer der Finanzen übernehmen möchte; ein Posten, der ihn in den Stand setzte, meinem Vater mit Nachdruck zu dienen.

Abu Taleb war einer von den wenigen Muselmännern, die die schönen Wissenschaften schätzen, und dabey so eigensinnig, daß er Rechtschaffenheit und Wohlwollen höher in der Schale der Tugenden achtete, als den Glauben an Mahomets Vertraulichkeit mit dem Engel Gabriel, und seine neun und neunzig tausend Audienzen bey Gott. Er war, glaube ich, ruchlos genug, die fünf häuslichen Abwaschungen zu vernachlässigen, und wagte es sogar, zur Zeit der heiligen Fasten, ehe die Sonne untergegangen war, zu essen.

Saif Ebn Abu, sein ältester Sohn, hatte, als er noch Jüngling und unter den Augen seines Vaters zu Tripolis war, ein sehr einnehmendes Aeußerliche, und erwarb sich durch den Besitz vortrefflicher Eigenschaften ein Ansehen, welches ihn einst unter die Zahl edler, berühmter Männer zu setzen schien. Er war folglich in einem hohen Grade meines Vaters Vertrauter, der ihn auch oft in unser Haus brachte. Hier wurde er zum Unglück verliebt, und seufzte wie ein Englischer Liebhaber würde geseufzt haben.

Ich hatte meines Theils nicht den geringsten Geschmack, ein Harem zu zieren; aber er war so furcht-

furchtsam, so bescheiden, so ehrerbietig, daß es mich schmerzte, die Ursache seines Schmerzes zu seyn.

Als wir in Damascus wieder zusammenkamen, welches erst nach meinem dasigen Aufenthalte von zwey Jahren geschahe, würde es mich sehr in Verlegenheit gesetzt haben, wenn ich hätte beweisen sollen, daß er die nemliche Person wäre. Wie hätte ich das gekonnt? — Seine Person hatte ein männlicheres Ansehn bekommen — seine bescheidene Miene hatte sich in die Miene des Zutrauens und der Selbstzufriedenheit verwandelt — der furchtsame Blick zärtlicher Liebe war das freye Starren unordentlicher Leidenschaften geworden — und seine Empfindungen, ungehemmt durch einiges Mißtrauen, ergossen sich mit unglaublicher Leichtigkeit und Frechheit.

Sie werden natürlich fragen, in welcher Schule er diese bewundernswürdigen Fortschritte gemacht hatte? — In der Schule des Krieges. Drey Jahre war er Soldat gewesen, und mehr Zeit bedurfte es nicht, ihn in der Unverschämtheit und der Eitelkeit seines Handwerks zum vollkommnen Meister zu machen. — —

Der Befehlshaber von Damascus hatte die wahren characteristischen Züge eines morgenländischen Vicekönigs in aller möglichen Stärke; und Saif war sein Liebling.

Ob er aber gleich als solcher ein Mann von Wichtigkeit war, hatte er doch noch nicht die Kunst gelernt, so geschwind Geld zu verfertigen, als seine Bedürfnisse es verlangten. Seine Bitten an Abu Taleb waren desfalls häufig; und da der alte Herr zuweilen zu frey mit seinen Fragen war, so pflegte er meinem Vater die Ehre zu erweisen, von ihm zu borgen. Diese öftere Verlegenheit erweckte jedoch Argwohn, und der Argwohn Nachforschung. Endlich fanden sie, daß der junge Herr von drey großen Krank-

hei-

heiten geplagt würde, die zur Geißel der Männer geschickt sind; — er liebte Weiber, Wein, und Würfel. Sein Vater gab ihm Verweise, — der meinige Ermahnungen — er nahm sie beide wohl auf, wenn sie Geld mitbrachten, welches er mit Geist und Geschmack den vollkommensten Tänzerinnen von Damascus übermachte. Endlich entdeckten die beiden Sittenlehrer, daß er ein weggeworfener Wüstling und für die Tugend verlohren wäre. Man gab ihm Ermahnungen ohne Geld; er bezahlte dafür mit Beleidigungen. Der Streit wurde ernsthaft, als Saif auf einen Zug gegen eine zahlreiche Räuberbande beordert wurde, welche die an der Wüste liegenden Städte und Flecken ausplünderte. Er schien ganz zu diesen Expeditionen gemacht zu seyn. Innerhalb einem Monate hatte er die Räuber zerstreut, ihr stärkstes Fort entdeckt und erobert, und die Beute zu den Füßen des Gouverneurs gelegt.

Der Gouverneur — denn die Beute ist heilig — belohnte ihn mit Beförderung in der Armee, und einem kleinen Einkommen von den Gränzstädten — mit der Bedingung, sie gegen die künftigen Einfälle der Banditen zu vertheidigen.

Beym ersten Besuch, mit dem er meinen Vater nach der Vermehrung seines Ansehns beehrte, verlangte er von ihm, anstatt, wie gewöhnlich, Geld, mit großer Bescheidenheit blos seine einzige Tochter, und schickte seiner Bitte eine lange Vorrede über seine Verdienste, seine dem Publicum erzeigten Wohlthaten, seine Wichtigkeit bey dem Vicekönig, und seine unbegränzte Neigung gegen das Frauenzimmer voraus.

„Aber sie ist eine Christin,„ sagte mein erstaunter Vater, „Sie können sie nicht heirathen.„

„Sie braucht nichts zu thun,„ erwiederte der Liebhaber, „als ein äußerliches Bekenntniß nach dem

„Koran abzulegen — Was bedeuten Bekenntnisse? —
„Ich will sie zu meiner ersten Frau machen, mein
„Herr.„ —

„Kühner Thor!„ sagte mein Vater, „ihre
„Religion ändern, um dein Weib zu werden.„

„Ich sehe nicht ein,„ erwiderte Saif, „was
„so verächtliches in dem Vorschlage ist. Es sind we-
„nige Ehrenstellen in dem Staate, auf die ich nicht
„hoffen könnte. Ohne Sie herabsetzen zu wollen,
„mein Herr, sage ich Ihnen, es sind christliche
„Mädchen von vornehmen Stande hier gewesen, die
„es für keine Schande hielten, in die Harems nicht
„so angesehner Männer, als ich bin, eingeschlossen zu
„werden, und noch dazu waren sie nichts weniger,
„als die Frau des Mannes.„

Mit erstaunlicher Lebhaftigkeit der Junge und in einem gleichen Grade von Stolz und Ausgelassenheit fuhr Saif fort, bis meines Vaters Geduld ermüdet wurde.

„Elender,„ sagte er, „verlaß mein Haus! —
„Ich will meine Tochter eher mit eigenen Händen
„tödten, ehe sie mit so einem nichtswürdigen, ruch-
„losen, verworfenen Menschen einige Verbindung
„haben soll. — Geh! — Gehn Sie, ich schenke
„Ihnen alles was Sie mir schuldig sind, mit der
„Bedingung, daß Sie nie wieder in meine Thüre
„treten.„

„Ja ich will gehen,„ erwiederte Saif, und schäumte für Wuth, „Hund von Christen, — zu „deinem Verderben, will ich gehen!„

Als mir mein Vater diese Unterredung erzählte, sahe ich, oder glaubte vielmehr alle unsere folgenden schrecklichen Schicksale zu sehen. Wie konnten wir im Stande seyn, der größten Bosheit, durch Macht unterstützt, zu widerstehen?

Ich dachte richtig. Den nemlichen Abend noch, als wir uns schlafen legen wollten, kamen Soldaten, und ergriffen uns beide. Seit dieser Stunde sahe ich meinen Vater nie wieder. — — —

Meines Vaters Schicksal ist mir jetzt noch unbekannt; da ich aber die Art der morgenländischen Höfe kenne, so wage ich es nur selten, mir desfalls mit einiger Hoffnung zu schmeicheln.

Ich wurde in einem sehr armseligen Hause der Sorgfalt eines alten Weibes übergeben, und den nächsten Morgen vor Sonnenaufgang in einer Art von bedecktem Kasten auf ein Cameel gesetzt.

Die erste Nacht blieben wir in einer Caravanserie, und die zweyte in einem Fort. Ich wurde durch Soldaten bewacht, und der Aufsicht zweyer alten weiblichen Sclaven übergeben. Kaum kann ich hier meine Gefühle beschreiben, oder nur sagen, daß ich welche hatte. Ich überdachte zwar mein Unglück; aber das Gemählde war mir so undeutlich, und mein Gefühl so erstarrt, daß ich kaum sagen konnte, ich empfand.

Aus diesem Zustande riß mich die Ankunft des Saif Ebn Abu. Ich zweifelte nicht, daß er der Urheber unsers Elends wäre, und fuhr vor Schrecken bey seinem Anblick zusammen. Er ließ sich herab, zwey Tage sehr sanft mit mir umzugehen, und als er sah, oder zu sehen meinte, daß mein Abscheu vor ihm unauslöschlich war, so zeigte er sich ganz als Feind und Bösewicht. Er sagte mir mit einem scheuslichen Frohlocken, daß mein Vater auf der Folter gestorben, und ich müßte es seiner Liebe danken, daß ich von dem Schicksale ausgenommen wäre. Ich fluchte ihm in der Heftigkeit meines Schmerzes für die Ausnahme. Das Ungeheuer gab mir auch mit dem wahren Grinzen der Bosheit die Nachricht, daß alle unsere Güter eingezogen wären, und daß er mich als seine

Sclavin erhalten hätte; mein Glück oder mein Elend, mein Leben oder mein Tod, alles hinge nun von seinem Winke ab; kurz, ich sollte mich nur bereit halten, noch diese Nacht sein Verlangen zu befriedigen; denn die ganze Welt sollte ihn nicht länger aus meinen Umarmungen zurückhalten. Diesem Befehle sollte ich nachdenken. Mehr Wuth als Gram bemächtigte sich aller meiner Seelenkräfte; ich war fähig alles zu wagen; ich beschloß seinen Tod oder meinen eigenen. Unvermuthet wurde ich aus den Händen dieses Bösewichts errettet.

Ein Courier kam aus Damascus mit einem Befehle an Saif an. Ich wußte von dem Inhalte nichts; aber er murmelte zwischen den Zähnen Flüche, ich weiß nicht gegen wen, nahm hastig von mir Abschied, schwur, er wollte in acht Tagen wieder da seyn, und verließ das Fort in einer Stunde. —

Unser Fort wurde in der Mitternacht angefallen, und von einer Bande Räubern erstiegen, die ihre Zahl verstärkt hatten, und deren Brust eben so sehr als die meinige von Rache glühete. Meine zwey weiblichen Sclaven oder vielmehr Gebieterinnen liefen heulend umher, und überließen mich dem Trost meiner veränderten Lage.

Als das Gemetzel vorüber war, kam der Anführer der Räuberbande in mein Zimmer. „Ich habe „eure zwey Frauen getödtet,„ sagte er, „weil sie „alt und häßlich, und nicht werth waren, daß man „sie auf den Markt brachte; aber Euch bestimme ich „ein besseres Schicksal. Ihr seyd zwar schön genug, „um auf die Ehre meines Bettes hoffen zu können — „aber schmeichelt Euch damit nicht — Wir wurden „an den verfluchten Saif Ebn Abu durch Weiber „verrathen, und haben bey dem Bart des Propheten „geschworen, keine mehr unter uns zu haben. Zwietracht,„ sagt der Koran, „herrscht in allen ihren

„Woh-

„Wohnungen. Wir wollen Euch also verkaufen; „und noch heute verlaßt ihr das Fort, und geht mit „einer Caravane, die in einigen Stunden hier vor„bey ziehen wird, nach Bosra. Bey dem Barte „des Propheten, es ist Schade um Euch; Ihr seyd „hübsch. Ein guter Muselmann könnte wol noch „etwas schlimmeres thun, als die Traurigkeit Eures „Gesichts in Munterkeit verwandeln. Macht Euch „also zur Abreise fertig!„

Ich wurde nach Aleppo gebracht, und zum Verkauf ausgestellt. Madam Lingard hatte zu dieser glücklichen Stunde eben eine Haussclavin nöthig. Sie kaufte mich aus Beweggründen des reinsten Wohlwollens, und begegnete mir, als sie meine traurige Geschichte gehört hatte, mit der ganzen Zärtlichkeit einer Mutter. War es möglich, bey der Ungewißheit des Schicksals meines Vaters glücklich zu seyn, so wäre ich glücklich gewesen. Sie hatte die Güte, einen erfahrnen bekannten Mann nach Damascus zu schicken, um deshalb nachzuforschen. So groß ist die Dunkelheit, in welche das Verfahren morgenländischer Höfe eingehüllt ist; alles, was er erfahren konnte, war, daß jetzt das Haus meines Vaters in dem Besitz eines andern wäre, die Regierung seiner Güter eingezogen, und niemand wußte ob er selbst todt wäre, oder noch irgendwo lebte. Das Gerücht ging umher, Saif, der Sohn des Abu Taleb, wäre von den Händen seines eigenen Vaters erstochen worden, der Beglerbeg habe den Tod des Sohnes durch die geheime Hinrichtung des Vaters gerächt, und sich über den Verlust seines Freundes mit der Confiscation seines und seines Vaters Vermögens getröstet.„ — — — (S. 40. u. f.)

Auch in dem Hause ihrer neuen Freundin fand die unglückliche Warren die Ruhe nicht, die sie suchte. Lord Bembridge nöthigte sie durch schamlose entehrende Anträge, ihre Wohnung zu verändern, um der Zu-

Zudringlichkeit dieses Wollüstlings zu entgehen. Indeß fand sie Trost für diese neue Unannehmlichkeit des Lebens in den Briefen ihrer Herzensfreundin, der Miß Clare. Ein nichtswürdiger Advocate, Namens Owrie, der das Testament der Madame Lingard zum Nachtheil Miß Warrens verfälscht hatte, war entlarvt worden, mit ihm Connor und die andern Theilnehmer an dem Betruge. Connors Tod hatte Miß Claren von seinen Verfolgungen befreyt, und ihr den Besitz eines ansehnlichen Vermögens verschafft, wovon sie an ihre Freundin Warren die zehntausend Pfund, welche ihr von Madame Lingard vermacht waren, auszahlte, sie dadurch in den Stand setzte unabhängiger zu leben, und ihre edle Neigung andern wohlzuthun zu befriedigen. Dies alles war das Werk Amingtons, der nun der Aufforderung seiner Geliebten gemäß eine Reise nach Italien machte, während sein Freund nach Paris zurückkehrte. —

Der Marquis von St. Claur wurde in Paris von seiner Mutter mit einem Strome von Vorwürfen empfangen, theils weil sie seine Liebe zu Miß Claren, die für den Geiz der Marquise viel zu arm und für ihren Ahnenstolz viel zu niedrig war, erfahren hatte; theils weil sein Freund St. Flos das Unglück gehabt hatte, sie ganz unverzeihlich zu beleidigen. Sein Umgang mit ihrer Tochter hatte diese verleitet, einen ehrbaren alten Freyer in bester Form zu verabschieden. Das war schlimm; aber weit schlimmer, daß die Frau Marquise die Höflichkeiten des Grafen St. Flos gegen sie selbst gemißdeutet, für etwas mehr als bloße Höflichkeiten angenommen, und nun, da der Graf mit einemmale aufhörte sie zu besuchen, Himmel und Hölle gegen den Frevler aufbot, der ihre Eitelkeit so gedemüthiget hatte. Von der wahren Ursache des ungestümen Zorns erfuhr St. Claur freylich nichts, desto mehr wurde aber die vorgegebene

redne:

rednerisch ausgeschmückt, und der Graf als Verführer seiner Schwester, der sie um eine gute Partie gebracht und sie dem Spotte der Welt ausgesetzt habe, in einer philippischen Rede angeklagt. St. Claur wurde aufgebracht gegen seinen Freund, suchte Rache und zwang ihn zum Zweykampfe. Er hatte das traurige Glück seinen Freund zu besiegen. Vertilgt war aber in dem Augenblicke Zorn und Rache, er erkannte wieder seinen Freund, erkannte ihn für unschuldig. Edelmüthig verzieh ihm sein Freund, überzeugte ihn, daß er unschuldig an seiner Schwester Unglück, und alles nur das Werk ihrer furchtbaren Einbildungskraft sey, und bat ihn, sich zu retten. St. Claur wollte ihm gehorchen, warf sich in eine Kutsche um zu entfliehen, aber sein Herz nöthigte ihn zu seinem Freunde zurückzukehren. Gott! wie groß war sein Entzücken, da er seinen Freund gerettet sah! In dem Augenblick war gewiß unter allen Erdbewohnern niemand so glücklich als St. Claur, da er die Versicherung des Arztes erhielt, daß die Wunde nicht gefährlich sey.

So sehr dieses Betragen seinem Herzen Ehre machte, so wenig gefiel es doch seiner Mutter, welche ihm nur unter der Bedingung verzeihen wollte: daß er die Tochter ihrer Freundin Miß Previgny heirathen sollte. Eine schwere Bedingung für den armen Marquis; denn die Liebe zu Miß Claren war bey ihm zu tief eingewurzelt. Seine Liebe trieb ihn, mit Unterstützung seiner Freunde, auf Reisen zu gehen, seine Laune trieb ihn nach Constantinopel, und seine Unvorsichtigkeit — man fand Zeichnungen bey ihm, die, so unschuldig sie waren, doch den Türken verdächtig schienen — brachte ihn in die sieben Thürme. Doch daurte seine Gefangenschaft nicht lange und verschaffte ihm Gelegenheit, der Retter eines Unglücklichen zu werden. Beym Glase Wein machte

ihn

ihn der unglückliche Stanley, sein Mitgefangener, zum Vertrauten seines Kummers.

„Mein Unglück, sprach er, fing sich zu Damascus „an. Da war ich die ersten drey Jahre im Gefäng„nisse. Dort ließ ich nie meine Hoffnung sinken; „denn ich hatte Freunde, die mir Hülfe versprachen; — „ich hatte Bücher, die mir die Zeit vertrieben, und „ich schrieb die Geschichte meines Schicksals mit der „Feder der Wahrheit. Nun aber, da ich hieher ge„bracht worden bin, habe ich alle Hoffnung, jemals „befreyt zu werden, aufgegeben.„

„Auch hat die Freyheit allen Reitz für mich verlohren; sie würde mir Gegenstände vor Augen stellen, die mir das Herz durchbohrten. Ich hatte ein Kind — ein einziges noch lebendes Kind — meiner Seele theurer, als das Blut, welches mein Herz erwärmet — das angenehmste, mildeste, beste Mädchen — der sanftmüthigste Arzt aller meiner Sorgen — der Gegenstand meiner größten Zärtlichkeit. — O, hätten Sie sie gekannt, Sie würden sich überzeugt haben, daß das Andenken an diesen Verlust ewig in mein Herz gegraben seyn muß — und er wird es seyn.„

„Ihr Leben ist gewiß Elend. Sie hatte Schande zu ertragen nicht gelernt. Sie wurde mir entrissen, die edelste Blüthe der Gärten Syriens wurde vom väterlichen Stamme gerissen, durch die Unmenschlichkeit der Tyranney und der Wollust. O meine Honorie! wärest du gestorben, so hätten dir Engel gedient; auf der Erde ist dein Loos endloses Elend!„ —

Stanley war Honoriens Vater, der Vater der Geliebten Amingtons. Bewegungsgrund genug für den Freund Amingtons, alles aufzubieten, um den edlen Unglücklichen in Freyheit zu setzen. Durch die Bemühung des englischen und französischen Ge-

sand-

sandten gelang ihm nicht nur dieses, sondern Stanley erhielt auch einen großen Theil seines Vermögens zurück.

Wie wenig ahnete Honorie, welche jetzt die Rathgeberin und Tröſterin der Lady Bembridge war (deren Gemahl durch gränzenlose Verschwendung sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, und zuletzt in einem Duell sein Leben verlohr), eine Nachricht, die ihr Lord Belmour selbst überbracht — wie wenig ahnete ihr die Glückseligkeit, die ihr bevorstand. Amington fand nöthig, sie auf die von seinem Freunde erhaltene Nachricht langsam vorzubereiten, um ohne Gefahr für ihre Gesundheit den seligen Anblick des Wiedersehens, Wiedersehns eines so theuren Vaters zu ertragen. Er selbst, dieser gute Vater, legte nun die Hand seiner Tochter in die Hand Amingtons, und St. Claur ward, nach dem Tode seiner Mutter, durch die Verbindung mit Miß Claren so glücklich als sein Freund mit Honorien.

Erzählung VI. *).

Der Graf von Thurn war ein Mann voll großer hochfliegender Entwürfe, wild und stolz, doch nicht unedlen Herzens. Er war groß durch seine Geburt, groß durch seine Talente, groß durch die Liebe des Volks, das ihn anbetete. Die Protestanten wurden gedrückt, er war der einzige, der sie aufrecht erhielt. Der Mangel, von welchem der ärmere Theil derselben, durch Hülfe ihrer Regenten, beschwert ward, wurde durch des Grafen Reichthümer erleichtert; und er

*) Geschichte der Gräfin Thecla von Thurn, oder, Scenen aus dem dreyßigjährigen Kriege. Leipzig in der Weygandischen Buchhandlung 1788. Erster Theil 360 S. Zweyter Theil 406 Seiten.

er sah es gelassen an, wie seine Schätze sich minderten, wenn er nur traurige Gemüther dadurch aufheitern, und Elend lindern konnte.

Seine Feinde sagten, er wolle sich mit seiner Freygebigkeit die böhmische Krone erkaufen. Wir wollen das nicht widerlegen, nur fragen: ob das unglückliche Volk keine Ursache hatte, sich an die Stelle seiner Unterdrücker einen solchen König wie den Graf von Thurn zu wünschen? und ob dieser nicht Ursache hatte, sich zu wünschen, Retter seines Volks zu seyn?

Am kaiserlichen Hofe sah man des Grafen wachsende Macht für gering an; nur zu Prag dachte man vernünftiger. Der Graf Slavata, der dort in des Kaisers Namen das Regiment führte, hatte von jeher keine Künste gespart, den Grafen von Thurn in das Interesse seines Herrn zu ziehen. Sibylle, deren Pflegevater und naher Verwandter Slavata war, war schon dem Freyherrn von Martiniz zugesagt: doch kaum zeigte von Thurn, daß er diese aufblühende Schönheit liebte, so ward jede andre Verbindung abgebrochen, und Slavatas Nichte ihm gegeben. —

Graf Slavata dachte in Sibyllen dem Grafen von Thurn eine verführerische Gabe zu geben. Hat nicht schon manches schöne Weib den Glauben eines Mannes erschüttert? — Sie selbst dachte sich stark genug zu seyn, ihrer Kirche einen Jünger zuzuführen; aber sie ward durch ihn für die protestantische Religion gewonnen. Ihr öffentlicher Uebergang zu derselben, die fehlgeschlagenen Absichten ihrer Verwandten, der unbezwingliche Stolz des Grafen, seine öftern Eingriffe in Slavata's Gerechtsame entzweyten beide Häuser immer mehr, und es kam so weit, daß

Si-

Sibylle, in den zwanzig Jahren ihres Ehestandes, ihren Pflegevater fast nie anders als verstohlen, und ohne Einwilligung ihres Gemahls, zu sehen bekam.

In diese Zeit fiel seine letzte Reise nach Wien, wo ihm ein sehr mäßiges Gesuch abgeschlagen, und der ohnehin rasche Mann dadurch aufs höchste erbittert wurde. „Mich wundert's selbst,„ schrieb er von Prag aus an seine Gemahlin, welche sich in seiner Abwesenheit zu Klostergrab mit der Erbauung einer neuen schönen protestantischen Kirche beschäfftigte, „mich wundert's, wie Graf Thurn um den leeren Titel eines kaiserlichen Staatsraths bitten, und — vergebens um sie bitten konnte. Doch wißt, Sibylle, man bittet oftmals auch um Dinge, damit sie uns abgeschlagen werden, damit man desto dreister fordern und nehmen könne, wenn kein Bitten fruchtet. Ja, bey Gott, Matthies, ich will nehmen, was du mir nicht gönnst, was du mir nicht entreißen sollst!„ Er bezeugte seiner Gemahlin in diesem Briefe zugleich seine Unzufriedenheit, daß sie sich oft in Pilsen, bey der Gräfin Wallenstein, einem elenden niedrig geitzigen Weibe, und des Erzbischofs vertrauten Freundin, aufhielte, und bat sie zu ihm nach Prag zu kommen. Sie kam, hatte aber vorher noch den Gram ihre schöne Kirche eingeäschert zu sehen. Wahrscheinlich ein Werk des Erzbischofs, welcher den Schmerz der weichen und zum Aberglauben immer noch geneigten Seele durch eine andächtig bittere Anmerkung: „Kein Sterblicher kann retten, was Gottes Zornfeuer verheeret!„ vergrößerte.

Sibylle, mit ihrem jüngern Sohne Jaromir, einem Jünglinge von herrlichen Anlagen — mit ihren beiden holden Töchtern, Theresen und Thecla, wurde mit lauterm Jubel in Prag empfangen, als die Anhänger des Grafen sich sonst erlaubt hatten. Im Pallaste ihres Gemahls drängte man sich um sie.

und bewillkommte sie mit der größten Ehrfurcht: aber der Einige, der ihr sonst nach der kürzesten Abwesenheit mit Ungeduld entgegen eilte, erschien nicht, weil eine zahlreiche Versammlung bey ihm war, mit welcher er sich berathschlagte.

Ein Brief an Jaromir von seinem alten treuen Lehrer, Nicolaus Falk, gab darüber einigen Aufschluß. Wir rücken einige Stellen aus diesem Briefe ein:

„Ich weiß nicht, ob ich Eure Rückkunft nach Prag wünschen oder fürchten soll. Vielleicht daß die Gewalt, die Ihr sonst zuweilen über Euren Vater hattet, jetzt so fruchtlos seyn wird, als meine Vorstellungen waren.„

„Es ist gar gut, sich der Bedrängten anzunehmen; aber wenn die Ueberlegenheit der Macht nicht auf unsrer Seite ist, so sollte man doch nie der nöthigen Behutsamkeit vergessen, um nicht die, welche man retten will, und sich mit ihnen zu verderben. Was hilfts, den Löwen zu reitzen, ehe man ihn der Klauen und der Zähne beraubt hat?„

„Euer Vater hat sehr heftigen Wortwechsel mit dem Grafen Slavata und dem neuen Staatsrath Martinitz gehabt.„

„Er spricht zu frey über den Hof, und die Lage der Protestanten.„

„Seine eigenmächtig ertheilte Erlaubniß zu einem Kirchenbau in Braunau, hat die Folge gehabt, daß sich der Abt mit allen Kräften den Protestanten widersetzt. Diese schreien nun über Gewalt, und die Klagen werden im Hause Eures Vaters unverholen angenommen.„

„Die Unterdrücker haben Arrest auf die Getraidewagen gelegt, die die Großmuth des Grafen zum Unterhalt unsrer vor Hunger verschmach-

schmachtenden Glaubensgenossen einführte. Diese Nachricht freute Euren Vater, er versprach dem murrenden Volke Ersatz oder Rache.„

„Das Volk gab ihm eine starke Wache von bewaffneten Bürgern. Seitdem werden Berathschlagungen bis tief in die Nacht und ganz unverholen gehalten. Man vertraut sich Leuten an, denen man nicht trauen sollte; und geht dennoch nicht mit dem Feuer zu Werke, mit welchem alle große Dinge unternommen werden sollten. Wehe dem, der in solchen Fällen das Gerücht der That vorkommen läßt!„

„Das wüthende Volk rief dem Grafen im innern Hofe seines Pallastes den Namen: **Vater und König**, zu. Er ist das eine, und verdiente das andre zu seyn: aber wo ist sein Recht, einem andern die Krone zu entreißen? wo die Gewalt, sie zu behaupten?„ —

Die Gräfin erfuhr den Inhalt dieses Briefes; und hatte einsam, da auch ihr Sohn in die Versammlung gerufen wurde, eine traurige Nacht voll banger Ahndungen. Ihre Furcht und Unruhe stiegen aufs höchste, als ihr gegen Morgen die Nachricht wurde: daß **Jaromir** sich auf Befehl des Grafen habe in sein Zimmer begeben müssen, weil er seinem Vater zu frey widersprochen habe. Bald darauf wurde sie durch ein Billet von ihrem Pflegevater aufgefordert: ihre Zuflucht mit ihren Kindern zu ihm zu nehmen, weil ihnen allen die größte Gefahr drohe. Bestürzt ließ sie ihre Kinder zu sich bringen: hatte aber dennoch Liebe genug zu ihrem Gemahle, die Aufforderung des Grafen Slavata auszuschlagen. Eine Liebe, die ihr schrecklich vergolten wurde. Der Graf fand das Billet, fand in der frühesten Morgenstunde seine Kinder bey seiner Gemahlin, glaubte nun, daß sie verrätherisch mit ihnen habe entfliehen wollen, und

stürmte wüthend auf das unschuldige Weib ein, die in Ohnmacht zu seinen Füßen niedersank.

In der Wuth, in welcher er sich befand, hätte er sich vielleicht wenig darum bekümmert, sie, die er für eine Verbrecherin hielt, ins Leben zurück zu rufen: aber die Ueberbringerin des Billets erzählte ihm den ganzen Vorfall mit so viel Einfalt, daß ihr strenger Richter zugleich von ihrer und Sibyllens Unschuld überzeugt ward. Er ließ sich die abschlägliche Antwort, welche Sibylle ihrem Pflegevater hatte sagen lassen, zehnmal wiederholen, verwies sich in den härtesten Ausdrücken seine Grausamkeit, suchte seine erstarrte Gemahlin mit seinen Küssen zu beleben, und würde sie sicher nicht eher verlassen haben, bis seine Bemühungen geglückt wären, wenn nicht ein Bote nach dem andern ihn erinnert hätte zu eilen, damit die Zeit zur Ausführung des großen Werks nicht versäumt würde. Um Gottes willen, schrie Sibylle, als sie erwachte, und von ihren Frauen erfuhr, was während ihrer Ohnmacht vorgefallen sey, was versteht man unter diesem großen Werke?

Ey nun, antworteten ihre Frauen, und warfen sich zu ihren Füßen, vielleicht daß wir unsre theure Gebieterin bald mit einem höheren Namen als zeither begrüßen werden. Sibylle bezeugte den gutherzigen Geschöpfen ihr Misfallen über diese unschicklichen Ehrenbezeugungen, als der Staatssecretär Fabriz eintrat, um sie und ihre Kinder auf Befehl des Grafen in Sicherheit zu bringen. Sibylle, ob sich gleich Fabriz darauf berufte, daß er als Freund des Grafen zeither an allen Versammlungen Theil genommen hätte, und einen Ring von ihm aufzeigte, war dennoch diesmal klug genug, dem Betrüger nicht zu glauben. Glücklicher war er bey ihrem Sohne, der ihm in seinem Wagen folgte.

Jetzt

Jetzt strömte ein wilder Haufen Gewaffneter über die Straßen; ihr Geschrey von Schwerd und Blut scheuchte die furchtsamen Weiber zurück, bis die tiefe Stille, die nach Verlauf einer Stunde erfolgte, ihnen wieder einigen Muth machte. Sibyllens Kammerfrau Brigitte trat ans Fenster, und bemerkte eine fürchterliche Röthe am Himmel. Es ist Feuer, rief ein Vorübergehender, nahe an eurem Hinterhause. Kommt und rettet euch!

Man bedachte sich nicht lange, eilte mit den Kindern die Treppe herab auf die Straße, und fand nach einigem Herumirren den Grafen von Thurn im Triumph einherziehend, in Begleitung von einer Menge jauchzenden Volkes.

Des Grafen Unwille über die Thränen seiner Gemahlin, welche dem ehrwürdigen Greise Slavata flossen — denn ihn nebst zwey andern ungleich schlechtern Männern, dem Martiniz und Fabriz, hatte von Thurn vom Schloßaltane herabstürzen lassen — wurde bald gemildert, und sie beweinten nun gemeinschaftlich den Verlust ihres Jaromirs. — —

Lange hatte der Kaiser geduldig zugesehen, wie dieser mächtige Aufrührer — so nannten seine Feinde den Grafen von Thurn, emporstrebte; nun aber wurde ihm eine Armee entgegengestellt, und dadurch der Wunsch seines ältern Sohnes, des Bogeslav, der sich jetzt bey ihm zu Prag aufhielt — erfüllt. Bogeslav war gut und edel, wie sein verlohrener jüngerer Bruder, aber nicht so sanft, nicht so weise und bedachtsam, war oft bey seiner Tapferkeit verwegen, und im hohen Grade ehrgeitzig und herrschsüchtig. Ihn schickte sein Vater mit einem ansehnlichen Heere dem kaiserlichen General Bucquoi entgegen, und er selbst suchte durch Eroberung einiger festen, dem Kaiser zuständigen Plätze seine Macht zu vergrößern.

Mit tausend Thränen und tausend Segenswünschen schied Sibylle, die in Prag zurückbleiben mußte, von ihrem Gatten und Sohne. — —

Als unsre erste Mutter allein war, da trat der Versucher zu ihr; zur Gräfin von Thurn kam der Erzbischof, und schmeichelte sich zuerst durch die frohe Nachricht bey ihr ein: daß die zum Fenster herabgestürzten Staatsräthe nicht umgekommen, sondern durch den besondern Schutz der heiligen Maria, — vermittelst alten Papiers und andern Unraths, worauf sie gefallen — gerettet wären; und daß besonders Sibyllens Pflegevater sich frisch und gesund in Wien aufhielte. Auch widerlegte ihr der böhmische Papst die schreckliche Nachricht, die ihr durch den alten Falk geworden war: daß ihr Sohn in den Fesseln der Catholiken gestorben wäre; und behauptete, daß er noch lebe und sich in dem Hause Slavata's wohlbefinde. Eine solche Nachricht, so erquickend für ihre Mutterliebe, öffnete dem Bischof ihr ganzes Herz, das ohnehin nur allzuleicht zu öffnen war. Denn Sibylle hatte einen sanftern und biegsamern Character, als es für ihr Glück und ihre Ruhe gut war. Sie glaubte sich fest und standhaft, und schwankte doch leicht von einer Seite zur andern. Sie hielt sich für eine eifrige Protestantin, hatte aber noch viel Aberglauben, Bigotterie und Schwärmerey zurückbehalten. So klagte sie zum Beyspiel bey Jaromirs Tode:

„Ach der gänzlichen schrecklichen Trennung durch den Tod! Ach daß man doch so gar nichts mehr für seine Lieben jenseit des Grabes thun kann! Mich dünkt, es muß doch eine Art von Trost in dem Gedanken liegen, ihnen durch Gebet und Opfer nach dem Tode noch dienen, und die Ruhe ihrer Seelen befördern zu können! Ich beneide unsere Gegner um diesen süßen Wahn, und

und mich dünkt oft, ich wollte ihn gegen meine bessere Belehrung eintauschen.„ (S. 86.)

Wie leicht war es ein Herz zu verführen, das der Vernunft zu trotz so gern in süßen Empfindungen schwelgte! Dem Bischof gelang es die leichtgläubige Sibylle zu allem zu bereden, besonders nachdem er durch die Ankunft der alten Wallenstein Verstärkung erhalten hatte. Sie wollte nun nach dem Rathe ihrer neuen Freunde zu ihrem Gemahl reisen, ihn zum Vergleich mit dem Kaiser bereden, und während der Zeit ihre Töchter in dem Catharinen-Kloster bey Pilsen lassen. Die Reise ward wirklich unternommen; aber der Plan mit ihren Töchtern wurde vereitelt. Brigitte hatte sich mit ihnen entfernt, und die betrübte Mutter erfuhr von ihnen nichts, als das wenige, was sie aus folgendem Zettel, den sie auf ihrer Reise früh nach der ersten Nachtherberge offen auf einem Tische fand, ersehen konnte:

An Sibylle, Gräfin von Thurn.

Die Kinder einer schwachen verblendeten Mutter sind in sichern Händen. So bald, als sich verrätherische Freunde vom Schauplatz entfernt haben, oder so bald Sibylle für sich selbst denken und Wahrheit und Falschheit von einander unterscheiden lernen wird, so werden die jungen Fräuleins ihr wieder zugeschickt werden von ihrer guten Freundin Dorothee. (S. 107.)

Die Gräfin kannte keine Freundin Dorothee, und vollendete daher ihre Reise mit bekümmertem Herzen. Sie hoffte Trost bey ihrem Gemahl zu finden, und fand tödtliches Schrecken. Der Graf, dessen Sache jetzt gut stand, wurde bitter, da sie ihn um Vergleich mit dem Kaiser bat; und aufgebracht bis zur Wuth wurde er, als er von dem Verlust seiner Kinder hörte.

Schwerlich wäre Sibylle einem schimpflichen Gefängniß entgangen, wenn sich nicht der Zufall drein gemischt, und der Wuth ihres Gemahls eine andre Richtung gegeben hätte. Es ward Lärm geblasen; alles im Lager war in Aufruhr. Diese Zeit benutzten ihre Bedienten, setzten sie auf einen Wagen und flohen mit ihr davon.

Sie kehrte nach Pilsen zurück, wo man sie einzuschläfern, und ganz von ihrem Gemahl abwendig zu machen suchte. Der Graf hielt sie für sich und für die Rechtschaffenheit auf immer verlohren, und verdrängte jeden Gedanken an sie. Von dem Aufenthalte seiner Töchter konnte er nichts erfahren: aber alles wandte er an, seinen Sohn Jaromir, den er in Wien glaubte, wieder zu erhalten. Kaum erfuhren die Feinde des Vaters Sehnsucht nach dem Sohne, als man sie zum Fallstrick machte, ihn von der guten Sache abzuziehen. Die glänzendsten Versprechungen waren verächtlich von ihm zurückgewiesen worden; aber die Freyheit, das Leben seines Sohnes? — Fast war diese Versuchung zu groß für ihn. Dennoch blieb er Held, blieb dem Eide treu, den er den bedrängten Protestanten geschworen hatte. Zur Belohnung dieser Aufopferung seiner liebsten Wünsche ward ihm von den Seinen Kaltsinn und Hintansetzung zu Theil. Er selbst hatte auf die böhmische Krone — wenn er sie auch vielleicht einmal gewünscht haben mochte — jetzt gänzlich Verzicht gethan: kränken mußte es ihn aber, daß sie vielen andern Fürsten, die sie ausschlugen, nur nicht dem besten, edelsten, tapfersten Fürsten seiner Zeit, dem Herzog Johann Ernst von Weimar, den er vorschlug, angeboten wurde. Man erwählte endlich wider seinen Willen den Churfürsten Friedrich von der Pfalz, weil er der Schwiegersohn des Königs von England war, von welchem man die thätigste Unterstützung erwartete. Aber Jacob I.

ver=

vergaß unter seinen Büchern das Wohl seines eignen Landes, wie vielmehr das Wohl fremder Staaten!

Friedrich nahm, wider den Rath seiner erhabenen Mutter Luise und seiner weisen Räthe, die angebotene Krone, die er erst erkämpfen sollte, an, weil sein eigner Stolz und noch mehr der Stolz seiner Gemahlin Elisabeth es wollte; und schickte seinen tapfern General Graf Mansfeld aus, zunächst um Pilsen zu erobern. Die Eroberung glückte, und der Sieger durch eigne Menschlichkeit sowohl, als durch Sibyllens Bitten bewogen, behandelte die Besiegten mit der großmüthigsten Schonung. — Man fand die alte Wallenstein nach der Eroberung der Stadt todt in ihrem Keller, wo sie sich, obgleich sehr krank und entkräftet, hinbegeben, und wahrscheinlich durch Schreck und Erkältung ihr Lebensende beschleuniget hatte. Sie lag entseelt neben einem Geldkasten, noch den Schlüssel in ihrer Hand, und auf ihrem Gesichte die Züge der Leidenschaft, mit welchem sie die Welt verließ — wüthende Furcht, das zu verliehren, was ihr das Liebste war! — (S. 134.)

Der edle Graf Mansfeld führte die unglückliche Gräfin von Thurn nach Prag zu seiner Schwester, die ganz dazu gemacht war, eine hülfreiche leitende Freundin Sibyllens zu seyn. —

Die neue Königin von Böhmen, die reitzende Elisabeth, hielt mit ihrem Gemahl zu Prag einen königlichen Einzug; und Sibylle wurde durch Krankheit verhindert, ihr nach Hofceremoniell ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Elisabeth — vielleicht bloß um selbst zu sehen, ob Sibylle krank sey, oder nur jetzt seyn wollte, überraschte sie am Abend in ihrem Schlafzimmer. Mit einemmale stand, unter einer Menge von Wachskerzen die herrlichste, majestätischste Gestalt, die je ein Auge sah, vor ihrem Bette. Ein Nachtkleid von weißer Seide floß in weiten Falten um sie

her, und ein Gewühl langer blonder Locken fiel ohne allen Schmuck auf ihre bloße Brust und ihre Schultern. Elisabeth bezauberte die Kranke durch ihre Herablassung, durch ihre Güte, und machte ihr ein Geschenk, mehr werth als ein Königreich; übergab ihr ihre Töchter, welche die große Herzogin von Weimar, — die unbekannte Freundin Dorothee — bis hieher im Stillen erzogen hatte. —

Aus Politik arbeitete man nun bey Hofe, den Grafen von Thurn mit seiner Gemahlin auszusöhnen, und lud ihn ein nach Prag zu kommen. Der Graf kam, freute sich seine Töchter wiederzufinden, und schien versöhnt. Man feierte eine Art von Hochzeitfest zur Ehre der Ausgesöhnten mit fürstlichem Pompe, das aber für die arme Gräfin mit einem traurigen Abend und einer noch traurigern Nacht beschloß. Kaum war der Graf mit ihr allein, als er ihr die schrecklichsten Vorwürfe machte: daß sie nach Pilsen geflohen wäre; daß sie sich seiner Feinde, eines Mansfelds, des stolzen Nachäffers seines Ruhms, und, o! eines Königs von Böhmen zur Aussöhnung mit ihm bedient hätte. Wißt ihr, fuhr er fort, was ihr und eure Kinder hier für eine Rolle spielt? Geiseln, Geiseln seyd ihr, Unterpfänder meiner Treue! — Treue! — o der Schande, daß Jaromir von Thurn einem andern Treue schuldig seyn soll, als seinem Gott!

Und nun gebot er ihr: niemandem von dem, was zwischen ihnen vorgefallen war, etwas zu entdecken, und mit ihm vor der Welt die Rolle der ausgesöhnten, und gar zärtlichen Eheleute zu spielen. Die Unglückliche mußte bis zu seiner Abreise, so gut sie konnte, die aufgetragene Rolle spielen, so viel Höllenqual es ihr auch verursachte. —

Bald nach seiner Abreise übergab ihr Herzog Johann Ernst von Weimar, der nach Prag gekom-

kommen war, um für Friedrich zu kämpfen, einen Brief, den der Graf an ihn geschrieben, und ihm die Krone von Böhmen angetragen hatte. Zwar zerriß er diesen Brief, so bald ihn Sibylle gelesen hatte; aber die zerrissene Stücken wurden vom Hofgesindel aufgelesen, und, ob man gleich nichts bestimmtes herausbringen konnte, dennoch als verdächtig der Königin überbracht, bey welcher der Verdacht die größte Kälte gegen Sibyllen bewirkte. Die Gräfin Mansfeld versuchte den zerrissenen Brief zusammenzusetzen, brachte mehr heraus, als sie zu lesen wünschte, war aber freundschaftlich genug, der Königin nur das zu lesen zu geben, was mehr für als wider den Schreiber war. Desto empfindlicher war es ihr aber, daß Sibylle gegen sie die zurückhaltende machte, und — um des ihr theuren Herzogs von Weimar willen, nicht gestehen wollte, daß sie wisse, an wen der Brief geschrieben sey. So schieden die beiden Damen ziemlich kaltsinnig von einander. — Kann auch die beste weibliche Seele getäuschte Neugier ertragen? (S. 190.)

Indeß rückten die Kaiserlichen näher, Prag zu belagern, und der neue König beschloß die Beschützung der Stadt dem Graf Mansfeld zu übergeben, selbst aber mit dem größten Theil des Heeres dem Feinde entgegen zu gehn. Die Königin folgte ihrem Gemahl, und Sibylle bezog den Pallast des abwesenden Erzbischofs, weil sie sich da sichrer glaubte, als in dem ihrigen, der auf der einen Seite die Stadtmauer berührte. —

Der rührendste Abschied fiel zwischen Theresen und dem jungen Prinzen von Anhalt vor. Sie mußte ihn auf Befehl der Königin umarmen und ihm die Scherpe schenken, welche die Falten ihres Gewandes zusammenfaßte. Die Hoftracht war damals schwarz, und also das Geschenk, das der Jüngling

von

von seiner Geliebten erhielt, von der nemlichen Farbe. Wie? sagte er, indem er den Flor um seine Rüstung schlang; schwarz? Die Farbe des Todes? Ist das ein Vorzeichen? soll ich Euch nicht wiedersehen? Die Worte des jungen Prinzen, und der Ton, mit welchem er sie sagte, bewegte Theresens Herz stärker als jemals. Sie wiederholte die Umarmung, die man ihr geboten hatte, freywillig noch einmal. O! rief sie aus unter einem Strome von Thränen, Ihr habt recht; ich fühle es, ich werde Euch verliehren. Ich bin nicht glücklich genug, mich das Eigenthum desjenigen nennen zu dürfen, der so frühzeitig anfängt, ein Held zu seyn.

Therese fühlte, daß sie zu viel gesagt hatte. Die Beschämung vermehrte ihre Thränen; und sie war genöthigt, sich mit ihrer Mutter zu entfernen. (S. 194.)

Sibyllen trieb ihre Furchtsamkeit oft in die unterirdischen Gewölbe des Erzbischöflichen Pallastes, von welchen Mansfeld wußte, daß sie mit den Hauptwerken der Festung in unmittelbarem Zusammenhang ständen. Dies, und die Entfernung, in welcher sie von seiner Schwester lebte, machte den Commendanten mißtrauisch. Die Wirkung dieses Mißtrauens brachte die furchtsame Sibylle um den größten Schatz, den sie so eben erst gefunden hatte. Sie entdeckte ihren Jaromir, ihren liebsten Sohn, gefesselt in einer unterirdischen Höle, als der Gefangenwärter ihm Trank und Speise bringen wollte. Wer beschreibt die unerwartete Freude des Wiederfindens? wer aber auch den Schmerz des Wiederverliehrens? Mansfeld, durch Mißtrauen getrieben, ließ die Zugänge zu den unterirdischen Gängen mit Wache besetzen; die furchtsamen Weiber vermutheten Feinde, entflohen durch die verschlungenen Gänge, und der unglückliche jun-

junge Graf wurde von den bischöflichen Bedienten aufs neue erhascht und eingekerkert! (S. 200 ꝛc.)

Prag kam in die Hände der Feinde; und Sibylle, mit ihrer Kammerfrau Brigitte und ihren Töchtern, fand einen Ausgang in einen dichten Wald, und gelangte nach manchen Gefahren in das Lager des Herzogs von Weimar. Hier traf sie die von ihren hohen Hoffnungen mit einemmale herabgestürzte Königin Elisabeth, hörte von den Siegen der Kaiserlichen und von dem Tode manches Helden, auch von dem Tode des Prinzen von Anhalt, dessen Verlust Therese, so jung sie war, dennoch stark und innig fühlte. Die Gräfin beschloß ihre Zuflucht zur Herzogin von Weimar zu nehmen; aber auch diese war in der Ausübung ihrer Lieblingstugend, der Menschenliebe, gestorben. „In später Abenddämmerung ritt sie einst mit einem kleinen Gefolge von einem Lustschloß nach ihrer neugebauten Residenz zu Weimar zurück; da umtönte sie klagendes Geschrey. Aus einem Strome streckte eine menschliche Gestalt bittend die Hände nach ihr aus, und flehte um Rettung. Gott, was ist dies! rief sie, will hier niemand helfen? Sie sah sich nach ihren Leuten um, die aber, weil sie gewohnt war schnell zu reiten, noch weit zurück waren. Will denn niemand retten? schrie sie mit stärkerer Stimme einigen Leuten zu, die sie in einer kleinen Entfernung erblickte, und denen sie ihre Goldbörse entgegen reichte, um sie zur schleunigen Hülfe zu bewegen.

Sie machte jetzt Miene selbst abzusteigen; ihr Pferd wurde durch die Bewegung, die sie machte, und durch ihr ängstliches Rufen scheu. Sie stürzte, blieb im Steigbügel hängen, ward eine gute Strecke geschleift; und obgleich in dem Augenblick ihr ganzes Gefolge um sie herum kam, und hundert Hände bereit waren sie zu retten: so war doch die Hülfe zu

spät.

spät. Ihr zarter Körperbau hatte zu viel gelitten; und die edle Dorothee Marie starb wenige Tage darauf in den Armen zweyer ihrer Söhne, die eben von Reisen zurückgekommen waren, und in den Armen des geliebtesten von allen, ihres Bernhards. (S. 228.) — —

Nach langen Berathschlagungen entschloß sich die Königin mit Sibyllen nach Schlesien auf ein kleines Landgut zu gehen, welches der Gräfin von ihren ehemaligen Herrlichkeiten übrig geblieben war. Auch hier mußte des Grafen von Thurn unglückliche Gemahlin noch manche Thräne ihrem eigenen Schicksal und dem Schicksal ihrer Lieben weinen. Elisabeth starb mit ihren großen fehlgeschlagenen Entwürfen. Die erhabene Luise, ihre Schwiegermutter, nahm mit Bewilligung der Gräfin Theresen zu sich. Die gute Mansfeld hatte sich ganz wieder mit ihrer leidenden Freundin ausgesöhnt, mußte ihr aber die niederschlagende Nachricht überbringen: daß ihr Jaromir von seinen Feinden umgebracht wäre; und mußte die arme Mutter verlassen, um ihrem Bruder, der durch Fürstenlaune seiner Dienste entlassen, nach Frankreich ging, zu folgen. Um dem kaiserlichen General, der ihrer Thecla nachstellte, zu entgehen, floh sie auf ein kleines Gut an der polnischen Gränze, kehrte mit krankem Kopfe und Herzen zum Catholicismus zurück, und verrieth nicht undeutlich ihre Absicht, ihre liebe Thecla in ein Kloster zu bringen. Ein heuchlerischer Bube, Petrus Pilkow, den sie ihr zum Lehrer gab, sollte die Absicht befördern helfen. Pilkow hatte aber eine andere Absicht, die er gewiß ausgeführt haben würde, wenn nicht Bogeslav und Therese, die jetzt ihre Mutter und Schwester besuchten, dazwischen gekommen wären.

Bogeslav war, seit er seine Mutter nicht gesehen hatte, sehr veredelt worden. Widrige Schicksale,

sale, Bekanntschaft mit großen Männern, und vorzüglich die Freundschaft des Obersten Falkenberg hatten diese Veredlung bewirkt. Er war in die Hände Wallensteins gefallen; und dieser Wallenstein, in welchem bey aller seiner Wildheit doch ein Grund von furchtbarer Größe lag, hatte ihn aus eigenem Antriebe seiner Gefangenschaft entlassen. Vom Kriegsglück hin und her getrieben kam er endlich in Dienste Gustavs, des größten Königs, unter welchem auch sein Vater kämpfte — und fiel, als er nach Gustavs Auftrag die Festung Pasewalk, wo der kaiserliche General Götz wüthete, entsetzen wollte. —

Sein Freund Falkenberg, der jetzt mit dem Heere in der Nähe stand, hatte Theresens Herz gewonnen, und ließ durch Bogeslav bey der Gräfin um die Hand seiner Geliebten werben. Sibylle war schwach genug, bey allem verdienten Lobe, das Bogeslav seinem Freunde ertheilte, und selbst bey dem Empfehlungsschreiben von der Churfürstin Luise, es dennoch für Kränkung ihrer Ehre zu halten, einem Manne ohne Stand ihre Tochter zu geben. Ein tragischer Auftritt veränderte die Gesinnung der Gräfin in Ansehung dieser Grille der Eitelkeit. Um Mitternacht wurden sie von Pappenheim und seinen Spießgesellen, welchen der Verräther Pilkow den Weg gebahnet hatte, überfallen, Therese und Thecla geraubt, Bogeslav verwundet, und die treue Brigitte getödtet. Falkenberg erschien als Retter, führte der Mutter ihre Töchter zurück, und Therese wurde des Helden Belohnung. Thecla, so schwer auch ihr und ihrer Mutter die Trennung wurde, mußte, um Pappenheims fernern Nachstellungen zu entgehen, mit ihrem Bruder und dem neuvermählten Paare nach Frankfurt ziehen, wo damals der König von Schweden sein Lager aufgeschlagen hatte. Sie wurde dem großen Gustav vorgestellt, und fand unter seinen Ge-

Generalen den Herzog von Weimar, der ihr als kleiner Bernhard schon so wohlgefiel, dessen Bild, ein Geschenk von Mutter Dorotheen, ihr immer so theuer geblieben war, und der jetzt auf ihr Herz einen tiefern Eindruck machte, als es für ihre Ruhe gut war. Herzog Bernhard, damals der Gegenstand allgemeiner Bewundrung, ein Held, wie Gustav und Falkenberg, ein König dem Anstande nach, und nach seinen Jahren ein lächelnder blühender Jüngling mit den sanftesten Gesichtszügen, verdiente freylich die Liebe des deutschen Mädchens — aber er war Herzog, und liebte eine Prinzessin Amalie. Ursache genug für Theresen, ihre unerfahrene Schwester zu warnen. Doch wer kennt nicht die sanguinischen Hoffnungen eines funfzehnjährigen Mädchens, welcher bey ihrem ersten Eintritt in die Welt alles entgegen lacht, und die vor den Aussichten, welche ihr finster und drohend scheinen könnten, absichtlich die Augen verschließet! Bald darauf war Bernhard ihr Beschützer gegen die Nachstellungen des unwürdigen Herzogs Albert von Lauenburg, versprach ihr ewige Freundschaft, und brach einen Ring zur Versicherung: daß er unter allen möglichen Umständen zu ihrem Schutze herbeyeilen würde, so bald sie ihm die eine Hälfte des Rings, die er ihr gab, überschicken würde. Gewiß kein Mittel um ihre Liebe zur kältern Freundschaft herabzustimmen! —

Falkenberg wurde beordert Magdeburg zu vertheidigen; und Thecla folgte ihm mit ihrer Schwester — ach! und neue und größere Leiden erwarteten sie dort. Tilly und Pappenheim belagerten Magdeburg; und Falkenberg bey aller Klugheit und Tapferkeit war nicht im Stande die Stadt zu erhalten; denn er hatte nicht bloß mit Feinden von außen zu kämpfen, sondern auch mit schwachköpfigen und mißtrauischen Gegnern von innen, die seine besten

Plane

Plane vereitelten. Durch Thecla's gutgemeinten, aber tollkühnen Versuch, ihren Freund Bernhard, den sie in der Nähe wähnte, zur Hülfe aufzufordern, wurde eine Verrätherey entdeckt, und durch Valkenberg hintertrieben: bald aber ging dennoch die Festung über. Falkenberg und seine heldenmüthige Therese an seiner Seite wurden im Kampfe getödtet; und nun eröffnete sich ein Schauplatz von Unmenschlichkeiten und Grausamkeiten, die über alle Beschreibung sind. Thecla flüchtete in eine bisher noch verschonte Kirche, in welche der Prediger Baaker viele aus seiner Gemeinde aufgenommen hatte, die aber bald durch Hunger getrieben wurden, sich dem Eroberer Tilly zu ergeben. Die Kirchthüren wurden, als er vorüberzog, geöffnet. Der ehrwürdige Baaker ging mit seiner Gemeine Tilly entgegen, sprach wenig Worte, aber Worte des Nachdrucks, die Tilly's Herz erweichten. Doch weit beredter sprachen die bleichen abgezehrten Gestalten derer, für welche er um Gnade bat; lebendige Bilder des Elends, wandelnde Leichen, Geister, die aus einer andern Welt zurückgekehrt zu seyn schienen, den Tyrannen zu erinnern, daß er Mensch wäre. Tilly's Augen entflossen Thränen, er ließ den Unglücklichen Speise und Trank reichen, sie in das Lager nach Germershausen bringen, und dann, um ja nicht die Grenzen der Gnade zu überschreiten, vertheilte er sie unter die Officiers, bis sie sich durch die Lösegelder, die man ihnen auflegte, ihre Freyheit erkaufen konnten. Die unter der Hülle von schlechten Kleidern unerkannte Thecla fiel einem Hauptmann zu, der zu ihrem Glück ein Mensch war, und ein Weib hatte, in deren rohem und häßlichen Körper eine schöne Seele wohnte. Diese Hadassa wurde Thecla's treueste Freundin, schützte sie durch Vorbitte bey Tilly gegen Pappenheims erneuerte Nachstellungen, wurde ihre Krankenwärterin, als sie der Schmerz

über den Verlust ihrer Schwester, ihres Schwagers, und des kleinen Knabens, den seine Mutter Therese ihr sterbend übergeben hatte, der ihr aber unter dem Mordgewühl wieder entrissen wurde — und alle die Leiden, die sie erduldet hatte, aufs Lager warfen. Ja, die Freundschaft der treuen Hadassa ging so weit, daß sie ihren Mann, der Tilly folgen mußte, verließ, um ihre wiedergenesete Freundin zu begleiten. Sie nahmen auf ihrer Flucht, um mehrerer Sicherheit willen, beide Mannskleider an, und kamen glücklich in die Nähe des schwedischen Lagers. Hier wurden sie von zwey Straßenräubern mit kaiserlichen Feldbinden und schwedischen Hüten überfallen und geplündert; die männliche Hadassa, die sich vertheidigen wollte, wurde ermordet, und Thecla, die ihr mit weiblicher Schwäche zur Hülfe eilte, wurde mit einem Säbelhiebe auf die Stirn leicht verwundet. In starrem Schmerz, den entseelten Körper ihrer einzigen Freundin umschlingend, wurde Thecla von einigen schwedischen Officieren gefunden, und neben Hadassa, die man auf ihr unwiderstehliches Bitten auf einem Wagen mit fortführen mußte, ins Lager gebracht, wo sie mit den heftigsten Ausdrücken des Schmerzes ihre Freundin beerdigte. —

Herzog Bernhard war im Lager, hörte von dem seltsamen Jüngling, verlangte ihn zu sehen, und Thecla konnte sich seinem Verlangen nicht entziehen. Sie erschien wegen ihrer Wunde mit einer Bandage um den Kopf, welche ihr in diesem Augenblick lieber war als der schönste Schmuck, weil sie dadurch demjenigen unkenntlich gemacht wurde, vor welchem sie sich nicht überwinden konnte unter ihrem wahren Namen zu erscheinen. Wie? die, welche man in den Armen eines Mannes, ihre Lippen auf die seinigen geheftet, in wüthenden Schmerz über seinen Tod versunken gefunden hatte, sollte bekennen, vor Bernhard bekennen,

nen, daß sie die Gräfin von Thurn sey? Zwar hätte sie ja, um alle Mißdeutungen zu heben, ihre getödtete Freundin können wieder aufgraben lassen: aber das schien dem schwachen Mädchen Vergehung und Sünde. Und so wurde sie durch tausend Bedenklichkeiten bewogen, unerkannt als Jüngling zu bleiben, ohne die mannigfaltigen Unannehmlichkeiten zu ahnden, die sie sich durch ihre Verkleidung zuzog.

Man hatte in ihren Kleidern die Hälfte des Rings von Bernhard, und ein Stückchen Pergament gefunden, auf welches ihr unglücklicher Bruder Jaromir einst seinen Namen geschrieben hatte. Dies und die auffallende Aehnlichkeit mit Thecla überzeugte Bernhard, daß der ihm vorgestellte Jüngling Graf Jaromir wäre, als solchen umarmte er ihn, und stellte ihn dem Könige und dessen Gemahlin vor. Vielleicht hätte sie sich der Königin entdeckt, wenn diese sich nicht in ihrer Gegenwart so stark wider Verkleidungen ausgedrückt, und ihr dadurch die traurige Nothwendigkeit aufgelegt hätte, die einmal aufgedrungene Rolle fortzuspielen. —

Von der Königin erfuhr sie, daß das Gerücht von ihres Vaters Tode ungegründet gewesen, daß sie ihn nächstens mit ihrem Bruder Bogeslav im Lager sehen werde — freute sich und zitterte, da sie ihren strengen Tadel fürchtete.

Bey Gustavs Kammerherrn Hastendorf, der sie einst als Thecla gut genug gekannt hatte, und Falkenbergs trautester Freund gewesen war, fand sie ihrer Schwester Sohn Christiern, den ein guter Jüngling, Namens Leublingen, gerettet hatte, wieder, und wurde durch den kleinen Knaben, der sie bey ihrem rechten Namen nannte, und sie fragte, wo sie ihre Locken gelassen hätte? verrathen. Sie erzählte nun dem ehrlichen alten Hastendorf ihre ganze Geschichte, und erhielt von ihm selbst den Rath, verklei-

det zu bleiben, bis er Gelegenheit fände, sie sicher aus dem Lager zu bringen. Doch diese sichre Gelegenheit wollte sich lange nicht finden, und das arme verkleidete Mädchen mußte indeß bitter für ihre Täuschung büßen. Einigemal mußte sie, um nicht als Graf von Thurn verspottet zu werden, an der Seite ihres Freundes, **Bernhards**, der den weiblich schönen Jüngling mit Gewalt zum Helden bilden wollte, zu Felde ziehen, und zweymal hielt sie sich so ziemlich tapfer, da Liebe und Menschlichkeit ihren Arm stärkte; einmal, als sie den angegriffenen Freund ihres Herzens mit vertheidigte, und das anderemal, als sie einen Gefangenen gegen niedrige Mißhandlung des Herzogs Albert schützte. Dieser Gefangene war der Graf **Eggenberg**, des berühmten Fürsten von **Eggenberg**, des Busenfreundes von **Wallenstein**, Neffe und Erbe. Sie ließ den Verwundeten verbinden, heilen und unentgeldlich in Freyheit setzen. Eine Großmuth, die ihr späterhin in reichem Maaße vergolten wurde! —

Ihre Liebe zu **Bernhard** hatte sich, seit er sie zur Vertrauten seiner Herzensangelegenheiten in Ansehung der verwittweten Landgräfin **Amalia** gemacht hatte, in Freundschaft umgewandelt, aber in eine Freundschaft, die sich gern für den Freund zum Opfer hingegeben hätte. —

Vor der unglücklichen Schlacht bey **Lützen** wurde sie von ihrem Bruder **Bogeslav** erkannt, der von ihrer Unschuld überzeugt, ihr weibliche Kleidung verschaffte, und sie nöthigte während der Schlacht bey einem ehrlichen Müller zu bleiben. Die Haare auf ihre Stirn herabgesenkt, um das ohnehin ziemlich unmerkliche Kennzeichen noch mehr zu verbergen, wurde sie nach **Gustavs** Tode der Königin von Schweden als wirkliche **Thecla** vorgestellt, und von ihr, deren Blick durch Leiden getrübt war, ohne Verdacht aufgenommen. Ihr Bruder war von neuem in kaiserli-

che

che Gefangenschaft gerathen; zu ihrem Vater konnte sie bey den Gefahren des Krieges nicht kommen; ihre Mutter war nach einigen Gerüchten gestorben, nach andern in ein Kloster gegangen; gern nahm sie daher die Aufforderung der Königin an, mit ihr nach Schweden zu gehen, und an der Erziehung der männlichen Christine, ihrer Tochter, Theil zu nehmen.

Der Neid, scharfsichtiger als die unbefangene Freundschaft, entdeckte sie in Schweden, und ein junges Fräulein war frech genug, in Gegenwart der Königin Thecla's Stirn zu enthüllen, und dadurch den ganzen Zorn der Königin gegen die geglaubte Betrügerin zu entflammen. Zwar gelang es ihr, die Königin von der Wahrheit ihrer Geschichte zu überzeugen: aber die königliche Gnade war verscherzt, und Thecla war zu stolz, sie wieder zu erbetteln. Noch eine Bitte that sie an die Königin, ihr ihrer Schwester Sohn, Christiern, welcher der Frau von Hastendorf übergeben war, mit sich nach Teutschland führen zu dürfen; diese wurde ihr gewährt. Alle andre Geschenke, nur eins, das ihr Gustavs Schwester durch die Prinzessin Christine machen ließ, ausgenommen, schlug sie aus. So reisete sie ab, nachdem sie vorher jener Fräulein, die sie enthüllte, eine ausdrucksvolle gute Lehre gegeben hatte, die, wie man sagt, auf guten Boden fiel. Sie nahm ihr einen Blumenstraus aus ihren Haaren, und schenkte ihr dafür die Perlenschnur, welche sie damals in ihren eigenen Haaren trug, als das vielleicht mehr leichtsinnige als boshafte Mädchen ihre Stirn enthüllte. „Ihr seyd noch sehr jung, mein Kind„ sagte sie zu ihr, „Ihr seyd liebenswürdig, und verdient, daß man Euch ein Andenken gebe, das Euch erinnere: Euch nimmer, es sey aus Muthwillen, oder aus Bosheit, wider die Unschuld zu waffnen!„ (2ter Theil S. 303.)

Diesmal war Thecla auf ihrer Reise glücklicher als sonst. Sie kam nach Pilsen, wo jetzt der Herzog von Friedland (Wallenstein) residirte, fand ehrenvolle Aufnahme, fand in der Herzogin eine Freundin, und in ihrem ehemaligen Gefangenen, dem Grafen Eggenberg, einen Freund, dessen Freundschaft bald in heiße Liebe überging. Von hier wurde sie zu ihrem alten Vater geführt, der in trauriger Einsamkeit auf einem alten Schlosse wohnte, welches er durch Wallensteins Großmuth, als den einzigen Ueberrest von seinen sonstigen großen Besitzungen, wieder erhalten hatte. Mürbe, dem gänzlichen Einsturz nah, war die Hütte seines Geistes, und sein einst so hochstrebender Geist selbst war zur kindischen Kleinheit herabgesunken. Die Freude über die wiedergefundene Tochter verbreitete neues Leben über ihn, und in ihren Armen erwartete er nun ruhig und zufrieden das Ende seines mühevollen Lebens. Doch auch diese letzte Ruhe wurde dem Greise noch verkümmert. Wallenstein wurde ermordet, und dem alten Thurn drohete ein gleiches Schicksal. Schleunige Flucht rettete ihn, brachte ihn zu seinem Sohne Bogeslav, und durch diesen an die polnische Gränze zu seiner noch lebenden Gattin. Das Fest der herzlichsten Aussöhnung mit dem Weibe, das ihm einst so theuer war, war das letzte Freudenfest, welches er auf Erden feyerte. Ein Schlag zerriß den Lebensfaden, den Kummer und Krankheit so mürbe gemacht hatten, daß er durch den Hauch einer rauhen Luft hätte zerstört werden können. —

Die Gräfin von Thurn ging nach dem Tode ihres Gemahls in ein Kloster, hatte aber vorher noch das Glück, ihre Thecla als Fürstin von Eggenberg zu sehen. Graf Eggenberg war nach dem Tode seines Oheims Erbe seines Rangs und seiner Reich-

thü-

thümer, und theilte beides mit der armen, aber desto edlern Thecla. Die Fürstin von Eggenberg begleitete bald darauf ihren Gemahl als kaiserlichen Gesandten nach Schweden, und hatte die nicht kleine Freude: in vollem Glanze des Glücks wieder an einem Orte aufzutreten, wo man ihr unwürdig begegnet hatte. Sie hatte die damaligen Begebenheiten noch nicht vergessen, aber am schwedischen Hofe bemühte man sich, nichts mehr davon zu wissen. Sie war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, niemand wollte sie je verkannt, niemand sie beleidigt haben; und sie ließ die Höflichkeiten, mit welchen man sie überhäufte, so kaltsinnig vorübergehn, als vordem die Beleidigungen — und lebte an der Seite ihres würdigen Gemahls glücklich.

B. Kleine prosaische Aufsätze *).

I.

Die Pfeife.

Ich war noch ein Kind, in meinem siebenten Jahre, als meine Verwandten mir an einem Festtage die Tasche mit Pfennigen füllten. Sogleich ging ich nach einen Laden, wo man Spielzeug für Kinder verkaufte; der Ton einer Pfeife aber, die ich im Vorbeygehen in der Hand eines andern Knaben sah, entzückte mich dergestalt, daß ich ihm freywillig für dies eine Stück meine ganze Baarschaft anbot. Nun ging es nach Hause, wo ich pfeifend durch alle Winkel zog, sehr vergnügt über meine Pfeife, aber der ganzen Familie damit zur Last. Da meine Schwestern, Brüder, und Vettern hörten, was für einen Tausch ich getroffen hatte, so versicherten sie mir, ich hätte viermal mehr für das Ding gegeben, als es werth sey. Nun fiel mir ein, was für schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und sie lachten mich so sehr über meine Einfalt aus, daß ich für Verdruß anfing zu weinen. Die Reue machte mir nun mehr Aerger, als die Pfeife mir Vergnügen gemacht hatte.

Da

*) Benjamin Franklins kleine Schriften, übersetzt von G. Schatz. Weimar im Verlage des Industrie-Compt. 1794. Band I. 352 Seiten. B. II. 428 S.

Da dies aber ewigbleibenden Eindruck auf mich machte, so ward mirs in der Folge sehr nützlich. Oft, wenn ich in Versuchung kam, mir etwas unnöthiges zu kaufen, sagte ich zu mir selbst: **gib nicht zu viel für die Pfeife**; und so sparte ich mein Geld.

Als ich groß ward, in die Welt trat, und die Handlungen der Menschen beobachtete, glaubte ich sehr oft auf Leute zu treffen, die zu viel für die Pfeife gaben.

Sah ich einen Menschen, der ängstlich nach Hofgunst strebte, und der für sie seine Zeit in Vorzimmern, seine Ruhe, seine Freyheit, seine Tugend, und vielleicht seine Freunde aufopferte, so sagte ich zu mir selbst: **dieser Mann gibt zu viel für seine Pfeife.**

Sah ich einen andern um die Gunst des Volks buhlen, unablässig mit politischen Händeln sich beschäfftigen, und seine eignen Geschäffte darüber vernachlässigen und zu Grunde richten, so sagte ich: **Wahrlich, der bezahlt zu viel für seine Pfeife.**

Fand ich einen Geizhals, der sich selbst jede Gemächlichkeit des Lebens versagte, auf das Vergnügen andern Gutes zu thun und die Achtung seiner Mitbürger gänzlich Verzicht that, der die Freuden wohlwollender Freundschaft dem Durst Schätze zu häufen aufopferte — Armer Mann, sagte ich, **fürwahr, du bezahlst zu viel für deine Pfeife.**

Traf ich einen Freudenjäger, der bloß um sinnlicher Genüsse willen jede löbliche Verbesserung seines Geistes oder Vermögens versäumte, so dachte ich: **Betrogner Mann, du schaffst dir selbst Schmerz statt Vergnügen: du giebst zu viel für deine Pfeife.**

Seh ich einen Menschen, der an schönen Kleidern, schönen Möbeln, schöner Equipage, alles über sein Vermögen hängt; für die er Schulden macht, und seine Laufbahn im Gefängnisse beschließt — ach,

sage ich dann, der hat seine Pfeife theuer, sehr theuer bezahlt!

Wenn ich ein schönes, sanftes Mädchen an einen bösartigen Drachen von Manne verheurathet sehe, so sage ich: „Jammer und Schade, daß sie so viel für eine Pfeife gegeben hat!

Kurz, ich glaubte zu bemerken, daß die Menschen selbst sich den größten Theil ihrer Uebel durch die falsche Schätzung des Werthes der Dinge und dadurch zuziehen, daß sie immer zu viel für ihre Pfeifen geben. (S. 13.)

II.

Bittschrift an diejenigen, welche die Oberaufsicht über die Erziehung haben.

Ich wende mich an alle Kinderfreunde, und beschwöre sie, einen Blick des Mitleids auf mein unglückliches Schicksal zu werfen, und die Vorurtheile auszurotten, deren Opfer ich bin. Wir sind ein Paar Zwillingsschwestern, und die zwey Augen des Menschen sind einander nicht ähnlicher, noch im Stande, sich besser mit einander zu vertragen, als meine Schwester und ich; wenn unsre Eltern nur nicht so parteyisch wären, und den nachtheiligsten Unterschied zwischen uns machten. Ich ward von Kindheit an gezwungen meine Schwester für ein Wesen höherer Art zu betrachten. Man ließ mich ohne den geringsten Unterricht aufwachsen, indeß man an ihrer Erziehung nichts sparte. Sie erhielt Lehrer, die sie im Schreiben, Zeichnen, in der Musik und andern Künsten unterrichteten; rührte ich hingegen von ohngefähr einen Pinsel, eine Feder oder Nadel an, so bekam ich einen derben Verweis, und mehr als einmal wegen Unge-

schick-

schicklichkeit und Mangel an Anstand, Schläge. In manchen Fällen, ich leugne es nicht, nahm mich meine Schwester in Gesellschaft; aber auch da spielte sie immer die erste Rolle, rief mich nur im Nothfall zu Hülfe, oder ließ mich bloß an ihrer Seite figuriren.

Glauben Sie jedoch nicht, meine Herren, als gäbe mir blos Eitelkeit diese Beschwerden ein — Nein; meine Unzufriedenheit hat eine wichtigere Veranlassung. In unserer Familie ist es so hergebracht, daß die ganze Sorge für den Erwerb des Unterhalts auf meiner Schwester und mir liegt. Sollte nun meine Schwester von einer Krankheit befallen werden — und ich melde Ihnen bey dieser Gelegenheit im Vertrauen, daß sie dem Chiragra, der Gicht, dem Krampf unterworfen ist, anderer Zufälle zu geschweigen — was würde sodann das Schicksal unsrer armen Familie seyn? Würden unsre Eltern es nicht bitterlich bereuen müssen, unter zwey vollkommen gleichen Schwestern einen so großen Unterschied gemacht zu haben? Ach! wir würden in Elend verschmachten: denn ich selbst wäre nicht im Stande, auch nur einen Bettelbrief zu kritzeln, da ich schon bey dieser Vorstellung, die ich hier die Ehre habe Ihnen zu überreichen, mich fremder Hülfe bedienen mußte. Haben Sie die Güte, meine Herren, unsern Eltern die Ungerechtigkeit einer ausschließenden Zärtlichkeit und die Nothwendigkeit fühlbar zu machen, ihre Sorgfalt und Zuneigung unter alle ihre Kinder gleich zu vertheilen.

Ich bin mit der tiefsten Ehrerbietung,

Meine Herren,

Ihre

gehorsame Dienerin,

Die linke Hand. (S. 17.)

III.

III.

Der schöne und der häßliche Fuß.

Es giebt zwey Arten von Menschen in der Welt, von welchen, bey gleichen Graden von Gesundheit, Wohlstand und andern Annehmlichkeiten des Lebens, die eine glücklich, die andere elend ist. Dies hat seinen Grund größtentheils in den verschiedenen Gesichtspuncten, aus denen sie Sachen, Personen und Vorfälle betrachten, und in Rückwirkung dieser verschiedenen Ansichten auf ihren Geist. In jeder möglichen Lage kann der Mensch Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten finden. In jeder Gesellschaft kann er Personen und Unterhaltung antreffen, die ihm mehr oder weniger behagen. An jeder Tafel kann er Gerichte und Getränke von bessern oder schlechtern Geschmack, besser oder schlechter zubereitete Schüsseln finden. Unter jedem Himmelsstrich wechselt schlechtes Wetter mit gutem ab; unter jeder Regierung giebt es gute und schlechte Gesetze, und gute und schlechte Handhabung dieser Gesetze. In jedem Gedichte oder Werke des Genies finden sich Schönheiten und Mängel, fast in jedem Gesicht, an jeder Person kann man schöne Züge und Fehler, gute und böse Eigenschaften bemerken.

Unter diesen Umständen heftet von obengedachten beiden Menschenarten diejenige, die Anlage hat, glücklich zu seyn, ihre Aufmerksamkeit auf die angenehme Seite der Dinge, auf die unterhaltenden Theile des Gesprächs, die gut zugerichteten Schüsseln, den guten Wein, das schöne Wetter u. s. w. und genießt alles mit Fröhlichkeit. Die von der zweyten Art, die zum Unglück bestimmt sind, denken und sprechen blos von dem Gegentheil. Daher sind sie selbst beständig unzufrieden, stören durch ihre Bemerkungen

das Vergnügen der Gesellschaft, beleidigen eine Menge Leute persönlich, und machen sich allenthalben verhaßt. Wäre diese Richtung des Geistes in der Natur gegründet, so müßte man diese unglücklichen Leute nur desto mehr bedauern. Allein da dieser Hang zu tadeln und allenthalben Anstoß zu finden, ursprünglich vielleicht nur aus Nachahmung angenommen und unvermerkt zur Gewohnheit wird, die, wenn jetzt auch noch so stark, doch gewiß abgelegt werden kann, wenn die, welche sie an sich haben, nur von den übeln Folgen derselben auf ihre Zufriedenheit überzeugt werden: so hoffe ich, daß diese kleine Ermahnung ihnen vielleicht nützlich werden, und sie zur Ablegung einer Gewohnheit bewegen könne, die, wenn gleich in der Ausübung größtentheils Spiel der Einbildungskraft, dennoch wichtigen Einfluß auf das ganze Leben hat, indem sie wirkliches Mißvergnügen und Unglück erzeugt. Denn da Leute dieser Art einer Menge Menschen zuwider, niemandem aber angenehm sind; so erweist ihnen niemand mehr als die allergemeinste Höflichkeit und Achtung, und diese kaum; und so werden sie häufig in üble Stimmung gesetzt, und zu Streitigkeiten und Zänkereyen verleitet. Suchen sie sich empor zu arbeiten, oder ihre Vermögensumstände zu verbessern, so wünscht ihnen niemand guten Erfolg; niemand mag einen Schritt für sie thun, oder ein Wort zu ihrem Vortheil verliehren. Widerfährt ihnen ein Unglück, fallen sie unter die strafende Hand der Gerechtigkeit, so finden sie niemand, der sie vertheidigt oder entschuldigt, mancher hingegen sucht ihren Fehler zu vergrößern, und sie ganz verhaßt zu machen. Wollen Leute dieser Art ihre üble Gewohnheit durchaus nicht ablegen, noch sich dazu verstehen, an dem Gefälligen Gefallen zu finden, ohne sich selbst und andere absichtlich mit unangenehmen Dingen zu quälen, so thut man wohl, ihren Umgang, der immer

mer verdrießlich ist, und oft, besonders wenn man selbst mit in ihre Händel verwickelt wird, sehr nachtheilig werden kann, ganz zu vermeiden.

Ein alter philosophischer Freund von mir, war in diesem Puncte durch Erfahrung sehr vorsichtig geworden, und vermied sorgfältig jede nähere Verbindung mit solchen Menschen. Er hatte, wie andere Naturforscher, ein Thermometer, das ihm den Grad der Wärme, und ein Barometer, welches ihm vermuthliches gutes oder schlechtes Wetter anzeigte; da man aber bis jetzt noch kein Werkzeug erfunden hat, jemandem auf den ersten Blick jene widerwärtige Geistesstimmung abzumerken, so brauchte er zu dieser Absicht seine Füße, wovon der eine vorzüglich schön, der andre aber durch einen Unfall krumm und entstellt worden war. Sah ein Fremder bey der ersten Zusammenkunft mehr auf den häßlichen, als auf den schönen Fuß, so ward er ihm verdächtig. Sprach er aber von dem häßlichen, ohne des schönen zu erwähnen, so war dies hinreichender Grund für meinen Philosophen, allen fernern Umgang mit ihm zu vermeiden. Nicht jedermann hat ein solches doppelfüßiges Instrument: aber jeder kann mit ein wenig Aufmerksamkeit, Kennzeichen dieser tadelsüchtigen, fehlerspähenden Gemüthsart entdecken, und denselben Vorsatz fassen, den Umgang derer, die damit angesteckt sind, zu meiden. Ich rathe daher allen diesen kritisirenden, winselnden, unzufriedenen und unglücklichen Leuten, wenn sie von andern geachtet und geliebt seyn, und sich selbst wohlbefinden wollen, daß sie aufhören, nur auf den häßlichen Fuß zu sehen. (S. 19.)

IV.

IV.

Unterhaltung einer Gesellschaft von Tagthierchen, nebst dem Selbstgespräch eines ältern.

An Madame Brilliant.

Sie erinnern sich vielleicht, meine Theure Freundin, als wir neulich jenen glücklichen Tag in dem reizenden Garten und der angenehmen Gesellschaft von Moulin Joly zubrachten, daß ich auf einem unserer Spaziergänge eine Weile stehen blieb, und die übrigen vor mir voraus ließ. Man hatte uns eine zahllose Menge kleiner todten Fliegen von einer besondern Gattung, die man Ephemeren oder Tagthierchen nennt, gezeigt, und dabey versichert, daß in einem Tage mehrere Geschlechter nach einander gebohren würden und stürben. Zufällig wurde ich eine lebendige Gesellschaft von ihnen auf einem Blatte gewahr, die in einer Unterhaltung begriffen schien. Sie wissen, daß ich die Sprachen aller niedern Thierarten verstehe: mein zu großer Eifer in Erlernung derselben ist die beste Entschuldigung der geringen Fortschritte, die ich in ihrer reizenden Sprache gemacht habe. Ich horchte aus Neugier auf die Gespräche dieser kleinen Geschöpfe, allein da sie vermöge der natürlichen Lebhaftigkeit ihrer Landesart zu dreyen und vieren auf einmal sprachen, so konnte ich nur wenig aus ihrer Unterhaltung nehmen. Nur soviel schloß ich aus einzelnen abgebrochenen Worten, die ich dann und wann unterschied, daß sie sehr heftig über den Vorzug zweyer Virtuosen, eines Mosquito und einer Schnake, stritten; und auf diesen Zwist verwendeten sie ihre Zeit, wie es schien, mit so wenig Rücksicht auf die Kürze ihres Daseyns, als hätten sie die Gewißheit ge-

gehabt, einen ganzen Monat zu leben. Glückliches Volk! dachte ich, du lebst sicher unter einer weisen, gerechten und milden Regierung, da du nicht über öffentlichen Druck zu klagen hast, und keinen andern Gegenstand des Streites kennst, als die Vorzüge oder Mängel ausländischer Musik. Ich wendete mich hierauf zu einem alten Graukopf, der auf einem andern Blatte allein saß, und mit sich selbst im Gespräch begriffen war. Sein Monolog amüsirte mich sehr: ich schrieb ihn deshalb nieder, und hoffe, er soll auch Sie, der ich für die angenehmste aller Belustigungen, Ihre köstliche Gesellschaft und himmlische Harmonie so viel Dank schuldig bin, nicht minder belustigen.

„Die gründlichsten Naturforscher unsers Geschlechts, sagte der Graukopf, die lange vor meiner „Zeit gelebt und geblüht haben, waren der Meinung, „daß diese weite Welt von Mulin Joly selbst nicht „länger als achtzehn Stunden stehn könne, und ich „glaube, sie hatten einigen Grund zu dieser Vermuthung; denn nach der scheinbaren Bewegung des „großen Feuerballs zu schließen, der der ganzen Natur Leben einflößt, und der sich seit meiner Zeit sichtbarlich und beträchtlich gegen den Ocean am Ende „unserer Erde geneigt hat, muß er endlich seinen Lauf „beschließen, in dem Gewässer, das uns umgiebt, erlöschen, und die Welt der Nacht und Kälte überlassen, die nothwendig allgemeinen Tod und Zerstörung hervorbringen müssen. Ich selbst habe sieben „von diesen Stunden gelebt: ein großer Zeitraum, „der nicht weniger als vierhundert und zwanzig Minuten beträgt. Wie wenige von uns bringen ihr „Leben so hoch! Ich sah sieben Geschlechter gebohren „werden, blühen und sterben. Meine jetzigen „Freunde sind die Kinder und Enkel meiner Jugendfreunde, die jetzt, ach! nicht mehr sind. Und ich „muß ihnen bald folgen, denn ob ich gleich noch in

„guter

„guter Gesundheit bin, so kann ich doch dem Laufe „der Natur nach, nicht länger als sieben oder acht „Minuten zu leben hoffen. Was nutzt nun alle Mühe „und Arbeit, mit der ich auf diesem Blatte Honig„thau sammelte, den ich ungenossen zurücklassen „muß? Was nutzen mir politische Kämpfe zum Be„sten meiner Landsleute, der Bewohner dieses Bu„sches, oder meine philosophischen Forschungen zum „Besten unsers ganzen Geschlechts? denn was die Po„litik betrifft, so wird (was vermögen Gesetze oder „Sitten?) das gegenwärtige Geschlecht der Tagthiere, „nach Verlauf weniger Minuten, gleich denen in „andern, ältern Büschen, vom Sittenverderben er„griffen und folglich unglücklich werden — und in „der Philosophie, wie gering sind da unsere Fort„schritte! Ach! die Kunst ist lang und das Leben „kurz! Meine Freunde möchten mich mit dem Na„men trösten, den ich, wie sie sagen, hinterlasse; auch „hätte ich ja, versichern sie, für meinen Ruhm und „den Lauf der Natur lange genug gelebt. Allein was „soll einem Ephemeron, das nicht mehr da ist, der „Ruhm? und was wird aus der ganzen Geschichte „werden, wenn die achtzehnte Stunde eintritt, wo „selbst die Welt, ja ganz Moulin Joly sein Ende „erreichen, und in den allgemeinen Untergang begra„ben werden wird?„ —

So bleibt auch mir, nach allen meinen eifrigen Bemühungen, kein dauerhaftes Vergnügen, als der Gedanke, ein langes Leben wenigstens zu guten Absichten verwendet zu haben; die vernünftige Unterhaltung ein paar guter weiblicher Tagthierchen, und dann und wann ein freundlicher Blick und ein süßer Ton von der ewig liebenswürdigen Brilliant.

B. Franklin. (24.)

V.

Eine Parabel wider den Verfolgungsgeist.

Und es begab sich nach diesem allen, daß Abraham bey Sonnenuntergang in der Thüre seines Zeltes saß. Und er sah einen alten Mann den Weg aus der Wüste kommen, und sich auf seinen Stab stützen. Und er stand auf, ging ihm entgegen, und sprach: „Lieber, kehre bey mir ein, deine Füße zu waschen, und bleibe die Nacht bey mir; so kannst du früh aufstehen und deinen Weg fortsetzen.„ Und der Mann sprach: „Ich gehe nicht mit dir, ich bleibe unter diesem Baume.„ Abraham aber nöthigte ihn fast sehr, und da kehrte er um und ging in das Zelt, und Abraham buck ungesäuert Brod, und sie aßen zusammen. Da nun Abraham sah, daß der Mann Gott nicht dankte, sprach er zu ihm: „warum betest du nicht zu dem höchsten Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erden?„ Und der Mann antwortete und sprach: „Ich bete deinen Gott nicht an, und rufe auch seinen Namen nicht an, denn ich habe mir selbst einen Gott gemacht, der immerdar in meinem Hause wohnt, und mir giebt, was ich bitte.„ Da entbrannte Abrahams Zorn gegen den Mann, und er stand auf, und trieb ihn bey Nacht mit Schlägen in die Wüste. Da ließ sich Gottes Stimme hören und rief: „Abraham, wo ist der Fremdling?„ Und Abraham antwortete und sprach: „Herr, er wollte dich nicht anbeten, noch deinen Namen anrufen: darum habe ich ihn von mir in die Wüste gestoßen.„ Da sprach Gott: „Habe ich nicht ganzer hundert und neunzig Jahre Geduld mit ihm gehabt, ihn genährt und gekleidet, ohnerachtet seiner Halsstarrigkeit gegen mich: und du, der du selbst ein Sünder bist, konntest nicht Eine Nacht

Ge-

Geduld mit ihm haben?„ Da sprach Abraham: „Herr, ich habe gesündigt; laß deinen Zorn nicht über mich entbrennen.„ Und er lief in die Wüste und suchte den Alten, führte ihn in sein Zelt, pflegte sein und entließ ihn am Morgen mit Geschenken. (71.)

VI.

Ein Apolog.

Es war einmal ein guter Mann, der hieß Jacob, und ward sehr krank. Sein Beichtvater glaubte, er werde sterben, und rieth ihm, sein Haus zu beschicken, und seinen Frieden mit Gott zu machen, damit das Paradies ihm nicht entgehe. Aber Jacob sagte zu ihm: „Das macht mir keine Sorge, denn diese Nacht habe ich eine Erscheinung gehabt, die mich sehr beruhigte.„ — Und das war? fragte der gute Pfarrer. — „Ich befand mich, erwiderte der Sterbende, an der Thüre des Paradieses, unter einer Menge andrer Leute, die hinein wollten. St. Petrus fragte einen jeden, von welcher Religion er sey? Der eine antwortete: Ich bin römisch-catholisch. Gut, sagte St. Petrus, komm herein, und nimm unter den Catholiken Platz. Ein andrer sagte: ich bin ein Reformirter. Wohl, sagte St. Petrus, geh dort hin zu den Reformirten. Endlich fragte er auch mich, von welcher Religion ich wäre? „Ach! gab ich zur Antwort, ich hatte keine andere Religion, als das Naturgesetz und die Menschenliebe.„ Der Heilige bedachte sich einen Augenblick, dann sprach er: „Komm auch herein, und nimm Platz wo du willst.„ (73.)

VII.

Des armen Richards Sprüche.

Ich hielt neulich mit meinem Pferde an einem Orte, wo sich, einer öffentlichen Versteigerung wegen, eine Menge Menschen versammelt hatten. Es war noch etwas früh; die Leute sprachen von den schlechten Zeiten, und einer unter andern wendete sich an einen alten, dem Ansehn nach wohlhabenden Mann mit grauen Haaren: „Und Ihr, Vater Abraham, was sagt ihr zu der jetzigen Zeit? Glaubt Ihr nicht auch, daß die schweren Abgaben das Land ganz aussaugen werden? Denn wie ists möglich sie zu erschwingen? Und, was meint ihr, daß man machen soll?„ Vater Abraham dachte eine Weile nach, und erwiederte sodann: „Mein guter Rath steht euch, und zwar in aller Kürze, zu Diensten: denn Ein Wort zu den Weisen ist genug, und mit den Worten jagt man keine Katze in den Sack, wie der arme Richard sagt.„ Die ganze Geselischaft drang in ihn, er möchte sprechen; man trat in einen Kreis um ihn, und er hub also an:

„Liebe Freunde und gute Nachbarn, die Abgaben sind allerdings schwer, allein wenn wir sonst keine, als die an die Obrigkeit zu zahlen hätten, so wollten wir wol fertig werden. Wir haben aber noch ganz andere, die uns viel schwerer fallen. Unsre Faulheit, zum Beyspiel, nimmt uns zweymal mehr ab, als die Obrigkeit; unsre Eitelkeit dreymal, und unsre Thorheit viermal mehr. Von diesen Abgaben kann uns kein Landesdeputirter, weder ganz noch halb, befreyen; indeß ist noch nicht alles verlohren, wenn wir nur gutem Rathe folgen wollen, denn wie der arme Richard in seinem Calender von Anno 1733 sagt: Gott hilft denen, die sich selbst helfen.„

„Ueber

„Ueber eine Regierung, die das Volk den zehnten Theil seiner Zeit zu frohnen zwänge, würde jedermann schreyen: aber die Faulheit nimmt den meisten unter uns noch mehr weg. Rechnet ihr einmal die Zeit, die ihr im gänzlichen Müßiggang, das heißt mit Nichtsthun, oder in Zerstreuungen, die eben nicht weiter führen, zubringt, und ihr werdet finden, daß ich Recht habe. Der Müßiggang verkürzt nothwendiger Weise unser Leben, weil er uns schwächlich macht. Müßiggang ist ein Rost, der weit mehr angreift, als selbst die Arbeit. Der Schlüssel, den man oft braucht, ist immer blank, sagt der arme Richard. Liebst du aber das Leben, so verderbe die Zeit nicht, sagt der arme Richard weiter; denn sie ist das Zeug, aus dem das Leben gemacht ist. Wie viel verliehren wir nicht allein dadurch, daß wir länger schlafen als nöthig wäre, ohne zu bedenken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe lange genug schlafen werden. Ist die Zeit das Kostbarste unter allen Dingen, so ist Verschwendung der Zeit die größte unter allen Verschwendungen: denn, wie der arme Richard sagt, verlohrne Zeit läßt sich nicht wiederfinden, und was wir Zeit genug nennen, reicht am Ende selten zu. Wohlan denn, laßt uns die Hände regen, so lange wir noch Kräfte haben. Faulheit macht alles schwer, der Fleiß alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; eh er recht in die Arbeit kömmt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, daß die Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäfft, damit dein Geschäfft dich nicht treibt. Zeitig ins Bett, und zeitig aus dem Bette, macht den Menschen gesund, reich und klug — sagt der arme Richard.„

„Was hilft beßre Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Aendert euch nur selbst, so werden sich die Zeiten auch ändern. Fleiß hat nicht nöthig zu wün-

schen, sagt der arme Richard. Wer sich mit Hoffnungen nährt, läuft Gefahr, Hungers zu sterben. Ohne Mühe hat man nichts. Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich kein Land habe, und wenn ich welches habe, so greife ich selbst mit an, weil große Abgaben darauf liegen. Der arme Richard bemerkt sehr richtig: wer ein Handwerk hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe aber auch sein Handwerk, und brauche seinen Kopf, sonst reicht Vermögen und Amt nicht hin, unsre Abgaben zu bezahlen. Wer arbeiten will, der findet immer Brod; dem fleißigen Mann guckt der Hunger wohl in das Haus, hinein aber darf er nicht. Auch die Gerichtsdiener kommen nicht über seine Schwelle: denn Emsigkeit bezahlet die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. Hast du gleich keinen Schatz gefunden, hat kein reicher Vetter dich zum Erben eingesetzt; desto besser! Fleiß ist des Glückes Mutter, und dem Fleißigen schenkt Gott alles. Bestelle dein Feld, wenn der Faule schläft; so wirst du zu verkaufen und zum Aufschütten haben. Arbeite heute, denn du kannst nicht wissen, was dich morgen abhält. Ein heute ist mehr werth als zwey morgen, sagt der arme Richard, und so auch: verschiebe nie auf morgen, was du heute thun kannst. Wenn du bey einem guten Herrn dientest, würdest du dich nicht schämen, wenn er dich müßig anträfe? Nun bist du aber dein eigner Herr; so schäme dich also vor dir selbst, müßig zu gehen, da es so viel für dich, dein Haus, dein Vaterland und deinen Fürsten zu thun giebt. Greife die Arbeit rüstig an, und bedenke, was der arme Richard sagt, daß die Katze in Handschuhen keine Mäuse fängt. Freylich giebt es in der Welt viel zu thun, und vielleicht hast du von Natur zarte Hände, aber nur muthig zum ersten Versuche, und es wird mit jedem Tage besser gehn. Dringt nicht der Regen am Ende selbst in

Marmor ein? Nagt eine Maus nicht mit Fleiß und Geduld ein Schiffsseil entzwey? Fällt nicht unter wiederholten Streichen die stärkste Eiche?„

„Mich dünkt, ich höre einige von euch sagen: so soll man sich gar keinen guten Tag machen? Ich antworte, wie der arme Richard: „wende deine Zeit wohl an, wenn du Ruhe verdienen willst, und verliehre keine Stunde, weil du keiner Minute sicher bist.„ Muße heißt eine Zeit, worin man etwas Nützliches verrichten kann. Der Fleißige wird diese Muße finden, aber der Träge nie. Denn, wie der arme Richard sagt, ein Leben voll guter Muße und ein müßiges Leben sind sehr verschiedene Dinge. Mancher möchte, ohne zu arbeiten, gerne von seinem Kopfe leben, er kömmt aber selten weit damit. Arbeit hingegen schafft Bequemlichkeit, Ueberfluß und Achtung. Fliehe die Ergötzungen uud sie werden dich verfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Netz, und seitdem ich eine Kuh und ein paar Schaafe habe, wünscht mir jeder einen guten Morgen, bemerkt der arme Richard sehr richtig.„

„Aber selbst Fleiß allein thut es nicht, wir müssen stätig, nicht fahrlässig noch unschlüssig seyn, wir müssen selbst ein Auge auf unsre Sachen haben, und uns nicht zu viel auf andere verlassen. Denn wie der arme Richard sagt: „ein Baum, der oft umgesetzt wird, und eine Familie, die oft auszieht, gedeihen weniger als die, welche auf ihrem Platz bleiben.„ Dreymal ausziehen ist so schlimm, als einmal abbrennen. Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen. Willst du eine Sache gut ausgerichtet haben, so gehe selbst; wo nicht, so schicke nur darnach. Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen, oder antreiben. Das Auge des Herrn fördert mehr, als seine beiden Hände. Mangel an Sorgfalt schadet mehr, als Man-

gel an Einsicht. Wer nicht über seine Tagelöhner wacht, der läßt ihnen den Beutel offen. Zu viel Vertrauen auf andere hat manchen unglücklich gemacht: in dieser bösen Welt täuscht Mißtraun weniger, als Zutraun. Für sich selbst sorgen, hat keinen gereut, denn, wie der arme Richard sagt, willst du einen treuen und angenehmen Diener haben, so diene dir selbst. Eine kleine Verwahrlosung kann großes Unheil anrichten. Weil ein Nagel fehlte, ging ein Huf verlohren; aus Mangel des Hufs das Pferd, und aus Mangel des Pferds der Reiter; der Feind holte ihn ein, und brachte ihn um; was nicht geschehen wäre, wenn er nach den Nägeln am Huf gesehen hätte.„

„So viel genug, liebe Freunde, von Fleiß und der Acht auf unsre Geschäffte. Zu diesen beiden Dingen muß noch etwas, Mäßigkeit, hinzu kommen. Wer nicht eben so gut zu sparen, als zu verdienen weiß, der kann sich zu Tode arbeiten, ohne einen Pfennig zu hinterlassen. Eine fette Küche macht ein magres Testament, sagt der arme Richard. Wie gewonnen, so zerronnen, heißt es von manchem schönen Thaler, seitdem unsre Weiber über dem Thee das Nähen und Stricken, und wir Männer über den Punsch den Spaden und Hammer vergessen haben.„

„Willst du reich werden, so lerne nicht allein erwerben, sondern auch sparen, sagt der arme Richard. America hat Spanien nicht reich gemacht, denn seine Ausgaben überstiegen immer seine Einnahme.„

„Schränkt euren thörigten Luxus ein, so dürft ihr nicht über schwere Zeiten, drückende Abgaben, und großen Aufwand im Hause klagen: denn Wein und Weiber, Spiel und Betrug schmelzen das Vermögen und vermehren die Bedürfnisse. Ein einziges Laster kostet so viel zu unterhalten, daß man zwey Kinder davon ernähren könnte. Ihr glaubt vielleicht, eine Tasse Thee, ein Gläschen Punsch, ein Leckerbißchen,

etwas feinere Kleider, dann und wann eine Lustpartie, haben so viel nicht auf sich; aber erinnert euch, was der arme Richard sagt: Viele Wenig machen Ein Viel: nehmt euch für kleinen Ausgaben in Acht; ein kleiner Leck versenkt ein großes Schiff. Ein leckrer Gaum führt zum Bettelstab: Narren bezahlen die Schüsseln, und kluge Leute verzehren sie.„

„Ihr habt euch hier zu einer öffentlichen Versteigerung von allerhand Kaufmannsgut und Galanteriewaaren versammelt. Ihr nennt diese Dinge Güter, aber wenn ihr nicht auf eurer Hut seyd, so werden sie für einige unter euch zu Uebeln werden. Ihr denkt, sie werden wohlfeil, vielleicht weit unter ihrem Werth weggehen; allein wenn ihr sie nicht unentbehrlich braucht, so werdet ihr sie auf jeden Fall zu theuer bezahlen. Denkt an das, was der arme Richard sagt: Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald das Nöthige verkaufen müssen. Viele haben sich blos durch ihr wohlfeiles Einkaufen zu Grunde gerichtet. Bedenke dich immer ein wenig, ehe du einen guten Handel eingehest. Der Vortheil desselben ist oft blos scheinbar: der Kauf kann, indem er dich von deinem Gewerbe abzieht, dir im Grunde unendlich mehr Schaden als Gewinn bringen. O, es ist eine große Thorheit, die Reue theuer zu bezahlen, und gleichwol wird diese Thorheit täglich in Versteigerungen begangen, weil man nicht an den Calender denkt. Der Weise, sagt der arme Richard, wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch seinen eigenen. Ich kenne Leute, die um eine schöne Halskrause gern fasten, und ihren eigenen Kindern das Brod entziehn. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus. Weit entfernt Bedürfnisse zu seyn, gehören sie kaum unter die Bequemlichkeiten des Lebens: man wünscht sie blos, weil sie ins Auge fallen. So sind die künstlichen

Bedürfnisse der Menschen zahlreicher geworden, als ihre natürlichen, und so gerathen reiche Leute in Armuth, und müssen oft von denen borgen, die sie sonst kaum über die Achsel ansahen, die sich aber durch Sparsamkeit und Fleiß im Wohlstand erhielten. Daraus erhellt klar, wie der arme Richard sagt, daß ein Bauer auf den Füßen größer ist, als ein Edelmann auf den Knieen. Mancher, der am meisten klagt, hatte ein artiges Vermögen geerbt, er vergaß aber, wie er dazu gekommen, und dachte: nun ist es helle, und wird nicht wieder dunkel. Eine so geringe Ausgabe, von einem Vermögen, wie das meinige, kömmt nicht in Betracht; aber wie der arme Richard sagt, wenn man immer aus dem Mehlfasse nimmt, und nichts wieder hineinfüllt, kommt man bald auf den Boden, und wenn der Brunnen trocken ist, schätzt man erst das Wasser. Das konnten sie vorher wissen, wenn sie ihn um Rath fragten. Lieben Freunde, wollt ihr wissen, was das Geld werth ist, so geht hin und borgt welches. Sorgen folgt auf Borgen, sagt der arme Richard. Nicht besser gehts denen, die gewissen Leuten borgen, wenn sie ihr Geld zurückverlangen. Der arme Richard giebt einen sehr guten Rath, wenn er sagt: Der kindische Geschmack an Putzwerk ist eine gefährliche Thorheit. Eh du eine Grille befriedigst, sieh nach deinem Beutel. Eitelkeit ist eine eben so zudringliche Bettlerin, als Armuth, und noch weit unverschämter. Hast du ein schönes Stück gekauft, so mußt du noch zehn dazu kaufen, damit die ganze Ausstaffirung zusammen paßt: denn, wie der arme Richard sagt, es ist leichter dem ersten Gelüsten zu widerstehen, als allen folgenden, und der Arme, der dem Reichen nachäfft, ist eben so lächerlich, als der Frosch, der sich aufbließ, um so groß zu werden, wie der Stier. Große Schiffe können etwas wagen, kleine Fahrzeuge müssen sich

am Ufer halten. Thorheiten dieser Art folgt die Strafe auf dem Fuße nach. Der arme Richard sagt: Wer Eitelkeit zum Mittagsessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrod; oder: der Stolz frühstückt mit dem Ueberfluß, speist zu Mittage mit der Armuth, und ißt des Abends mit der Schande: Und wozu nützt am Ende der leere Schein, für den man so viel wagt, so viel leidet? Er erhält weder die Gesundheit, noch befreyt er von Krankheiten. Im Gegentheil, statt den Werth eines Menschen zu erhöhen, erweckt er Neid und beschleunigt den Verfall.„

„Welche Thorheit also, solcher entbehrlicher Dinge wegen Schulden zu machen! Es ist wahr, man braucht erst nach sechs Monathen zu bezahlen; das hat vielleicht manchen von uns hieher gelockt, der keinen Pfennig in der Tasche hat. Es ist freylich sehr bequem, ohne Geld zu kaufen, aber bedenkt, was es heißt, sich in Schulden stecken! Ihr gebt andern ein Recht über eure Freyheit. Könnt ihr zur gesetzten Frist nicht bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn euer Gläubiger euch begegnet. Ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihm sprecht, und elende Entschuldigungen herstammeln. Nach und nach werdet ihr Treue und Glauben und die Schaam selbst verliehren, und euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen ist die zweyte Stufe des Unrechts, so wie Schuldenmachen die erste. Schulden lassen die Lügen hinter sich aufsitzen. Ein freyer Mann sollte jedem Menschen unerschrocken ins Gesicht sehen können: Armuth aber raubt Selbstgefühl und Tugend. Ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht, sagt der arme Richard.„

„Was

„Was würdet ihr von einem Fürsten oder einer Regierung denken, die bey Gefängnißstrafe auferlegte, euch wie Personen vom Stande zu kleiden? Würdet ihr nicht sagen, ihr wärt freye Leute, hättet das Recht, euch nach eurem Belieben zu kleiden; der Befehl kränke eure Freyheiten; die Regierung wäre tyrannisch? Gleichwohl unterwerft ihr euch selbst einer solchen Tyranney, wenn ihr des Kleiderstaats wegen euch in Schulden steckt. Euer Gläubiger hat das Recht, so bald es ihm gefällt, euch eurer Freyheit zu berauben. Wenn ihr nicht im Stande seyd, zu zahlen, kann er euch in ein Gefängniß sperren, und zeitlebens darin sitzen lassen. Als ihr den Kauf schloßt, dachtet ihr vielleicht wenig an die Bezahlung; Gläubiger aber haben ein besser Gedächtniß, als Schuldner. Die Gläubiger sind Tagwähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit Acht. Der Zahlungstag bricht an, eh ihr noch aufgewacht seyd, und die Schuldforderung ist da, eh ihr zur Befriedigung Anstalt gemacht habt. Oder denkt ihr auch daran, so wird euch doch der Termin, der erst so lang schien, fürchterlich kurz vorkommen: ihr werdet glauben, die Zeit habe zu ihren Flügeln an den Achseln, auch noch Flügel an die Fersen bekommen. Der hat kurze Fasten, der Geld schuldig ist, das zu Ostern bezahlt werden soll. Vielleicht seyd ihr eben jetzt in Umständen, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne dafür zu büßen, allein legt lieber etwas für das Alter und Nothfälle zurück: denn, wie der arme Richard sagt, die Morgenröthe währet nicht den ganzen Tag. Der Verdienst kann von kurzer Dauer und ungewiß seyn, die Ausgaben aber sind gewiß, und dauern, so lange ihr lebt. Man kann leichter zwey Heerde bauen, als auf Einem immer Feuer halten. Geh lieber ohne Abendbrod zu Bette, als daß du mit Schulden aufstehst.

stehst. Erwirb, so viel du kannst, und halt zu Rathe, was du erworben hast. Das ist das ächte Geheimniß, Bley in Gold zu verwandeln. Wer diesen Stein der Weisen besitzt, der wird nicht länger über schlechte Zeiten oder drückende Abgaben klagen.„

„So, meine Freunde, lauten die Lehren der Vernunft und Klugheit. Doch dürft ihr euch nicht allein auf euren Fleiß, eure Sparsamkeit und Wachsamkeit verlassen. So vortreffliche Dinge das sind, so werden sie euch ohne den Segen des Himmels wenig helfen. Bittet deshalb demüthig um diesen Segen, und seyd nicht hart gegen den, der desselben entbehrt, sondern springt ihm hülfreich bey. Bedenkt, daß Hiob litt, und doch hernach gesegnet wurde. Zum Schluß! Erfahrung hält eine theure Schule, es ist aber die einzige, in der Thoren etwas lernen. Denn, einen guten Rath kann man wol geben, aber nicht eine gute Aufführung. Wer sich nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen: sagt der arme Richard. Und: wer nicht hören will, der muß fühlen.„

So beschloß der alte Mann seine Rede. Das Volk hörte ihm aufmerksam zu und billigte seine weisen Lehren, that aber, nach dem gewöhnlichen Schicksale aller Predigten, auf der Stelle das Gegentheil. Die Versteigerung ging an, und die meisten kauften ohne Vernunft und Ueberlegung. — — (77.)

VIII.

Eine Parabel.

Man weiß, daß die Fürsten des Morgenlandes, von den ältesten Zeiten an, einander Wahrheiten und wichtige Sätze unter dem Schleier von Apologen, Parabeln oder Räthseln vorzulegen pflegten. Diese alte

alte Sitte ist in jenen Gegenden noch nicht ganz abgekommen. Einer der vornehmsten Indischen Nabobs schickte vor kurzem einem benachbarten Monarchen folgende Parabel zu:

„Ein Schiffer am Ganges wäre in seiner Kindheit beynah ertrunken. Sein Vater und Großvater ertranken, weil sie nicht schwimmen konnten; seine älteste Tochter ertrank fast unter seinen Augen, sein Schwiegersohn und eine Enkelin ertranken in einiger Entfernung von ihm. Noch sind ihm ein paar Kinder und Enkel übrig, von denen ein einziger schwimmen gelernt hat. Würde dieser Vater nicht wohl thun, wenn er seine übrige Familie gleichfalls schwimmen lernen ließe?„

Diese Parabel, erwiderte der Monarch sogleich, ist nicht schwer zu verstehen. Ich selbst bin der Vater, die Familie des Schiffers ist mein Volk, der Fluß Ganges sind die Blattern, und die Kunst zu schwimmen, die Einimpfung. (319.)

Zweyter Abschnitt.

Schauspiele *).

IV **).

Aufgebracht wider ihren Gemahl Agamemnon, der nach einem harten Orakelspruch ihre Tochter geopfert hatte, und eifersüchtig, weil der Held von Troja am Arm der Cassandra zurückkehrte, hatte Clytämnestra in Aegisth's Plan eingewilliget. Aegisth schwang sich durch die Ermordung Agamemnons zum Tyrannen von Argos auf, und Clytämnestra reichte dem Mörder ihre Hand. Orest, Agamemnons Sohn, entfloh mit Hülfe seiner Schwester Electra, und Aegisth erndtete nun funfzehn Jahre lang die Früchte des Meuchelmords so ruhig, als wären es die Früchte der Tugend. Zwar donnerte ihm zuweilen Agamemnons heldenmüthige Tochter bittere Vorwürfe: aber der Tyrann wußte ihre Tollkühnheit, wie er es nannte, durch Fesseln zu bändigen; und Iphise, ihre jüngere Schwester, ertrug ihr Schicksal mit stillem Gram. Nichts hatte Aegisth nun mehr zu fürchten, als den Sohn des Helden Agamemnons, von dem er erfahren hatte, daß er sich in den Gebürgen von Epidaurus aufhalte, und auf Rache sinne. Um nun

*) Gedichte von Friedrich Wilhelm Gotter. Zweyter Band, enthaltend seine Trauerspiele. Gotha bey Ettinger 1788. 518 S.

**) Electra. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Gotter.

nun volle Sicherheit zu haben, schickte er seinen Sohn Plisthen nach Epidaurus zu dem Könige seinem Bundesgenossen, mit dem Auftrage: Oresten zu tödten. In Erwartung guter Nachricht von dem glücklichen Erfolge dieses Auftrags, bereitete er indeß ein Fest, zum Gedächtniß des Tages, an welchem er vor funfzehn Jahren den Thron von Argos bestieg.

Das Schicksal wollte, daß Orest mit seinem treuen Freunde Pylades gerade an dem Morgen dieses festlichen Tages, vom Schiffbruch gerettet, nach Mycen getrieben wurde. Er hatte im Zweykampf den Plisthen erschlagen, und vom Orakel den Befehl erhalten: den Aschenkrug Plisthens, seinen Ring und Schwerdt Aegisthen selbst zu überreichen, und ihm dann, wenn er schadenfroh die Asche Orestens zu küssen glaubte, zu zeigen: wer Orest, und wessen Asche dies wäre. Das Glück führte ihn zum Pammen, einem alten treuen Diener des Agamemnons, der erfreut über diese Entdeckung, die zahlreiche Menge der Mißvergnügten für Oresten zu gewinnen suchte. Der Anfang glückte. Aegisth empfing getäuscht die Asche Plisthens statt der geglaubten Asche Orestens, und lud die beiden Fremdlinge zu seinem Feste ein. Aber glühende Bruderliebe verführte den Orest, sich, dem Willen des Orakels zuwider, seiner Schwester Electra zu früh zu entdecken. Diese, durch ihren schnellen Uebergang vom Schmerz zur Freude, erregte Verdacht. Der Verdacht erhielt bey Aegisthen Nahrung, durch eine geheime, obgleich noch dunkle, Nachricht von dem Tode seines Sohnes. Mißtrauisch ließ er die Fremden in Bande werfen, und zum Blutgerichte führen. In dem Augenblicke aber drang eine Menge Bewaffnete unter der Anführung des treuen Pammens hinzu, und rettete die beiden Freunde. Orest tödtete den Mörder seines Vaters, aber ach! tödtete zugleich in der Wuth seines

Zorns seine Mutter, die sich ihres zweyten Gemahls zu eifrig angenommen hatte. Er sah das Blut des Weibes fließen, das ihn einst gebohren hatte, fühlte sich Sohn, dachte sich Muttermörder, dachte es mit Höllenquaal. Kein Trost des Zwillingsbruders seiner Seele konnte seine Quaalen mindern. Wild starrte er vor sich hin, verwünschte sein Daseyn, fluchte sich selbst, wurde wahnsinnig, wurde rasend.

V *).

Merope, Königin von **Theben**, glücklich als Gattin und Mutter, an der Seite **Kresphonts**, der von seinem Volke angebetet wurde — war nicht ihr Loos beneidenswürdig? Aber desto schrecklicher stürzte sie das Schicksal vom Gipfel des Glücks in einen Abgrund von Elend hinab. In einem Ueberfall von Seeräubern wurden ihr Gemahl und mit ihm, bis auf eins, welches durch einen ihrer treuesten Diener gerettet war — alle ihre Kinder gemordet.

Unbeschreiblich war ihr Schmerz. Spät erst konnte die Zeit einen Tropfen lindernden Balsams in das zerrissene Herz der unglücklichen Gattin, der unglücklichen Mutter gießen; und was ihr dann vom Leben zurückkehrte, lebte sie für ihren übriggebliebenen Sohn — ihren **Aegisth**. Bey fortdaurenden Unruhen ließ sie ihn durch seinen Retter, den treuen und weisen **Narbas** zu **Elis** erziehen; und **Narbas** mußte ihm, um mehrerer Sicherheit willen, seine Abkunft und Bestimmung verbergen, bis er einst in Friede in sein väterliches Reich zurückkehren könnte. Von Zeit zu Zeit zog sie indeß durch einen geheimen Boten Nachricht von dem Liebling ihres Herzens ein,

*) Merope von G.

ein, und ihr Geist war immer bey ihm. „Immer sah sie ihn! —

Geschäfftig stellt ihn ihr die Phantasie
Auf jedem Schritte dar. In jeder Mutter,
Die einen Sohn umarmt, erblickt sie sich
Und ihn. Und wenn dem Schlummer die Natur
Erlag, umflattert, bald als Knabe, bald
Als Jüngling, sie sein Bild! (S. 192.)

Nun endlich waren die Unruhen des Krieges gestillt; nun wollte sie ihren Aegisth an das liebevolle Mutterherz drücken, nun sich ihres Lebens wieder freuen — als ihr die Nachricht ward: daß ihr Sohn seinem Pflegevater entflohen sey. Die Begierde, Grácien,

„Der Helden und der Weisen Vaterland,
Zu sehn, und edler Ueberdruß der Ruhe,
In deren Schooß vergebens seine Kräfte
Sich zu entwickeln strebten — trieb ihn fort.
Mit Lieb' und Strenge dämpfte Narbas lange
Des Jünglings kühne Schwärmerey; doch endlich
Brach die verhaltne Glut in Flammen aus.
(S. 197.)

Eine zweyte traurige Botschaft folgte der ersten auf dem Fuße nach. Polyphont hatte sich als Heerführer und Sieger die Liebe seiner Soldaten erworben, hatte sich einen Anhang unter dem Volke gemacht, und strebte nach der Königskrone. Sichrer seinen Zweck zu erreichen, trug er Meropen seine Hand an, und wurde mit Stolz und Verachtung zurückgewiesen. Dennoch setzte er seinen Plan durch; und wurde von dem wankelmüthigen Volke zum Könige ausgerufen. Merope trug den kleinern Verlust gelassen, denn sie hatte einen größern Verlust —

sie

sie hatte einen verlohrnen Sohn zu beweinen. Doch bald wurde ihr Gram in thränenlosen Schmerz verwandelt.

Ein Jüngling wurde als Mörder vor Gericht geführt. Er hatte, wie er sagte, einen Räuber, der ihn anfiel, erschlagen, und den Erschlagenen in einen Fluß geworfen. Die Königin war geneigt ihm zu glauben; denn er sprach mit dem Ausdruck der Ehrlichkeit, mit dem Tone der Wahrheit. Allein man fand einen Ring bey ihm, der ihm das Verdammungs-Urtheil sprach. Es war der Ring, den Merope in der unvergeßlich bangen Nacht, in welcher ihr Gemahl ermordet ward, dem Sterbenden vom Finger gezogen, und dem treuen Narbas für seinen Pflegesohn gegeben hatte — das einzige Vermächtniß seines Vaters — das Pfand, an dem sie einst ihren Aegisth wieder zu erkennen hoffte, und an ihm jetzt seinen Mörder erkannte. Vergebens behauptete der Jüngling mit festem Tone, daß der Ring ihm gehöre, daß er ihn von seinem Vater erhalten habe: denn er hatte selbst vorher gestanden, daß er aus Elis und ein Sohn Polyklets sey, den Narbas aber nicht kenne.

Mit wüthendem Schmerz wollte sie nun selbst den Tod ihres Sohnes an seinem Mörder rächen.

Schon hatte sie den Dolch auf ihn gezuckt, als in dem entscheidenden Augenblick Narbas eindrang, und den schrecklichen Mord verhütete. Der Jüngling war — Aegisth. Aus kluger Vorsicht hatte Narbas sich und seinem Pflegesohne einen fremden Namen gegeben; denn er fürchtete den Polyphont, von welchem er mit Gewißheit wußte, daß er selbst jenen Ueberfall der Seeräuber veranstaltet, und selbst den Kresphont und dessen Kinder gemordet habe.

Aber Polyphont war nun einmal König, und stellte sich, als zweifle er, ob Aegisth der sey, für den er ausgegeben würde, wollte die Sache erst genauer untersuchen lassen: und bey dieser Untersuchung zitterte die Mutter aufs neue für das Leben ihres Sohnes. Aus Liebe zu diesem Sohne entschloß sich Merope dem verabscheuungswürdigen Tyrannen ihre Hand zu geben, unter der Bedingung, daß sie dann vor allem Volke ihren Aegisth als ihren Sohn umarmen dürfe. —

Schon stand sie vor dem Altare, schon hatte Polyphont die Opferschaale geleert, als Aegisth mit gezogenem Schwerdte in den Tempel einstürmte, und den Tyrannen niederstieß.

Umschlungen von den Armen seiner Mutter entging der kühne Jüngling der Wuth des Volks. Erstaunt, daß Merope sich des Königsmörders so zärtlich und so ängstlich annehme, horchte die ganze Versammlung ihrer Rede, hörte dann die Bestätigung dieser Rede von Narbas, dem von vielen noch gekannten treuen Diener ihres geliebten Königs Kresphonts; fluchte dem getödteten Tyrannen, und huldigte Meropen nnd ihrem tapfern Sohne!

VI *).

Mit frommen Segenswünschen und väterlichen Ermahnungen übergab Alvarez, zeitheriger Statthalter von Peru und Mexico, das Regiment seinem Sohne, und wollte nun von der sauren Arbeit seines, oft getrübten, Tages ausruhen. Oft hatte er, der Held, eine schönere Thräne der Menschlichkeit geweint, wenn er mit aller seiner Macht dennoch nicht immer im Stande war, dem Uebermuth, und der Grau:

*) Alzire. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Gotter.

Grausamkeit europäischer Barbaren zu steuren; weinte sie auch jetzt, da er seinen Nachfolger in der Regierung väterlich ermahnte: Christ und Mensch zu seyn!

Er hatte unter den so genannten Wilden, durch eigene Erfahrung, Menschen kennen gelernt, die der Gottheit hohes Bild noch auf der Stirn und im Herzen trugen. Einst verließen ihn seine Begleiter im wilden Gefechte; er allein widerstand noch. Doch endlich sank ermattet seine Rechte; die Hoffnung floh; der Feind drang ein; Alvarez erwartete den Tod. Siehe, da entwand sein Name dem Feinde die Waffen. Ein Jüngling, ganz für Liebe und Edelmuth geschaffen, umarmte ihn und rief gerührt: „Lebe, Alvarez, deine Tugend ist uns heilig; lebe, und hemme, wenn du kannst, die Wuth, die Tyranney deiner Landsleute!„ (S. 328.)

Durch die Tugend und Menschlichkeit des braven Alvarez, war sein Gefangener, Montezuma, sein Freund, und durch seine freundschaftliche Belehrung ein Christ geworden. Alzire war dem Beyspiel ihres Vaters gefolgt, und es ließ sich erwarten, daß dies Beyspiel eines so geliebten Königs, wie Montezuma war, noch auf viele von seinen Unterthanen wohlthätig wirken werde. Darum ermunterte Alvarez seinen Sohn, Gusman, um so viel herzlicher, durch eine gelinde Regierung die frühere Reife dieser schönen Erwartungen zu befördern. Der Hauptzug in Gusmans Character war aber Herrschsucht; und diese und seine falsche Politik verleitete ihn zu vielen Grausamkeiten. Doch er liebte, liebte die Tochter Montezumas, Alziren: und von dieser Liebe hoffte sein Vater, daß sie seinen rohen Sinn mildern werde.

Alzire, war eine der schönsten Erdentöchter, die unter allen Himmelsstrichen gefallen mußte: denn ihr

hoher Geist und ihr reines sanftes Herz hatten ihren körperlichen Reitzen das Gepräge ächter unverwelklicher Schönheit aufgedrückt. Sie war, ehe die Spanier nach Peru kamen, und unter der Fahne des wohlthätigsten Menschenfreundes sengten, plünderten, mordeten, die Verlobte Zamors, der ihrer schönen Seele durch gleiche Tugend, durch gleiche Herzensgüte verwandt war. Noch liebte sie ihn, den Helden, der für sein Vaterland starb, mit heißer Innbrunst, und haßte und fluchte — nein, hassen und fluchen konnte die schönste weibliche Seele nicht: aber mit unvertilgbarem Abscheu dachte sie doch die Mörder ihrer schuldlosen Brüder, und des Geliebtesten unter ihnen, ihres Zamors. Dennoch bewogen sie die Bitten ihres Vaters, und der Gedanke, vielleicht das Elend ihrer Brüder mildern zu können, dem Gusman zum Altare zu folgen.

Ihr Brautgeschenk sollte die Befreyung der gefangenen Peruaner seyn. Sie erhielt es; und entdeckte unter diesen Gefangenen ihren längst todtgeglaubten, mit bangen Thränen beweinten — Zamor. Und in eben diesem Zamor entdeckte Alvarez den Jüngling, der einst so edelmüthig sein Retter war.

Welche Seligkeit durchströmte die Liebenden im Augenblicke des unverhofften Wiedersehens, aber auch welche Schrecken durchbebten sie, bey dem Gedanken, sich nur wiedergefunden zu haben, um sich auf immer trennen zu müssen! —

Nur allzu schnell erfolgte diese Trennung. Ein Heer von Peruanern empörte sich, und Zamor! war ihre Losung. Gusman zog ihnen entgegen, befahl aber zuvor, die Gefangenen und vor andern den Zamor aufs neue in Fesseln zu werfen. Spät erst kehrte er siegreich zurück, indeß Alzire, durch Gold, den angebeteten Gott, dem die meisten Spanier fröhnten,

ten, ihren Geliebten in Freyheit gesetzt hatte. „Aber, sprach Zamor zu Alziren, was ist Freyheit ohne dich? Liebst du mich, und hast du Muth, etwas für die Liebe zu wagen: so folge mir! Einst lag mein Diadem zu deinen Füßen; jetzt kann ich dir nur mein Herz und eine Wüste bieten. Aber ich biete dir, was ich bieten kann. Komm, folge mir!„

„Nein, antwortete die tugendhafte Alzire, ich darf dir nicht folgen! Ewig — trotz Eid und Himmel! — ewig liebe ich dich, und werde bald zur stillen Gruft gehen, und Gram und Reue mit mir: aber ich habe am Altar den Bund mit Gusman geschworen; ich darf dir nicht folgen!„ (S. 442.)

Sie sprachs und wüthend verließ sie der Jüngling, riß einem Spanier das Schwerdt von der Seite, flog mit Blitzesschnelle in Gusmans Pallast, durchbohrte ihn, sammelte sich im Augenblicke wieder, und reichte entschlossen dem Alvarez das Schwerdt. „Nimm!„ sprach er,

„Ich rächte meine Schmach, erfüllte meine Pflicht;
Du räche die Natur! Vom Blute deines Sohnes
Raucht dieses Schwerdt. Hier, nimm! ich warte meines Lohnes.„ (S. 455.)

Man bemächtigt sich des Mörders, wirft ihn, und, weil man Alziren für Mitverschworene zur Ermordung ihres Gemahls hält, auch sie ins Gefängniß, und das Gericht verdammt sie beide zum Tode. Nur ein Mittel zur Rettung blieb ihnen übrig, nach dem Gesetze eines frommen Eiferers, welches der großmüthige Alvarez zur Rettung des Mörders seines Sohnes jetzt gültig machen wollte: Zamor sollte die christliche Religion annehmen. Ein harter Kampf; nicht weil es sein Leben betraf, das hatte allen Reitz für ihn verlohren: aber es betraf zugleich die Rettung der Ge-

Geliebten, für welche er so gern tausendfachen Tod erduldet hätte. Aber auch seine Götter waren ihm heilig, wie sollte er sie verlassen, um eines Gottes willen, den er verabscheute, weil er Gusmans und seiner Rotte — der Grausamen, der Unmenschen, Gott war. Alzire entschied:

— — „Seys Schwachheit oder Wahn;
Genug, mein Geist nahm gern der Christen Glauben an.
Doch wer dem Gott entsagt, dem er im Herzen huldigt,
Der fehlt aus Schwachheit nicht, deß Frevelthat entschuldigt
Kein Irrthum. Heuchlerisch höhnt er die Majestät
Des Gottes, den er wählt, und deß, den er verräth;
Der täuscht den Himmel selbst, die Welt und sein Gewissen.
Fern seys von dir, Zamor, durch Liebe hingerissen,
Dich einem Dienst zu weihn, den dein Gefühl verdammt!
Und wenn dich Gott nicht selbst erleuchtet, selbst entflammt, —
Dein Herz ist sein Geschenk; das leite dich! — (S. 473.)

Wehmüthig blickte Zamor sie an; reichte ihr die Hand und sprach entschlossen: Wir sterben!

Die unerwartetste Scene entschied das Schicksal Alzirens und ihres Geliebten. Gusman sammelte seine letzten Lebenskräfte, um selbst ihr Urtheil zu sprechen. Die ernste entscheidende Stunde, die den Herrscher der Erde, wie den ärmsten Hüttenbewohner, seine Menschenschwäche, seine Ohnmacht fühlen läßt, hatte den Nebel, der seinen Geist umhüllte, zerstreut,

die

die Fesseln des Wahns, der sein Herz gefangen hielt, zerrissen; mit diesem erhellten Geiste, mit diesem entfesselten Herzen ward er Richter.

„Mein war einst hier das Recht: zu strafen; zu verzeihn;
Und sterbend üb' ichs aus — Zamoren zu befreyn.
„Geh, lebe kühner Feind, und lerne wie ein Christ
Begangnes Unrecht tilgt, erlittenes vergißt. —
Und traurig war das Loos Alzirens — nimm zum Pfand
Der reinsten Sühne, nimm von meiner kalten Hand
Sie wieder — und genießt! — unfähig euch zu neiden,
Sieht es mein Geist — genießt der Lieb' und Unschuld Freuden!„

Zamor.

Erstaunt, beschämt, gerührt verstumm' ich. Ist's ein Traum?
Hat soviel Edelmuth in Christenherzen Raum?
Welch Licht umstrahlet mich! — Ja, diese Seelenstärke,
Sie kommt vom wahren Gott! Nur er leiht seinem Werke
Den Abglanz seiner Huld! — Ich kannte Freundschaftspflicht,
Treu und Beständigkeit — die Großmuth faß' ich nicht.
Ihr Reitz bezaubert mich. Sieh mich aus reuevollem
Zermalmten Herzen dir Lieb' und Bewundrung zollen.

Alzire.

Errôthend sink' auch ich zu deinen Füßen, ich
Dein undankbares Weib — und stürbe gern für dich.
Des Irrthums Binde fällt. Zu spät — an deinem Grabe
Ergreift mich das Gefühl: wen ich beleidigt habe.
Nie kann ich meine Schuld, nie —

Gusman.

Deine Thräne spühlt
Sie weg. Verzeihung wird dem, der sein Unrecht fühlt.
Das letzte Lebewohl — mein Vater! — sey noch lange
Alzirens Schutz — die Lust der Menschheit! — spät empfange
Von deines Sohnes Hand der Tugend ewgen Lohn! —
Zamor! Du wirst ein Christ — mit diesem Trost —

(er stirbt.)

VII *).

Medea, Jasons verstoßene Gemahlin, kommt, um sich zu rächen an dem Ungetreuen, der heute sich mit Kreusen vermählen wollte. Beim Eintritt in Jasons Pallast geht ihr Zorn in Schwermuth über.

„Trauliche Freystatt! — einst den Schutzgöttern
Häuslichen Glück's und frommer Eintracht

Und

*) Medea. Ein Melodrama von Gotter.

Und unverbrüchlicher Treue heilig!
So wag' ich es dich wieder zu betreten?
Sitz unaussprechlicher —
Mir ewig entrißner Freuden!
Haus meines Gatten — der mich von sich stößt!
Meiner Kinder —
Ach die nicht mehr mein sind!
Unglückliche Medea! — (S. 487.)

Sie erhebt sich bey dem Gedanken: daß sie sich rächen könnte. „Aber,„ fragt sie sich selbst, „werde ich auch die beschloßne Rache ausführen können, wenn ich ihn sehe, den liebenswürdigen Verräther? wenn ich die holden Unschuldigen — sein Ebenbild umarme?„ Im tiefsten Gefühl der erlittenen Kränkung flehet sie zur Juno um Rache; denkt es von neuem, daß sie verstoßen, daß sie Kreusen nachgesetzt sey! triumphirt über ihre Macht zu schaden, und jammert wieder über ihre Ohnmacht sich selbst zu nützen. —

„Unselige Macht; — die wilden Elemente
Gehorchen meiner Stimme — und das Herz
Des Mannes, den ich liebe, schließt sich ihr!
Den Orcus zwing ich, Schatten zurück zu geben;
Und ein verlohrnes Herz ruf' ich umsonst zurück!
Palläste ruf' ich hervor — und habe keinen Winkel
Zu meiner Ruhe!„ — (S. 490.)

„Auch der Elendeste der Menschen hat doch irgend
Ein fühlendes Geschöpf, das seinen Kummer theilt;
Doch wen hab' ich? — Für mich — für mich ist jeder

Gesel-

Gesellige Trost vertilgt —
Ich bin allein in der Schöpfung! — (S. 491.)

Aus dumpfer Schwermuth weckt sie das Geräusch der Musik, und des hochzeitlichen Zuges, der vor ihr vorbeyzieht, und entflammt ihre Rache. Schrecklich will sie sich rächen. Sterben, sich krümmen und nicht mehr seyn! das ist für den Verbrecher zu wenig Strafe. Nein —

„Leben soll er — aber sich zur Quaal!
Menschen ein Abscheu, Göttern ein Greuel,
Ein wankendes bleiches Gespenst,
Von Land zu Land sich retten!
Fluchen dem werdenden Tage,
Fluchen der sinkenden Nacht!
Sterben wollen, nicht können! — (S. 495.)

Rache sinnend wünscht sie, daß er schon Kinder von Kreusen hätte; schaudert vor dem Gedanken zurück, ihre eigenen Kinder der Rache zu opfern; „Aber es ist die Natterbrut Jasons! — Und Tod ist Wohlthat für sie; denn

„Scheelsucht wird euch unterdrücken,
Haß an eurer Lebensknospe
Heimlich nagen, bis sie fällt! — —
Nein! — nein, mein Blut soll nicht dem Blut
Kreusens dienen;
Nicht mildern kann ich euer Schicksal —
Doch endigen kann ich's und wills! — —
Es ist Erbarmen, Liebe, Wohlthat —
Die letzte Wohlthat eurer Mutter —
Sie gab es euch — sie nehm es wieder! —
Wandelt in Unschuld und Friede,
Wandelt hinab zu den Schatten! — (S. 497.)

Sie stellt sich die namenlosen Quaalen — die Verzweiflung Jasons über den Tod seiner Kinder vor; ist entschlossen; verliehrt eben so schnell alle ihre Entschlos-

schlossenheit, als sie nun ihre Kinder wieder erblickt, umarmt sie und ruft mit Muttergefühl:

„O der Wonne! — Ich habe nun nicht gelitten — ich bin
Ganz glücklich!„ — (S. 500.)

Von neuem ermannt sie sich zur Rache, faßt den Jüngsten der Knaben, der Jason am ähnlichsten sah: aber der Dolch entsinkt ihrer Hand — sie selbst fällt entkräftet nieder und wehklagt: —

„Ach den Faden meiner Tage,
Milde Parze reiß ihn ab! —
Und du friedliches Gestade,
Land der Ruhe, die ich suche,
Nimm mich auf!„ (S. 507.)

Heil sey Jason und Kreusen! hört sie die Menge rufen; rafft sich auf; und nun steht der schreckliche Entschluß fest in ihrer Seele. — Nur ist ihr noch das Licht des Tages zu heiter, die Sonne zu lieblich. Solche Thaten heischen Finsterniß. (S. 509.) Nacht zaubert sie um sich her, und Wahnsinn unter das Brautgefolge, mordet dann ihre Kinder — zeigt die blutigen Opfer dem Jason — entgeht triumphirend mit wildem Hohngelächter seiner Rache — und Jason stürzt sich in sein Schwerdt, und stirbt neben seinem Kindern. —

VIII *).

a) Plan; und Characteristik der Hauptpersonen.

Von Meinau verließ die französischen Dienste aus Vaterlandsliebe, und träumte sich süße Bilder, wie

*) Menschenhaß und Reue. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von August von Kotzebue. Berlin 1790 bey Christian Friedrich Himburg. $10\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

wie er in seinen Vaterlande leben und wirken, manchen alten Schlendrian verbessern, und manche Thorheit, die sich in hundertjährigen Nebel hüllt, zu Schanden machen wollte. Doch, wem seine Ruhe lieb ist, der wage sie nicht an die Thorheiten der Menschen! Er wurde verfolgt, geneckt, für einen gefährlichen Menschen ausgeschrieen. „Witz hat er,„ so sprach man überall, „aber ein böses Herz!„ Das ärgerte ihn. Er schwieg, tadelte nichts mehr, bewarb sich um das Zutrauen der Menschen — vergebens! Sie konnten es ihm nicht vergessen, daß er einst hatte klüger seyn wollen als sie. Er zog sich in sich selbst zurück, war sich selbst genug, und lebte einsam mitten in der Residenz. Man hatte ihn zum Obrist-lieutenant gemacht; denn man wollte sein Vermögen gern im Lande behalten. Er versah seinen Dienst mit Pünctlichkeit und Eifer, ohne empor zu streben, ohne Auszeichnung zu begehren. Sein Oberst starb, und ein junger Laffe, der seit sechs Monaten die Uniform trug, aber die Ehre hatte, ein Vetter der Mätresse des Fürsten zu seyn, kam an seine Stelle. Meinau forderte seinen Abschied und erhielt ihn. Einige Spöttereyen über den Einfluß der Dame machten ihn zum Gefangenen auf der Festung. Da saß er ein halbes Jahr und kauete an den Nägeln. Nach erhaltener Freyheit raffte er sein Vermögen zusammen, ging aus dem Lande, und wählte Cassel zu seinem Aufenthalte. Hier fand er Freunde, die ihm liebkoseten, ihn verhätschelten, ihm sein Geld abborgten und seinen Wein austranken. Endlich fand er auch ein Weib, ein schuldloses herrliches Geschöpf von kaum funfzehn Jahren. Sie gebahr ihm einen Sohn und eine Tochter, welche die Natur beide mit der Schönheit ihrer Mutter stempelte. O wie liebte er sein Weib, und seine Kinder, und wie glücklich war er durch ihre Liebe! Aber von wie weniger Dauer

war sein Glück! — Der eine seiner Freunde, den er für einen ehrlichen Mann hielt, betrog ihn um sein halbes Vermögen. Bald darauf kam ein andrer Freund, ein Jüngling, den er geliebt, den er mit Geld unterstützt, und durch sein Ansehen emporgeholfen hatte, der verführte ihm sein Weib und lief mit ihr davon. (S. 113—115.)

Dies verwundete sein Herz tödtlich. Umsonst sagte ihm sein Stolz: daß ein Mann sich über ein gutes Weib quäle, sey schon Thorheit, und um ein untreues Weib auch nur Eine Thräne vergießen, sey Raserey. (S. 116.) Empfindung und Liebe besiegt den Stolz, und das Herz kehrt sich an kein Vernunftgeschwätz. Noch liebte er die Ungetreue, doch forschte er nicht nach ihrem Schicksale, und bekämpfte seine Liebe. Unzufrieden mit der Welt, und den Menschen, die er einst so herzlich liebte, die ihm aber seine Liebe so bitter vergolten hatten, vergrub er sich in die Einsamkeit, auf ein Dörfchen, das dem Grafen von Wintersee gehörte. Seine Kinder ließ er in einem benachbarten Landstädtchen, einer Bürgerswittwe, die ihm deswegen ehrlich genug schien, weil sie dumm genug war: damit die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter ihm nicht das Bild entflohener Freuden zurückrufen möchte. Unbekannt — selbst von seinem ehrlichen Bedienten nur seinem Geist und Herzen, nicht seinem Namen nach gekannt — lebte er in Wintersee, und vermied alle menschliche Gesellschaft, war mißtrauisch gegen alle Menschen, wollte sie alle hassen, und fühlte sich dennoch gedrungen, ihr Elend, wenn er es zufällig entdeckte, zu mildern, „weil sein Menschenhaß in seinem Kopfe, nicht in seinem Herzen war.„ (S. 8.) Immer besorgt: „daß man ihn zum Narren seines Herzens machen möchte,„ (S. 9.) folgte er doch immer den Eingebungen dieses gutgeschaffnen Herzens, und half wo er helfen konnte.

Seit

Seit drey Monaten wurde ihm in Unterstützung der Armen einigemal von einer gewissen Madam Müller vorgegriffen, und das ärgerte ihn, weil er menschliche und vorzüglich weibliche Tugend doch nur für bloßes Flittergold hielt. „Die Weiber, sprach er, wollen nun einmal glänzen und schimmern; die Frau in der Stadt durch ihren Witz, die Frau auf dem Lande durch ihr Herz. Oder sie ist gar eine Betschwester, und dann ist es eitel Gleißnerey.„ (S. 14.)

Madam Müller war, so weit man sie kannte, ein vortreffliches Weib, mit schönem Körper und noch schönerer Seele. Die gutherzige Gräfin von Wintersee hatte sie als eine Unglückliche, die der Verzweiflung nahe war, zur Kammerfrau angenommen, und als sich ihr bey näherer Bekanntschaft ein Herz entfaltete, von der Tugend zum Tempel erkohren, und ein Verstand durch die ausgesuchteste Lectüre gebildet, ihr ihre ganze Freundschaft geschenkt. Als sie die Gräfin einst nach Wintersee begleitete, und diese in ihren Augen das stille Entzücken las, mit welchem ihre Seele an den Schönheiten der Natur hing, that sie ihr den Vorschlag, hier zu bleiben, und sich der häuslichen Wirthschaft anzunehmen. Sie ergriff der Gräfin Hand, drückte sie mit ungewöhnlichem Feuer an ihre Lippen, und ihre dankbare Seele schwamm in stummen Thränen. Seitdem wirkte sie in Wintersee unzähliges Gute im Verborgnen, und wurde von jedem Geschöpfe, das sich ihr näherte, angebetet. (S. 84. und 85.)

Auf dem Lande verschmolz ihr Seelenleiden nach und nach in sanftere Melancholie; die Einsamkeit brachte mit ihrem magischen Stabe wieder einige Ruhe in ihr Herz zurück, obgleich die Morgensonne sich noch oft in ihren Thränen spiegelte. (S. 25.)

Um so unangenehmer war es ihr jetzt, daß durch die Ankunft des Grafen, mit seiner Gemahlin und seinem Schwager, dem Major von Horst, die ländliche Ruhe gestört wurde.

Der Graf war bald nach seiner Ankunft von einer schadhaften Brücke ins Wasser herabgestürzt, und würde ohne die Hülfe des Unbekannten ertrunken seyn. Der Unbekannte (Meinau) rettete ihn und entfernte sich, um dem Danke des Geretteten auszuweichen. Um so begieriger wurde der Graf, ihn näher kennen zu lernen, und ließ ihn, da der Bediente mit abschläglicher Antwort zurückkehrte, durch seinen Schwager selbst einladen. Major von der Horst entdeckte in dem Unbekannten seinen trautesten Freund, und bewog ihn durch vieles Bitten, die Einladung des Grafen anzunehmen. Meinau kömmt und findet in der Madam Müller — seine ungetreue Gattin. Madam Müller sinkt bey seinem Anblick in Ohnmacht, und Meinau eilt in seine Einsamkeit zurück, beschließt schnell diesen Ort zu verlassen, und läßt deshalb durch seinen Bedienten seine Kinder herbeyholen.

Horst, obgleich vorher in die nicht gekannnte Gattin seines Freundes verliebt, sucht ihn mit der Unglücklichen, die durch folternde Reue für ihr Verbrechen gebüßt, und durch die unverstellteste Besserung den Himmel versöhnt hatte, und die jetzt sehnlichst wünschte, ihren Gemahl nur auf wenige Minuten noch einmal zu sehen, ihm ihr Unrecht zu bekennen und dann — ohne Hoffnung, seine Verzeihung zu erhalten, auf ewig von ihm zu scheiden: (S. 147.) mit ihr auszusöhnen. Er läßt — ohne daß weder Meinau noch seine Gattin etwas davon erfahren — die Kinder seines Freundes zu sich bringen; bringt seinen Meinau, nach langem Widerstreben, dahin,

seine ungetreue, noch immer geliebte Frau noch einmal zu sprechen, und ihr das letzte Lebewohl zu sagen — und veranstaltet die Scene der Aussöhnung.

Vierter Aufzug; Neunter Auftritt. (S. 158.)

Madam Müller. (welche langsam und bebend herbey schwankt, zu der Gräfin, welche sie unterstützen will) Lassen Sie mich, gnädige Frau! Ich hatte einst Kraft genug zu sündigen; Gott wird mir heute Kraft verleihen, zu büßen. (Sie naht sich dem Unbekannten, welcher mit weggewandtem Gesicht, in großer Bewegung, ihre Anrede erwartet.) Herr Oberster —

Meinau. (mit sanfter zitternder Stimme und stets abgewandtem Gesicht) Was willst du von mir, Eulalia?

Eulalia. (Sehr erschüttert) Nein — um Gottes willen! — darauf war ich nicht vorbereitet. — O dieser Ton schneidet mir durchs Herz! — Dieses Du — dieses vertrauliche Du — Nein! — um Gottes willen! — großmüthiger Mann! einen rauhen, harten Ton für das Ohr der Verbrecherin!

Meinau. (sucht seiner Stimme mehr Festigkeit zu geben) Nun, Madam —

Eulalia. Ach wenn Sie mein Herz erleichtern, wenn Sie sich herablassen wollten, mir Vorwürfe zu machen —

Meinau. Vorwürfe? — Hier stehen sie auf meiner blassen Wange, hier in meinem eingefallenen Auge: diese Vorwürfe konnte ich Ihnen nicht ersparen — mein Mund schont ihres Elends.

Eula-

Eulalia. Wär' ich eine verhärtete Verbrecherin; so würde dieses Schweigen mir Wohlthat seyn: aber ich bin eine reuige Büßende, und dieses edelmüthige Schweigen drückt mich ganz zu Boden. — Ach! so muß ich denn selbst der Herold meiner Schande werden! Denn wo wäre Ruhe für mich, ehe dies Bekenntniß von meinem Herzen abgewälzt worden?

Meinau. Kein Bekenntniß, Madam! Ich weiß alles, und erlasse Ihnen jede Demüthigung. Doch werden Sie selbst einsehen, daß, nach dem, was vorgefallen ist, wir uns auf ewig trennen müssen.

Eulalia. Ich weiß es; auch kam ich nicht hieher, Verzeihung zu erflehen; auch regte sich nicht die leiseste Hoffnung in mir, Verzeihung zu erhalten. Es giebt Verbrechen, welche doppelt schänden, wenn man auch nur den Gedanken hegen kann, sie jemals ganz auszulöschen. Alles, was ich zu hoffen wage, ist: die Versicherung aus Ihrem Munde zu hören, daß Sie meinem Andenken nicht fluchen wollen.

Meinau. (weich) Nein, Eulalia, ich fluche Dir nicht. — Deine Liebe hat mir in bessern Tagen so manche süße Freude gewährt. — Nein, ich werde Dir nie fluchen.

Eulalia. (in großer Bewegung) Mit dem innigen Gefühl, daß ich Ihres Namens unwerth bin, habe ich schon seit drey Jahren einen andern unbekannten getragen. — Aber das ist noch nicht genug — Sie müssen einen Scheidebrief haben — der sie in den Stand setzt, eine würdigere Gattin zu wählen — in deren Armen Gott seinen mildesten Segen auf Sie herabschütten wolle! — dazu wird dieses Papier Ihnen nothwendig seyn; — es enthält ein schriftliches Bekenntniß meiner Verbrechen. (Sie reicht es ihm zitternd dar.)

Meinau. (nimmt es und zerreißt es) Es sey auf ewig vernichtet! Nein, Eulalia! Du allein hast in meinem Herzen geherrscht, und — ich schäme mich nicht, es zu bekennen — Du allein wirst ewig darin herrschen! Dein eignes Gefühl für Tugend und Ehre verbietet dir, diese Schwachheit nutzen zu wollen; und wäre es — nun bey Gott! diese Schwachheit ist meiner Ehre untergeordnet. Aber nie, nie wird ein anderes Weib mir Eulalien ersetzen!

Eulalia. (zitternd) Nun, so bliebe mir nichts weiter übrig, als — Abschied von Ihnen zu nehmen.

Meinau. Halt! Noch einen Augenblick. Wir haben einige Monate lang, ohne es zu wissen, einander sehr nahe gelebt; ich habe viel Gutes von Ihnen erfahren. Sie haben ein Herz, weich geschaffen für die Noth Ihrer armen Brüder. Es muß Ihnen nie an Mitteln fehlen, diesen Hang zu befriedigen — auch Sie selbst müssen nie Mangel leiden. Diese Schrift versichert Ihnen eine Leibrente von tausend Thalern, welche der Banquier Schmidt in Cassel Ihnen alljährlich auszahlen wird.

Eulalia. Nimmermehr! Die Arbeit meiner Hände muß mich ernähren. Ein Bissen Brod, von einer Thräne der Reue befeuchtet, wird mir mehr Ruhe gewähren, als das Bewußtseyn von dem Vermögen eines Mannes zu schwelgen, den ich einst so schändlich verrathen konnte.

Meinau. Nehmen Sie, Madam, nehmen Sie!

Eulalia. Ich habe diese Demüthigung verdient — aber ich flüchte zu Ihrer Großmuth. Verschonen Sie mich.

Meinau. (bey Seite) Gott! welch ein Weib hat der Bube mir entrissen! (Er steckt das Papier wieder zu sich) Wohl, Madam, ich ehre Ihre Gründe,

und stehe ab von meinem Begehren: doch nur unter der Bedingung, daß, wenn es Ihnen je an etwas mangelt, ich der Erste und Einzige sey, an den Sie sich freymüthig wenden.

Eulalia. Ich verspreche es.

Meinau. Und nun darf ich wenigstens verlangen, daß Sie Ihr Eigenthum zurücknehmen, Ihren Schmuck. (Er reicht ihr das Schmuckkästchen)

Eulalia. (sehr bewegt, öffnet das Kästchen, und Ihre Thränen stürzen darauf) Ach! da schwebt es vor meiner Seele, das süße Bild jenes schönen Abends, an welchem Sie mir diesen Schmuck schenkten. An jenem Abend legte mein alter Vater unsere Hände in einander, und froh sprach ich ihn aus, den Schwur ewiger Treue. — Er ist gebrochen — damals hatt' ich ein reines schuldloses Herz — ach! dies Gefühl kauft keine Reue zurück! — Dies Halsband schenkten Sie mir vor fünf Jahren, an meinem Geburtstage. Das war ein glücklicher Tag. Sie hatten ein kleines ländliches Fest veranstaltet. O! wie waren wir alle so heiter und froh! Diese Schmucknadel erhielt ich, als ich meinen Wilhelm gebohren hatte — O wie schwer drückt die Erinnerung an entflohene Freuden, wenn du selbst ihr Mörder warst! — Nein, auch diesen Schmuck kann ich nicht behalten. — Es müßte dann Ihre Absicht seyn, mir durch seinen Anblick endlose Vorwürfe zu bereiten. — Nehmen Sie ihn zurück. (Sie reicht ihm den Schmuckkasten, nachdem sie vorher nur die Nadel herausgenommen)

Meinau. (in eben so großer Gemüthsbewegung, als Eulalia, welche er aber zu verbergen sucht, nimmt den Schmuck mit weggewandtem Gesicht und steckt ihn ein)

Eulalia. Nur diese Nadel sey mir ein Andenken an die Geburt meines Wilhelms.

Meinau. (bey Seite) Nein, länger halte ichs nicht aus. (zu ihr mit schwankendem Tone) Leben Sie wohl!

Eulalia. O nur noch eine Minute, nur noch zur Beantwortung einer Frage. Beruhigung des Mutterherzens! — Leben meine Kinder noch?

Meinau. Sie leben.

Eulalia. Und sind gesund?

Meinau. Gesund.

Eulalia. Gott sey Dank! — Mein Wilhelm ist wol schon recht groß geworden?

Meinau. Ich vermuthe.

Eulalia. Und Malchen — ist sie noch Ihr Liebling?

(Meinau, den diese ganze Scene sichtbar tief erschüttert, bleibt stumm im Kampf mit Ehr und Liebe)

Eulalia. O großmüthiger Mann, ich bitte Sie, lassen Sie mich meine Kinder noch einmal sehen, ehe wir scheiden, daß ich sie an mein Herz drücke, daß ich sie segne, daß ich die Züge ihres Vaters in ihnen küsse.

(Meinau schweigt; Eulalia fährt nach einer Pause fort)

Ach! wenn Sie wüßten, wie in diesen drey fürchterlichen Jahren mein Herz an meinen Kindern hing; wie mir die Thränen in die Augen schossen, so oft ich einen Knaben oder ein Mädchen gleiches Alters erblickte; wie ich zuweilen in der Dämmerung in meiner einsamen Kammer saß, mich an den Zauberbildern meiner regen Phantasie letzend, bald Wilhelm, bald Malchen auf meinem Schooße wiegend — O! erlauben Sie mir immer, sie noch einmal zu sehen!

nur

nur eine mütterliche Umarmung, und wir trennen uns dann auf ewig.

Meinau. Gern, Eulalia — noch diesen Abend — ich erwarte die Kinder jeden Augenblick — sie wurden im nächsten Städtchen erzogen — ich habe meinen Bedienten dahin gesandt — er könnte schon zurück seyn — ich gebe Ihnen mein Wort, so bald sie kommen, sende ich sie aufs Schloß. Da mögen sie, wenn es Ihnen gefällt, bis zum Anbruch des morgenden Tages bey Ihnen bleiben — dann nehme ich sie wieder mit mir. (Pause)

(Die Gräfin und ihr Bruder, welche wenige Schritte von der ganzen Unterredung mit innigster Theilnahme zuhörten, treten näher. Die Gräfin stellt sich mit dem Knaben hinter Eulalien; der Major mit dem Mädchen hinter Meinau.)

Eulalia. So hätten wir uns dann in diesem Leben weiter nichts zu sagen. (All' ihre Entschlossenheit zusammenraffend) Leben Sie wohl, edler Mann! (ergreift seine Hand) Vergessen Sie eine Unglückliche, die Sie nie vergessen wird. (Kniet nieder) Lassen Sie mich noch einmal diese Hand an meine Lippen drücken; diese Hand, die einst mein war!

Meinau. (Sie aufhebend) Keine Erniedrigung, Eulalia! (er schüttelt ihr die Hand) Leben Sie wohl!

Eulalia. Auf ewig!

Meinau. Auf ewig!

Eulalia. Wir scheiden ohne Groll —

Meinau. Ohne Groll.

Eulalia. Und wenn ich einst genug gebüßt habe; wenn wir in einer bessern Welt uns wiedersehen —

Meinau. Dort herrschen keine Vorurtheile; dann bist du wieder mein! (Beider Hände liegen in ein=

einander, beider Blicke begegnen sich wehmüthig. Sie stammeln noch ein Lebewohl! und trennen sich, aber indem sie gehen wollen, stößt Eulalia auf den kleinen Wilhelm, und Meinau auf Malchen.)

Malchen. Vater —

Wilhelm. Mutter —

(Vater und Mutter drücken sprachlos die Kinder in ihre Arme.)

Malchen. Lieber Vater —

Wilhelm. Liebe Mutter —

(Vater und Mutter reißen sich los von den Kindern, sehen einander an, breiten die Arme aus, und stürzen sich eins in des andern Arme.)

Meinau. Ich verzeihe Dir!

(Die Gräfin und der Major heben die Kinder in die Höhe, welche sich an ihre Eltern anklammern, und lieber Vater! liebe Mutter! rufen.)

b) Characteristische Züge der Nebenrollen.

Bittermann, Haushofmeister des Grafen. Närrische Prahlerey, wegen ausgebreiteter Correspondenz mit den wichtigsten Männern.

Peter, sein Sohn. Viel Einfalt bey vieler Herzensgüte. (Siehe Komische Züge.)

Lotte. Der Gräfin Kammerjungfer mag sich mit dem niedrigen Volke nicht familiarisiren; denn ihr Vater war — Hofkutscher.

Der Graf. „Ein liebenswürdiger Epikuräer, immer gleichlaunigt, immer genießend jede Minute seines Lebens — tropfenweise, wie das erste Glas Rheinwein, welches der Arzt einem Kranken erlaubt — ein Schooßkind des Glücks um der gesunden Mischung seiner Säfte willen.„ (S. 42.)

c)

c) Komische Züge.

1) Peter rühmt sich: daß er den Auftrag der Madam Müller an einen Armen recht verschwiegen ausgerichtet habe: „ich sagte dem Alten, er sollte nicht etwa denken, daß Madam M. ihm das Geld geschickt habe; denn das würde ich in meinem Leben nicht ausplaudern.„ (S. 10.)

b) Er wiederholt, als Echo, die Worte seines Vaters bey der Bewillkommung des Major Horst. (S. 36.)

c) Verkündigt, daß der Graf ins Wasser gefallen, lautschreiend:

„Die Excellenz ist ersoffen!„
Wer? — Was? — Ertrunken? —
„Ja!„
Todt? —
„Nein todt ist er nicht; aber die Excellenz triefst wie ein Budel am ganzen Leibe. (S. 62.)

d) Peter, sagte der Graf, hole Pfeifen für uns! (Der Major war bey ihm.) Peter rauchte auch sein Pfeifchen mit, so sauer es ihm auch wurde, weil er das Rauchen nicht gewohnt war; denn der Graf sagte ja: hole Pfeifen für uns! und unter die uns gehörte er doch auch. (S. 103.)

e) Er spricht am liebsten mit sich selbst — weil er sich selbst doch am besten versteht. (S. 4.)

2) Graf. Wer ist denn der große Maulaffe da?

Bittermann. Das ist, mit Respect zu melden, mein leiblicher Sohn, mit Namen Peter. (S. 56.)

Dritter Abschnitt.

G e d i c h t e.

A. Lyrische Gedichte.

I. Romanzen.

2. Der wilde Jäger *).

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Halloh, Halloh, zu Fuß und Roß!„
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt ihm nach der Troß;
Laut klifft und klafft es, frey vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Haid und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feyerklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

Rischrasch queer übern Kreutzweg gings,
Mit Horridoh und Hussasa.
Sieh da! Sieh da, kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

Wer

*) Bürgers Gedichte 2ter Theil S. 145.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ichs nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht.
Groß, dunkelgelb der linke Ritter,
Schoß Blitz vom Aug, wie Ungewitter.

„Willkommen hier, zu rechter Frist,
Willkommen zu der edlen Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt.„ —
Er riefs, schlug laut sich an die Hüfte,
Und schwang den Huth hoch in die Lüfte.

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang,
Sprach der zur Rechten, sanftes Muths,
Zu Feyerglock und Chorgesang.
Kehr um! Erjagst dir heut nichts guts.
Laß dich den guten Engel warnen,
Und nicht vom Bösen dich umgarnen! —

Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!
Fiel rasch der linke Ritter drein.
Was Glockenklang? Was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, euch lehren,
Und euch von jenem nicht bethören!„ —

Ha! wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der scher' ans Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!„ —

Und hurre hurre vorwärts gings,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten neben an.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne,
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

Und

Und lauter stieß der Graf ins Horn;
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt Einer todt dahin vom Troß.
Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen.„

Das Wild duckt sich ins Aehrenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauren Schweiß des Armen!

Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des rechten Warnen
Und läßt vom linken sich umgarnen.

Hinweg, du Hund! schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an.
Sonst hetz ich selbst, beym Teufel! dich.
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitsche um die Ohren!

Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich übern Hagen rasch voran,
Und hinterher, bey Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan,
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Heerden.

Doch

Doch hin und her, durch Flur und Wald,
Und her und hin, durch Wald und Flur,
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Heerde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes stilles Vieh in Ruh!
Bedenket, lieber Herr, hier graſ't
So mancher armen Wittwen Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!

Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

Verwegner Hund, der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um und angewachsen wärst,
Und jede Vettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergötzen,
Euch stracks ins Himmelreich zu hetzen.

Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Doho! Hassasa!„ —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Heerde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächern Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte,
In eines Kläusners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hassasa,
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall,
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Kläusner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freystatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Creatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letzten male laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen!„

Der Rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen,
Läßt er vom Linken sich umgarnen!„

„Verderben hin, Verderben her!
Das, ruft er, macht mir wenig Graus.
Und wenns im dritten Himmel wär,
So acht' ichs keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen;
So will ich meine Lust doch büßen;„

Er schwingt die Peitsche, stößt ins Horn:
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Hui, schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt ins Horn, es tönet nicht;
Er ruft und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten
Und kann nicht vor, nicht rückwärts reiten.

Drauf

Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer, wie ein Grab.
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,
Dies Urtheil eine Donnerstimme:

„Du Wüthrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier!
Das Ach und Weh der Creatur,
Und deine Missethat an ihr,
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch, und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu frohnen,
Nicht Schöpfer, noch Geschöpf verschonen!„ —

Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub!
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn beym Wirbel packen;
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her,
Mit grüner, blauer, rother Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer;
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
Und flieht lautheulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bey Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt,
Und oft dem Wüstling noch bey Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wol manches Jägers Mund bezeugen.

3. Der Kaiser und der Abt *).

Ich will euch erzählen ein Mährchen, gar schnurrig:
Es war 'mal ein Kaiser; der Kaiser war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur Schade! sein Schäfer war klüger als Er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte:
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst;
Und öfter noch litt' er gar Hunger und Durst.

Das

*) Bürgers Gedichte 2ter Theil S. 178.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und waidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht.
Drey Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er, mit reisigem Kriegesgeschwader,
In brennender Hitze des Sommers vorbey.
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtey.

„Ha, dachte der Kaiser, zur glücklichen Stunde!„
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir deucht es ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

Doch deucht mir daneben, euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wol, wenn ich euch Arbeit ertheile.
Man rühmet, ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr höret das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich denn euren zwey tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drey artige Nüsse zu knacken.
Drey Monden von nun an bestimm ich zur Zeit.
Dann will ich auf diese drey Fragen Bescheid.

Zum ersten: Wann hoch ich, im fürstlichen Rathe,
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wol werth bis zum Heller mag seyn.

Zum zweyten sollt ihr mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid drauf ist euch nur Spiel.

Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Aufs Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen: allein
Es soll auch kein Titelchen wahres d'ran seyn.

Und könnt ihr mir diese drey Fragen nicht lösen,
So seyd ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So lass' ich euch führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes, den Schwanz in der Hand." —

D'rauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwey, drey, vier Univers'täten,
Er fragte bey ein, zwey, drey, vier Facultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf:
Doch löste kein Doctor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen, bey herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun

Nun sucht' er, ein bleicher hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn, auf selten betretener Bahn,
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

„Herr Abt, sprach Hans Bendix, was mögt ihr euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt ihr ein!
Mein Sixchen! Es muß euch was angethan seyn.„ —

Ach guter Hans Bendix, so muß sich's wol schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drey Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum ersten: Wann hoch Er, im fürstlichen Rathe,
Zu Throne sich zeiget, im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wol werth bis zum Heller mag seyn.

Zum zweyten soll ich ihm berechnen und sagen:
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen: allein,
Es soll auch kein Titelchen wahres d'ran seyn.

Und kann ich ihm diese drey Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes, den Schwanz in der Hand.„ —

„Nichts weiter? erwiedert Hans Bendix mit Lachen,
Herr, gebt euch zufrieden! das will ich schon machen.
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreutzchen und Kleid;
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt.„

Da sprang wie ein Böcklein der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen,
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt,
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt' er mit Scepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich itzt werth, bis zum Heller, mag seyn.„ —

„Für

„Für dreyßig Reichsgulden ward Christus verschachert;
D'rum gäb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,
Für euch keinen Deut mehr, als zwanzig und neun,
Denn Einen müßt ihr doch wol minder werth seyn.„ —

„Hum, sagte der Kaiser, der Grund läßt sich hören,
Und mag den durchlauchtigen Stolz wol bekehren.
Nie hätt' ich, bey meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

Nun aber sollst du mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid d'rauf auch nur ein Spiel?„ —

„Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh sattelt und reitet,
Und stets sie in einerley Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweymal zwölf Stunden ist alles gethan.„ —

„Ha lachte der Kaiser, vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, was falsch ist? das bringe heraus!
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!„ —

„Ihr denket, ich wäre der Abt von St. Gallen.„ —
„Ganz recht! Und das kann von der Wahrheit nicht fallen.„ —
Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget eu'r Sinn:
Denn wißt, daß ich Bendix sein Schäfer nur bin! —

„Was Henker du bist nicht der Abt von St. Gallen?„
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
Wohlan dann, so sollst du von nun an es seyn!

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst quid juris verstehn!
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n.„

„Mit Gunsten, Herr Kaiser! das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein.„ —

„Ach,

„Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht Schade!
Erbitte demnach dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank:
D'rum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank.„ —

„Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nöthig:
Doch seyd ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn,
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon.„ —

„Ha bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle.
D'rum sey der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obenein dir ein Panisbrief beschert.

Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schaafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot,
Umsonst, bis an seinen sanftseligen Tod.„

II. Lieder.

1. Das Blümchen Wunderhold *).

Es blüht ein Blümchen irgendwo
In einem stillen Thal.
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,
Wie Abendsonnenstrahl.
Das ist viel köstlicher, als Gold,
Als Perl' und Diamant.
Drum wird es „Blümchen Wunderhold„
Mit gutem Fug genannt.

Wohl sänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft:
Wie es am Leib' und am Gemüth
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann:
Das leistet traun! mein Blümchen dir.
Man säh' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird wie ein Engel schön.
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib gesehn.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieh'ts, wie ein Talisman,
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Deß Wangen hoch sich bläh'n,
Deß Nase nur nach Äther schnaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt dein Haupt herab.

Es

*) Bürgers Gedichte I. S. 263.

Es wehet über dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor;
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreyers Kehle mit,
Und wandelt in Zefyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wenn Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn,
Und Lust, wenn sie in deinem Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.

O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt!
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt!
Wie man alsdenn nichts thut und spricht,
Drob jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und strotzet nicht
Und drängt sich nicht voran.

O wie man da so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt!
Denn Wunderhold hält alles fern,
Was giftig beißt und sticht;
Und stäch' ein Molch auch noch so gern,
So kann und kann er nicht.

Ich sing', o Lieber, glaub es mir
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder dir
Fast hart zu glauben fällt.
Mein Lied ist nur ein Wiederschein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Wesen streut.

Ach! hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war —
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinterm Traualtar —
Denn würdest du es ganz verstehn,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit sehn,
Wie in den hellen Tag.

Wol hundertmal verdankt ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wann ichs verlohr.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust.
Erst, wenn ich büße meine Schuld,
Bereu ich den Verlust.

O was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib' und am Gemüth
Ihr, meiner Holdin, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied! —
Weil's mehr, als Seide, Perl' und Gold
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn' ichs „Blümchen Wunderhold„
Sonst heißt's — Bescheidenheit.

III. Oden.

1. Feyer des Jahres Tausend Siebenhundert und Neunzig *).

Jahr des Friedens! — so nennen dich einst noch späte Geschlechter!
Jahr des Friedens, wir segnen dir nach! — Zwar saßen, voll Trübsinns,
Schon die Träumer der Zukunft, und sahn Europa von Osten
Bis nach Westen, von Norden bis Süden hinunter, in Flammen!
Sahn vom Lande den Krieg in alle Meere der Erde
Fliegen, vom Belt und Mittelmeer zu Columbia's Küsten,
Und zu Indiens Bayen und allen Inseln des Südmeers!
Reiche sanken in Trümmer, und neue gewaltige Reiche
Stiegen aus den Trümmern empor; erniedrigte Fürsten
Blickten traurig zurück auf entflohene Tage des Ruhmes,
Andre verweilten mit Lust bey schwererrungnen Trophäen.
Also schwebten die Bilder vor ihren Augen: doch anders
Waren die Träume der Menschen, und anders das Schicksal der Zukunft.

Siehe, sie stieg herab, in der Rechten den heiligen Oelzweig,
In der Linken das reiche Füllhorn, unter die Völker

Stieg

*) Deutsche Monatsschrift. 1791. Jänner. S. 1—19.

Stieg sie segnend herab, die Göttin des seligen Friedens!
Euch erschien sie vor allen zuerst, versammelte Weisen
Reichenbachs! Sie neigte mit freundlichem Lächeln den Oelzweig
Auf Borussia's glückliche Fluren, und Austria's Völker
Weckte zu neuer Hoffnung ihr Blick, nach Jahren des Leidens!
Und bald hört' ich ein Chor von Friedrich Wilhelms Getreuen;
Jüngling' und Jungfrauen, wechselnd bald, bald wieder vereinigt,
Priesen ihr Glück, und empfingen die Göttin mit fröhlichen Liedern;

(Beide Chöre.)

Göttin des seligen Friedens.
Sterblicher du und Unsterblicher Wonne,
Komm von deinem Himmel
Zu uns, die wir flehen, zur Erde herab!

(Chor der Jünglinge.)

Sie kommt! — Wie Säuseln des Westes
Ist ihrer Fittige Schlag;
Und wo ihre Rechte den Oelzweig senkt,
Lebt neues Leben auf!

(Chor der Jungfrauen.)

Sie kommt! — Schon ziehn in Schaaren
Die Krieger, jüngst noch rüstig zum Streit,
Nun treue Bebauer des Landes,
Zu Braut und Weib und Kindern heim!

(Chor

(Chor der Jünglinge.)

Und die Feuerschlünde der Schlacht,
Jüngst noch fürchterlich drohend,
Verstummen,
In ihr Zeughaus zurücke gesandt!

(Chor der Jungfrauen.)

Und die Rosse, die sie seufzend zogen,
Athmen freyer, und dienen
Dem friedlichen Bürger und Landmann,
Der seines Feldes Frucht mit ihnen theilt!

(Beide Chöre.)

Göttin des seligen Friedens,
Du aller Lebendigen Wonne,
Komm, Borussia's Fluren hold,
Komm, ewig bey uns zu wohnen!

(Chor der Jungfrauen.)

Denn unter Helden, die furchtlos
Im Getümmel der Schlacht,
Um Dich den Völkern zu erkämpfen,
Entgegen gegangen wären dem Tode,
Wohnst du mit Ehren, unentweiht
Von bösem Bürgertumult,
Und Licht und Ordnung schützt
Des Fürsten und des Pflügers Recht!

(Chor der Jünglinge.)

Unter Weisen, vertraut
Mit aller Wissenschaft und Kunst,
Und allem Gebrauche der Freyheit
Und aller Thätigkeit,
Wohnst du mit Ehren, und täglich
Flammen in deinem heiligen Tempel
Dir Opfer, deiner werth,
Auf Blumengeschmücktem Altar!

(Beide

(Beide Chöre.)

Göttinn, o Göttinn des seligen Friedens,
Komm dann, ewig bey uns zu wohnen,
Und segne, von hier aus, mit freundlichem Scepter
Europa's Völker rings umher!

Also sangen im feyernden Reigen die Jüngling' und Jungfraun:
Und in die Lieder der Spree vermischten sich Lieder der Donau.

Nach Trauerjahren kehrst du dem Land zurück,
O holder Friede! — Glücklicher hätte nie
Der böse Krieg, der Landverwüster,
Weg dich getrieben aus Josephs Erbe!

Ach Joseph! Joseph! — Immer entrinnen dir
Aus treuen Augen spätere Thränen noch; —
Du liebtest doch dein Volk, und kanntest
Nur nicht die Zeit, die zu Thaten reif ist.

Gerecht dich richten werden die Enkel einst,
Wenn endlich Haß und Liebe verschwunden sind,
Und nun das Gute, was du wolltest,
Selbst die erleuchteten Völker wünschen!

Auch Dich, o Vater Laudon, dich, unser Stolz,
Des Moslems Schrecken, raubte der Krieg uns fort!
Zwar sammelt' er zu deinen Lorbern,
Edelster Greis, dir noch neue Kränze,

Dein Silberhaar zu schmücken: Doch ehrenvoll
War deine Ruh schon, dürfte der Kränze nicht,
Die dich an deines Gellerts Seite *)
Schneller im Grabe zu schlummern, führten.

Ach, Stürme drohten, Stürme von Ost und West,
Von Norden Stürme: Länder bewegten sich,
Und neu Gesetz und alte Sitte
Kämpften, wie einst in des Chaos Tiefen

Das Licht und Dunkel! Bitterkeit, tief gefühlt,
Vergällte Josephs scheidenden Augenblick;
Elisens Tod, auch er, und Nebel
Deckten die Zukunft des Forschers Auge!

Wer, wer ist Retter? Von den Unsterblichen,
Von Erdensöhnen einer? wer schützt das Reich,
Daß nicht es sinkt? beschwört die Stürme?
Heitert, nach Nebeln, der Zukunft Aussicht?

Du warst gewählt vom Himmel, o Leopold,
Zu seyn der Retter! Siehe, du hattest nicht
Seit gestern erst die Kunst der Künste,
Völkerbeherrscher zu seyn, gelernt:

Toscana's Fürsten hatten die Völker längst
Genannt mit Ehrfurcht; hatten, bewundrungsvoll,
Längst deinem Geist und deiner Tugend
Reiche gewünscht, die du glücklich machtest!

Du kamst, und Hoffnung wandelte, wie du kamst,
Sich bald in Freuden! Siehe, du botest gern,
Obgleich zum harten Kampf gerüstet,
Friedlichen Nachbarn die Hand zum Frieden.

Nicht

*) Er liegt neben dem Monument begraben, das er Gellert in seinem Garten zu Hadersdorf errichtet hatte.

Nicht alten Reichen neue durch Menschenblut
Hinzuzukaufen, dünkte dir groß zu seyn:
Dir dünkten, was dir Gott gegeben,
Glücklich zu machen, die größern Ehren!

Drum neigte deinem Scepter der Ungar sich,
Vergaß des Zorns und huldigte freudenvoll
Dem weisen König, sieht aufs neue
Seine gesegneten Fluren blühen!

Drum öffnet endlich, endlich der Belgier
Dem Vaterwort sein lange betäubtes Ohr;
Und, nicht von Schwärmern mehr verblendet,
Eilt er, die Freyheit bey dir zu finden!

Drum wählte Deutschland unter den Fürsten dich,
Geehrten Fürsten, Kronen zu tragen werth, —
Dich unter allen seinen Fürsten,
Dich, auf dem glänzenden Thron zu sitzen,

Auf dem Ottone saßen, und Heinriche,
Und Carl und Friedrich, ihrer Jahrhunderte
Bewundrung, kühn am Tag der Feldschlacht,
Aber auch weis' und der Musen Freunde!

Sey deinem Vaterlande, Theresiens
Erzeugter du auch, dreymal, o Leopold,
Willkommen! Unter dir wird Deutschlands
Frieden und Freyheit und Ehre blühn!

Mit den Wellen des Stroms floß unaufhaltsam das Lied fort.
Und es hörten's die Söhne der Fremden. Von Asiens Küsten
Kamen sie einst herüber, Europa's lustigste Fluren

Sich

Sich zum Sitz zu nehmen: doch wenn sie Menschlichkeit lernen,
Sollen sie bleiben, nicht Fremdlinge mehr, nein! Brüder uns heißen.
Und sie horchten bewundernd. Doch als die Boten des Friedens
Kamen, und Friedrich Wilhelms, des fernen Königs, Großmuth
Ihnen verkündigten, ward die Bewundrung stummes Erstaunen.
Endlich blickten sie auf, und Lieder des Dankes entströmten
Ihren Lippen zu Allah, dem allbarmherzigen Helfer.

Allah, du hilfst! Allah, du hilfst
Dennoch dem Volk, das dir dient!

In deinem Namen wagten wir's,
Allbarmherziger,
Unsern Drängern entgegen zu gehn!
Himmel und Erde sind Zeugen:
Mit friedlichen Nachbarn friedlich zu leben,
War unser Wunsch.

Aber in Norden, in Norden war
Geschworen unser Untergang.
Und Joseph, den wir ehrten,
Schloß mit Norden den Bund.
Und ihre ganze Heereskraft
Sandten Nord und West.

Aber Allah, du hilfst! Allah, du hilfst
Dennoch dem Volk, das dir dient!

Früh starb Joseph; und Leopold,
Sagte der Ruhm, ist friedlich und weise.
Drum, Friedrich Wilhelm, hört' er deine Stimme.
Deiner Ahnherrn Thatenglanz
Schimmerte bis in die Länder des Morgens,
Aber auf jedes Moslems Lippe
Schwebt dein Name lieblicher,
Als der Sängerinnen Gesang!

Noch droht das Schrecken aus Norden:
Aber der Allbarmherzige
Gebeut den Stürmen des Meers,
Und wird dem Schrecken aus Norden gebieten!

Allah! du hilfst, Allah, du hilfst
Dennoch dem Volk, das dir dient.

Also hört' ich im Geist die Stimmen der dankenden Völker.
Zwar kommt selbst auch der Krieg vom Schöpfer endloser Freuden!
Er ist's, er erschüttert durch mächtige Stürme den Luftkreis;
Er erregt die Völker, daß sie wie schäumende Wogen
Aneinander sich stoßen und brechen und sinken. Doch Sturm nicht
Ist sein Zweck; ist Mittel zum Zweck! Drum jauchzen die Völker
Freudig der neuen Sonn' und dem neuen Frieden entgegen!
Fühlen vollkommner sich und sind vollkommner geworden!
Denn die Erschütterung, die tief durch alle Nerven und Adern

Drang des Menschengeschlechts, mit allgewaltiger Stärke
Hat sie schlummernde Kräfte geweckt. Drum fliegen, wie Adler,
Neue Namen empor. Drum bilden wider den Angriff
Künste des Schutzes sich, die Sicherheit künftiger Zeiten.
Einst, wenn Feuer und Wasser, den Erdkreis schöner zu bilden,
Ihre Stürme vollbracht, wird ewiger Frühling regieren:
Und ist endlich durch Kampf der widerstreitenden Kräfte,
Endlich der Menschen Geschlecht zu aller Weisheit und Tugend
Auferzogen: bedarfs, die trägen Schlummerer zu wecken,
Keiner donnernden Schlacht; auch ohne Treiber des Kriegs wird
Alles Thätigkeit seyn, des vollkommnern Werth ihn
Schützen, und, der sie weidet, der Hirt der Völker sich schämen
Liebenswürdige Völker dem Schwerdt und den Flammen zu opfern! —
Freut euch, ihr Völker, indeß (denn ferne Jahrhunderte bringen
Erst der Erde dies Glück!) wenn euch, nach Stürmen des Krieges,
Wieder die Sonne des Friedens erscheint, und feyert im Tempel,
Feyert die Tage des Glücks, da Fürsten sich wieder versöhnten.

Also feyertest du mit treuen Bürgern, o Gustav,
Hohes Fest. Denn auch dir, dir kehrte, nach glänzendem Siege,
Wieder der Friede zurück. Schon hatte, kühner berechnend,
Nassau den Tag gezählt, dich in der Enge zu fangen
Oder in Grund zu vertilgen, um seiner Kaiserin Feste
Neuen Schimmer zu geben: doch anders wollte das Schicksal.
Und kaum flogen auf Flügeln des Windes vom Strome der Oder
Stimmen des Friedens ihr zu; so bot sie, siehe, zum Frieden
Dir auch wieder die Hand! Und Freud' erscholl auf den Schiffen,
Freud' im Lager, und Freude durch alle Provinzen des Landes;
Denn die Last des Krieges war schwer. Vom dankbaren König
Treuen Bürgern geweiht, steigt unter den Händen des Künstlers,
Siehe, der Obelisk nun empor, ein unsterbliches Denkmal!

Fürchterlich schön, — (wär's nicht zu schrecklichem Tod und Verderben
Für das Menschengeschlecht, ein herzerhebender Anblick!)
Wimmelten, Albion, schon in deinen Häfen, in deinen
Häfen, Iberia, Flotten, mit tausend Donnern bewaffnet.

Schreck:

Schrecklich wüthet der Tod, wenn zornig, am Tage der Feldschlacht,
Mann und Roß mit Feuer und Stahl einander begegnen,
Heere, gehüllt in Dampf, sich morden, der Schwerdter Geklirr tönt,
Und in der kleinen Feuer Geprassel der wilden Kartaune
Donner schlägt; der Sieger dann die fliehenden Schaaren
Vor sich hertreibt, Felder mit Wundenvollen und Todten
Weit bedeckt sind, und Sterbender Aechzen erfüllt den Luftkreis:
Aber schrecklicher ists, wenn auf erzitternden Meeren
Schiff an Schiff erdonnernd sich legt, zur Rechten auf einmal
Seine Flammenschlünde sich all' itzt öffnen, zur Linken
Itzt auf einmal alle, daß wankend der große Coloß bebt,
Hin und her geworfen, ein Spiel der Donner; dann krachend
Kugeln das Schiff und den Mast zersplittern, daß zwischen die Kämpfer
Zehnfacher Tod auf Kugelgeschoß und Trümmern umherfährt;
Brand im Schiffe dann ras't, hier Löscher sich tummeln, dort Feinde
Neue Nahrung ihm senden, Verdeck und Masten den Einsturz
Drohn, des Todes Angst und zuckende stumme Verzweiflung
Herrscht in allen Herzen, denn keine Rettung ist übrig;

Wolken von Dampf umhüllen das Schiff und die Todesgestalten;
Itzt ergreift die Flamme den Sitz der Donner, und Ein Schlag
Schleudert, zertrümmert in tausendmaltausend Trümmer, den Riesen,
Masten und Kugeln, Kartaunen und Tauen, und Scheiter und Menschen,
Weit umher durch die Luft, ins Meer, auf Schiffe; der Abgrund
Oeffnet sich unter ihm, und heulende, schäumende Wellen
Schlagen über dem Rumpfe zusammen. So wüthen die Tode,
Wo im offenen Meer die Menschen Menschen vertilgen. — —
Also drohten Albions schon und Iberiens Helden
Sich zu vertilgen; denn fern im Nutkasunde, wo alles
Schläft, wenn wir wachen, und wacht, wenn wir schlafen, hatten einander
Jüngst mit Zorne beleidigt des Oceans stolze Gebieter!
Aber, Georg, dein fester Entschluß, unwandelbar stehend,
„Fordrung, gerecht, und einmal gemacht, zum Ende zu führen;„
Und, Iberia's Herrscher, dein weises Fürchten der Zukunft,
„Mehr dir rauben möchte der Krieg, als der Friede gewinnen:„
Sie befreyten die Menschheit von neuem drohenden Elend!
Freyer Albion wird nun deinen Schiffen das Meer seyn;

Und

Und du hast dir, o Carl, dein Reich gerettet! denn innen
Schleichen, obgleich durch strengen Befehl und wachendes Auge
Ueber die Pyrenäen verwiesen, Gedanken des Aufruhrs
Dennoch herum, und erwarten nur, wie verschlossenes Feuer
In den Pfosten des Hauses, der Luft und Freyheit zum Ausbruch.
Sehnlicher harren noch, daß ihre Stunde sich nahe,
Jenseits atlantischer Meere die Völker. Denn übelbefestigt
Ist der Besitz, den Goldgeiz suchte, Grausamkeit raubte,
Aberglaube beschützt und träge Weichlichkeit duldet!
Ach, ihr hütet umsonst! Sie beginnen endlich von selber
Licht und Freyheit zu sehn, und nach bessern Zeiten zu dürsten!
Mexiko du, geschaffen, von allen Reichen der Erde
Eins der ersten zu seyn; denn aus unversiegbaren Quellen
Strömen Reichthümer dir, und nach allen Meeren eröffnen
Deine Häfen sich, die Schätze des glücklichen Landes
Allen Völkern zu bringen: du wirst, im neuen Jahrhundert
Ferne Gewalt verschmähn, und eignen Gesetzen gehorchen.
Ihm folgst, Peru, dann du; ihm folgt ihr, Inseln des Weltmeeres.

Also will es das Schicksal. Als einst, in unglückli-
cher Stunde,
Olavides verdammt ward, da schwebt' ein zürnender
Engel
Oben, in Wolken gehüllt, und sah den leidenden
Weisen!

Häuft dann, Frevler, häuft dann nur
Mit alter neue Schuld!
Denn auf dem Unentsündigten ruht
Noch Peru's und Mexiko's Blut!

Verdammt ihn, verdammt ihn, den Mann,
Der die Segen des Fleißes euch darbeut,
Und eure Wüsten euch
In Paradiese wandeln lehrt!

Ruh' auf euch dann ewige Schuld;
Und jedes Paradies, das euer Fuß betritt,
Wandl' unter dem Fluche der Trägheit
In Dornenfelder sich um!

Doch nein! daß in glücklichern Ländern
Froh der Schöpfer gepriesen wird?
Sey bald, — schon eilen die Jahre, —
Von Eurem Joch die Erde frey!

Also zürnte der Engel: doch unten saßen die
Priester,
Hielten böses Gericht und quälten die Seele des
Mannes,
Der in der Sündergestalt vor ihrem Angesicht da
saß,
Lasen ihm hundert Klagen vor, und Zeugnisse hun-
dert,

Und

Und verdammten die Weisheit und Tugend zu düstern Gefängniß.
Du bist König geworden, o Carl; und siehe, der Weise,
Der Belohnung verdient und die Krone des nützlichen Bürgers,
Irrt noch irgendwo Fremdling umher, im sichernden Ausland
Glücklich verborgen zu seyn, und keiner ruft ihn und gibt ihm
Sein geraubtes Eigenthum wieder! — Dir jetzo gerettet
Hast du, o König, dein Reich: doch drohen nahe Gefahren,
Wenn du dein Jahrhundert nicht kennst, und den Wünschen der Völker,
Wünschen nach besserer Weisheit und freyerer Tugend, zuvorkommst; —.
Aber in höherem Flug hebt nun Britannia's Dichter
Sich zu Sternen empor, wenn er dem kommenden Jahre
Lieder entgegen singt. Wie? täuscht michs, oder erschallt mir
Aus der Ferne die Stimme des frohen Sängers im Nachhall?

Heil dir, Heil dir, du Königin der Meere,
Britannia, du hast gesiegt!
Dein freyer Wimpel weht von Norden bis nach Süden
Im großen Ocean!
Heil dir, Georg; gerecht und festen Sinnes,
Wirst du von drohender Gefahr
Im Herzen nie geschreckt: drum zeichnest du dem Frieden
Und Krieg Gesetze vor!

Heil, Britten, euch! was blicken voller Ehrfurcht
Europa's Völker auf euch her?
Licht herrscht und Freyheit herrscht, wo Britten sind: drum blicken
Sie voller Ehrfurcht her!

Sie lernen zwar; und Dämmrung führt zum Lichte.
Doch bange seyd, o Britten, nicht;
Weit ist der Weg zum Ziel: und einst am Ziele werden
Die Völker Freunde seyn!

Flieht nicht auch schon mit Finsterniß und Knechtschaft
Aus Gallien der alte Haß?
Einst, einst, o Albion, wird deine Tugend siegen,
Die sanfte Menschlichkeit!

Zu jedem Strauß, der kommen kann, gerüstet
Sey dann, ein Löw' im blutgen Kampf:
Doch nur, Europa's Wag' im Gleichgewicht zu halten,
Wenn ungewiß sie schwankt;

Dich selbst zu freun in ehrenvollem Frieden,
Und ihrer Streite Richterin,
Den Völkern rings umher des Friedens Seligkeiten
Zu bringen, wenn sie flohn!

Heil dir, Britannia! sie stieg vom Himmel,
Irene stieg zu dir herab,
Und mit ihr ihre Segen all! Drum jauchze freudig,
Auf deinem Eyland hier,

Und

Und wo du Söhne hast, auf allen Küsten,
Bis wo bey Gegenfüßlern dir
Itzt alten Wüsteneyen, die seit der Schöpfung lagen,
Ein neues Reich entblüht!

In des Sängers Triumph ertönen Stimmen. Sie singen
Pitt's, des Weisen und Standhaften, Lob, der Albions Ruder
Ungeschreckt von der Tadler Schwarm, durch Klippen und Sturm führt;
Singen Herschel, dem Späher des Raums, der mit Augen, wie keiner,
Ihn durchfliegt und Sonnenheere zu Tausenden findet! *)
Aber auch Klagen ertönen drein. Unsterblicher Howard,
Der du Ehre nicht Albions nur, der du Ehre der Menschheit
Lebtest und starbst, dich hör' ich nennen. In fernen Gebieten
Traf dich der Tod, im Lauf der unermüdeten Tugend.
Chersons Erde deckt dein Gebein: doch siehe, dein Name
Wohnt, wo Menschen sind und Menschenliebe gekannt wird!
Glänzend wird sich dir nun dein Marmordenkmal erheben,
Das du lebend nicht wolltest: doch lieber, wenn er auf Erden

Ir-

*) Bekanntlich hat Herr Herschel dies Jahr sein großes 40füßiges Teleskop, das höchste Kunstwerk seiner Art, das menschlicher Fleiß bisher hervorgebracht, vollendet. Auch hat er nun das volle zweyte Tausend Nebelsterne entdeckt.

Irgendwo weilt, wird da dein Geist, o Howard, verweilen,
Wo der menschenfreundliche Richter, dein sich erinnernd,
Elend mildert, und Wohnung ihm baut, und Gefangene tröstet! —
Aber die Klagen verhallen im Strom der fröhlichern Lieder. — —

Also freun sich die Völker des wiederkehrenden Friedens.
Aber wär er auch euch, auch euch, Ruthenia's Bürger,
Erst zurückgekehrt! Nur Eines unglücklichen Tages
Harrt am Oby der Tatar, der Hasser des Russischen Joches,
Siehe, so bricht er hervor, und keiner hält ihn im Sturm auf!

Du, Sarmatien, auch hast keinen Frieden: denn immer
Wogst du hierhin und dorthin, und kennst die Stimme der Freundschaft
Immer noch nicht, und noch nicht das täuschende Locken der Herrschsucht.

Dir auch fehlt es am Trost des seligen Friedens, o Pius;
Aber du wirst ihn nicht finden! der finstern Jahrhunderte Fesseln,
Ob auch künstlich geschmiedet, ob auch von listigen Rednern
Angepriesen, sie duldet der weiser gewordene Geist nicht!
Komm zu deinem Jahrhundert herüber: denn sieh, dein Jahrhundert

Kommt

Kommt zu dir nicht hinüber, noch deines Avignons
Bürger!
Endlich versöhne Rom mit Freyheit und Rechten der
Bürger!

Aber vor allen euch, wer bringt euch den gold-
nen Frieden,
Galliens Söhne, zurück? denn Zwist und böse Ver-
wirrung
Herrschen noch überall von Ende zu Ende des
Reiches.
Zwar ihr feyertet hoch, der Regengüsse nicht
achtend,
Euren Tag des Triumphs, und schwurt am Altar der
Freyheit,
Aber immer noch seyd ihr der Spott der stolzen
Empörer,
Die, zufrieden, nur selbst aus nächtlichem Dunkel zu
herrschen,
Glück der Völker und Ordnung und Sicherheit töd-
ten! *) Noch werden
Jahr

*) Der Verf. hat sich nach allem, was er dies Jahr über gehört oder gelesen hat, nicht überzeugen können, daß er Ursach habe, von seinen vorigen Ueberzeugungen, die Revolution betreffend, abzugehen. (S. die Jahresfeyer von 1789. in d. D. M. Jan. 1790. S. 6 — 8.) Er glaubt das, was die Nationalversammlung, was einige einzelne Mitglieder derselben, was viele andre Mitspieler, und was der Pöbel gethan hat, deutlich genug zu unterscheiden; er glaubt die Unterdrückung, die die lang geweissagte Revolution herbeyführte, so sehr als jemand zu hassen, und dennoch Frankreichs Schicksal zu beklagen, daß es einer Anzahl Ehrgeitziger zur Beute wird, die nach nichts weniger zu verlangen scheinen, als nach einer neuen bessern Constitution, sondern so wie sie einen

Jahr' auf Jahre verschwinden, eh euch der Friede zurückkehrt!
Du sahst, Guibert, ihn nicht, du, der du Deutsche beschämtest,
Daß, unübertroffen, du Friedrichs Tugenden rühmtest;
Du sahst, Guibert, ihn nicht, und viele werden dir folgen,
Und auf glücklichen Fluren den neuen Frieden nicht sehen!
Fremde werden lernen; und mehr, o Galliens Söhne,
Mehr, als ihr selbst, die Frucht von eurem Samen genießen!

Deutschland, erstes der Reiche von allen Reichen der Erde!
Vest gegründet bist du, und ruhst auf ehernen Säulen!
Ruhige Weisheit wird dir, was noch zu bessern ist, bessern:
Ach, denn unterm Mond wohnt keine Vollkommenheit! — Siehe
Deine Fürsten opfern der Wahrheit, und freun sich, zu mehren

Ihrer

einen Schritt vorwärts gekommen ist, die Sache immer wieder zwey Schritt zurückzubringen suchen, und immer neue Untersuchungen erregen, um nichts zur Festigkeit kommen zu lassen. Er glaubt nichts wahrers über die ganze Revolution gehört zu haben, als das Urtheil einer sehr aufgeklärten und verehrungswürdigen Fürstin: daß alle andern Länder, auch ohne Revolution, mehr Nutzen, als die französische Nation selbst, von ihrer Revolution haben würden, weil sie die Fürsten sehr kräftig auf ihre Pflichten aufmerksam gemacht habe.

Ihrer Völker Glück; daß, ehe die Klage noch reif wird,
Lieder des Danks zu dem Ohr der Völkerhirten schon dringen!
Basedow, durch dich, den Mann der freyeren Wahrheit,
Weiser geworden, bilden sie nun zu edleren Menschen
Ihre Jugend; denn das ist der Weg, zu beglücken die Menschheit!
Freudig wirkt der hellere Geist zu Ordnung und Recht mit,
Trägt gerechte Lasten mit Kraft und Weisheit, und rascher
Eilt sein Fuß auf der Bahn der angewiesenen Pflichten!

Söhne Brandenburgs, Genossen des Lichts und der Freyheit,
Das ist euer Ruhm! Mit heißer Vaterlandsliebe
Liebt der König sein Volk, liebt jeder Bürger den König!
Patrioten, ihr klagtet bey Heinrichs Urne, des edeln
Jünglings, zu früh, zu früh der Hoffnung entrissen!
Denn euch theuer ist Friedrich Wilhelm, nnd seine Geliebten!
Jeder, freudig in seiner Pflicht, — die Weisheit zu lehren,
Oder das Land zu beschützen, die Frucht des Feldes zu bauen,
Oder das Leben durch Kunst zu verschönern: — jeder ist Bürger,

Glied der großen Kette vom Thron bis zur Hütte des Landmanns,
Jeder freut sich, glücklich zu seyn und glücklich zu machen!
Ewig bleibt euch dies Glück, und wer in Osten und Westen
Unrecht duldet, der fliehe zu euch, wie in vorigen Zeiten,
Und genieße mit euch der Wonne des seligen Friedens!

Fischer.

---

2. Ode der funfzigjährigen Jubelfeyer der Georgia Augusta am 17. September 1787. gewidmet von mehrern zu Göttingen Studirenden *).

Erhabenster, der du das All gestaltet,
Zu deiner Herrlichkeit Pallast,
Und in ein Lichtgewand, aus Finsterniß entfaltet,
Dein Werk gekleidet hast!

Du hast im Raum, wo deine Sonne lodert,
Um Ein Centralziel aller Kraft,
Zu dem erhabenen Tanz die Sphären aufgefodert,
Der nimmermehr erschlafft!

Es schwebt mit ihm, an Harmonien-Banden,
Der hohe Welt-Choral dahin,
Von dem Pythagoras und Newton viel verstanden,
Und Keplers tiefer Sinn.

Im

*) Gedichte von Gottfried August Bürger. Göttingen 1789. II Th. S. 249.

Im Geistesall, wo Form des Raums verschwindet,
Wo dumpf der Sinn des Zeitstroms Fall
Nur noch vernimmt, hast du weit größer dich verkündet,
Als in dem Sinnenall.

Da lodern hoch, mit wunderbarem Glanze,
Die Sonnen Wahr und Gut und Schön,
Um die — so willst du es — sich in vereintem Tanze
Des Geistes Künste drehn.

Vereinigung ersehnen die drey Flammen
Durch wechselsweisen Zug und Drang.
Auch hier rauscht die Musik der Sphären laut zusammen
In einen Chorgesang;

Und rauschet fort, von Einem Strom gezogen,
Vom Strome der Vollkommenheit.
Ein Niagara stürzt der seine lichten Wogen
Ins Meer der Seligkeit. —

Georgia, die auch Gesang und Reigen
Erhabner Geisteskünste führt,
Tritt heut vor deinen Thron, ihr Haupt vor dir zu neigen,
Dem Anbetung gebührt.

Gefiel bisher dir höchstem Chorageten
Ihr Einklang mit dem großen Chor
Der Schöpfung, so vernimm, was ihre Söhne beten,
O Herr, mit mildem Ohr!

Gesegn' ihr heut im Jubelfeyerkleide
Den Wunsch, den jede Brust ihr weiht,
Und bis zu Götterkraft den Lebenswein der Freude,
Den ihr Georg ihr beut!

Hoch aufgefrischt von dieses Tages Wonnen,
Und deiner Segenskräfte voll,
Erhalte sich ihr Schwung um die drey Geistes-Sonnen,
Um die sie schweben soll!

Nie müsse sie des Rhythmus Kunst verlernen,
Die Glied an Glied ins Ganze fügt!
So fliege sie den Flug mit ihren Folge-Sternen,
Den alles Leben fliegt!

Und werde stets zum Ziele fortgezogen,
Das nur der Gottgeweihte sieht,
Wohin mit Oceans-Gewalt der Kräfte Wogen
Die Kraft der Kräfte zieht!

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Schöne Geist, oder Compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus dem Gebiet der schönen Wissenschaften

Bd.: 2/4.

Gotha [u.a.] 1795

Enc. 18-24,1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400390-6
VD18 80386164-001